

Was in der psychoanalytischen Kur wirkt

Reader zum Kongress
Maison de France, Berlin
2. – 4.12.2011

FREUD]
LACAN]

Gesellschaft

Psychoanalytische Assoziation Berlin e.V.

Inhalt

- 5 Einleitung CLAUS-DIETER RATH
- 17 Von der Geduld ANNEMARIE HAMAD
- 29 Bildungen des Unbewussten als
Brückentechnologien KARL-JOSEF PAZZINI
- 47 Christa Wolf: Stadt der Engel,
oder The Overcoat of Dr. Freud MARTIN JAN DONKER
- 67 Der psychoanalytische Akt und sein Wirken
JEAN CLAM
- 101 Trauma und Migration CHRISTIANE BUHMANN
- 109 Übertragungen DOMINIQUE JANIN-PILZ
- 121 »Lalangue« in die Augen schauen. Eine Textcollage
GEORGETTE SCHOSSELER-PRUM
- 133 Placebowirkung ILSABE WITTE
- 143 Fame CORNELIUS TAUBER
- 159 Die Dynamik der Grundregel.
Umgänge mit den Einfällen SANDRINE AUMERCIER
- 173 Wissen, Wahrheit und Wirkung BERNHARD SCHWAIGER
- 185 Die »neuerliche Prüfung« als Ziel der
Konstruktionen in der Analyse CLAUS-DIETER RATH

Reader zum Kongress

»Was in der psychoanalytischen Kur wirkt«

vom 2.–4.12.2011, Maison de France, Berlin

Hg. von Robin Cackett und Hans-Werner Lehmann

Freud-Lacan-Gesellschaft / Psychoanalytische Assoziation Berlin e.V.
Berlin 2013

Bibliografische Information der deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter
www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-00-044111-0

Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Aufnahme von
Adrienne Crommelin

mit herzlichem Dank an die Fotografin.

Alle Rechte vorbehalten.

Jede Verwertung einzelner Texte nur mit Zustimmung der Autoren.

Einleitung

Was in der psychoanalytischen Kur wirkt

Claus-Dieter Rath

Nachdem der vorige Kongress der Freud-Lacan-Gesellschaft sich auf die freudsche ›Kulturarbeit‹ ausrichtete, gehen wir diesmal das »Wo Es war ...« im engeren Sinn an, nämlich im Hinblick auf die *Kurarbeit*: Was arbeitet in der und durch die Psychoanalyse selbst? Und was in den an einer Psychoanalyse beteiligten Personen? Wie kann die psychoanalytische Kur etwas an der Libidoökonomie, an der Stellung eines Subjekts zum Anderen, an den Verhältnissen von Ich und Es verändern?

Dass Ich und Es mehrdeutige Terme sind, hat besonders Lacans Befragung des freudschen Mottos »Wo Es war, soll Ich werden« deutlich gemacht. Doch wie, wodurch, auf welchem Wege kann *Ich* werden, wo *Es* war, kann *ich* werden, wo *es* war?

Der Titel *Was in der psychoanalytischen Kur wirkt* ist einem Buch belgischer Kollegen entliehen, über das wir in unserem Seminar gesprochen haben: *Ce qui est opérant dans la cure* [Was in der Kur am Werke ist]. *Des psychanalyses en débat* (Balestriere u.a. 2008).

Was können wir hier über das sagen, was in der Kur wirkt?

Wir hoffen, dass eine von uns geführte Psychoanalyse nicht bloß Suggestionseffekten entfaltet, dass der Analysant nicht aus Pflichtgefühl oder allein aus Verliebtheit zu den Sitzungen kommt, und dass in ihr mehr stattfindet als Seelenmassage oder -reinigung. Wofür hätten wir sonst im Kampf gegen unser Nichtwissenwollen und andere Widerstände, Jahre, Jahrzehnte

lang all das Wissen über psychische Strukturen, über die stützende Struktur eines Symptoms, ... ausgearbeitet?

Oder reichte es vielleicht doch aus, wenn der Analytiker sich als gut zuhörendes Übertragungsobjekt zur Verfügung stellt? Der Analysant erledigte dann den Rest. Ist es besser, der Analytiker hat keine Ahnung und tut nichts?

Was von der psychoanalytischen Kur durch uns Analytiker zur Wirkung kommt und was wir über das *in* der Kur Wirkende sagen können, hängt von unserem Analytikerbegehren, von unseren persönlichen Erfahrungen und von dem ab, was wir für ihren Gegenstand halten. Etwas arbeitet im Analysanten und im Analytiker. Aber wie kann gewährleistet werden, dass der psychoanalytische Wirkstoff (*le principe actif, il principio attivo, the active agent/substance*) tatsächlich zur Geltung kommt?

Die Frage der *Wirkung* und des *Wirkens* betrifft allgemeine Charakteristiken der *Talking cure*, deren größter Motor – und zugleich Widerstand – die Übertragung ist, die dafür sorgen soll, dass der eigentliche analytische Wirk- oder Sprengstoff, der weit über die Handhabung der Übertragung hinausgeht, zum Zuge kommen kann: Er liegt in dem Wirken der Sprache und des Sprechens.

Anregungen aus *Beipackzetteln* der psychoanalytischen Kur

Was ist Psychoanalyse und wofür wird sie angewendet?

In seinem Enzyklopädie-Artikel nennt Freud 1923 drei ineinandergreifende Momente:

»PSYCHOANALYSE ist der Name 1) eines *Verfahrens zur Untersuchung seelischer Vorgänge, welche sonst kaum zugänglich sind*; 2) einer *Behandlungsmethode* neurotischer Störungen, die sich auf diese Untersuchung gründet; 3) einer Reihe von psychologischen, auf solchem Wege gewonnenen *Einsichten*, die allmählich zu einer neuen wissenschaftlichen Disziplin zusammenwachsen.« (Freud 1923a [1922], S. 211; Hvh. CDR)

Die Kur-Arbeit ist hier nicht isolierbar, sondern in ein Junktim von Heilen und Forschen eingebunden, sogar mit wissenschaftlichem Anspruch.

Maßnahmen vor der ersten Anwendung

Es bedürfe »einer gewissen psychischen Vorbereitung des Kranken«, schreibt Freud 1900:

»Man strebt zweierlei bei ihm an, eine Steigerung seiner Aufmerksamkeit für seine psychischen Wahrnehmungen und eine Ausschaltung der Kritik, mit der er die ihm auftauchenden Gedanken sonst zu sichten pflegt. Zum Zwecke seiner Selbstbeobachtung mit gesammelter Aufmerksamkeit ist es vorteilhaft, dass er eine ruhige Lage einnimmt und die Augen schließt; den Verzicht auf die Kritik der wahrgenommenen Gedankenbildungen muss man ihm ausdrücklich auferlegen. Man sagt ihm also, der Erfolg der Psychoanalyse hänge davon ab, dass er alles beachtet und mitteilt, was ihm durch den Sinn geht, und nicht etwa sich verleiten lässt, den einen Einfall zu unterdrücken, weil er ihm unwichtig oder nicht zum Thema gehörig, den anderen, weil er ihm unsinnig erscheint. Er müsse sich völlig unparteiisch gegen seine Einfälle verhalten [...].« (Freud 1900a, S. 105)

Freud wünscht nicht tiefsinnige Grübeleien, sondern Selbstbeobachtungen (ebd., S. 106).

Psychischer Vorbereitung bedarf es natürlich auch auf Seiten des Analytikers. Und dessen Eignung ist seit über einem Jahrhundert Gegenstand von Gefechten um die Frage: Wer darf beanspruchen, sich Psychoanalytiker zu nennen, und wie kommt ein Analytiker zustande? Sándor Ferenczi erklärte dazu 1910 bei dem Gründungskongress der IPV:

»Uns droht sozusagen die Gefahr, in Mode zu kommen, womit die Zahl derjenigen, die sich Analytiker nennen, ohne es zu sein, gar bald ansehnlich wachsen dürfte. Wir können aber die Verantwortung für all die Unvernunft nicht tragen, die man unter dem Namen Psychoanalyse auftischt, wir haben also

außer unseren Publikationsorganen einen Verein nötig, deren Mitgliedschaft einige Garantie dafür bietet, dass wirklich Freuds psychoanalytisches Verfahren und nicht eine zum eigenen Gebrauch zurechtgebraute Methode angewendet wird. Eine spezielle Aufgabe des Vereins wäre es, die wissenschaftliche Freibeuterei, deren Opfer die Psychoanalyse heute ist, zu entlarven. Genügende Sorgfalt und Vorsicht bei der Aufnahme neuer Mitglieder würde es ermöglichen, den Weizen von der Spreu zu sondern.« (Ferenczi 1989 [1910], S. 148)

Macht nicht jeder die Psychoanalyse Praktizierende »eine zum eigenen Gebrauch zurechtgebraute Methode« aus dem, was er/sie bei Freud, Lacan,¹ Klein, Balint, Winnicott u.a. gelesen, in Analyse(n) und Kontrollanalyse(n) selbst erfahren, durch klinisch-theoretische Arbeit und andere Formen des Gedankenaustauschs mit Kollegen erworben hat?

Zu *Häufigkeit und Dauer der Anwendung* seines Produkts gibt Freud an:

»Ich arbeite mit meinen Patienten täglich mit Ausnahme der Sonntage und der großen Festtage, also für gewöhnlich sechsmal in der Woche. Für leichte Fälle oder Fortsetzungen von weit gediehenen Behandlungen reichen auch drei Stunden wöchentlich aus. Sonst bringen Einschränkungen an Zeit weder dem Arzte noch dem Patienten Vorteil; für den Anfang sind sie ganz zu verwerfen. Schon durch kurze Unterbrechungen wird die Arbeit immer ein wenig verschüttet; wir pflegten scherzhaft von einer »Montagskruste« zu sprechen, wenn wir nach der Sonntagsruhe von neuem begannen; bei seltener Arbeit besteht die Gefahr, dass man mit dem realen Erleben des Patienten nicht Schritt halten kann, dass die Kur den Kontakt mit der Gegenwart verliert und auf Seitenwege gedrängt wird. Gelegentlich trifft man auch auf Kranke, denen man mehr Zeit als *das mittlere Maß von einer Stunde* widmen muss, weil sie den größeren Teil einer Stunde verbrauchen, um aufzutauen, überhaupt mitteilbar zu werden.« (Freud 1913c, S. 460; Hvh. CDR)

¹ Lacan war 1932–38 in Analyse bei Rudolph Loewenstein, der einige Jahre lang (1923–25) im historischen Berliner Institut gearbeitet hatte und selbst Analysant bei Hanns Sachs war.

Die Wendungen »für gewöhnlich«, »gelegentlich« und »das mittlere Maß von einer Stunde« belegen eine gewisse Variabilität Freuds.² Generell empfiehlt der Erfinder: je häufiger, desto wirksamer. Das Thema unseres Kongresses setzt den Schwerpunkt nicht auf die Stärke der Einwirkung oder der Auswirkungen, sondern auf die Analysewirkstoffe selbst.

Freud unterscheidet die Psychoanalyse von der hypnotischen Therapie. Diese vernachlässige den in der Psyche wirkenden quantitativen Aspekt und suche »etwas im Seelenleben zu verdecken und zu übertünchen, die analytische etwas freizulegen und zu entfernen. Die erstere arbeitet wie eine Kosmetik, die letztere wie eine Chirurgie. [...] Die analytische Kur legt dem Arzt wie dem Kranken schwere Arbeitsleistung auf, die zur Aufhebung innerer Widerstände verbraucht wird. Durch die Überwindung dieser Widerstände wird das Seelenleben des Kranken dauernd verändert, auf eine höhere Stufe der Entwicklung gehoben und bleibt gegen neue Erkrankungsmöglichkeiten geschützt.« (Freud 1917, S. 468f.).

Fände jemand von uns eine Original-Packung *Freud'sche Kur* aus den frühen 20er Jahren – sprächen heutige Menschen auf das Originalpräparat so an wie die damaligen? Zeigten sich Unverträglichkeiten?

Kennt die freudsche Methode ein Haltbarkeits- und Verfallsdatum? Wie steht es um die *Generika* aus den Häusern Klein, Balint, Bion, ... Lacan? Enthalten sie identische Wirkstoffe und erzielen sie vergleichbare Ergebnisse? Schon im Zuge von Freuds eigenen Forschungen kam Neues hinzu. Bestehendes wurde differenziert (vgl. Freud 1920g, Kap. 3), verworfen oder umgekrempelt, etwa die Verhältnisse zwischen Verdrängung und Angst. Diesem praktischen und theoretischen Erbe haben Mitarbeiter, Schüler, Nachfolger – und damit auch jeder Einzelne von uns – etwas *zugefügt, hinzugefügt* oder auch *abgezogen* (vielleicht ein produktives *levare*). Beispielsweise verflachen Deutungstheorie und Deutungskunst infolge der Fixierung auf das Versteh- und Einfühlbare (das Intelligible), wenn Gegenübertragungsdeutung dominiert.

² Zur Politisierung der Frage der Sitzungsdauer vgl. Rath 2003.

Natürlich sind nicht nur die Psychoanalyse, die Kur und der Status ihrer Theorien im Wandel begriffen, sondern unsere Lebensbedingungen, unsere Formen von Subjektivität und unsere psychischen Leiden. Heute erweitern Neuroleptika mit antipsychotischer Wirkung das Klientel psychoanalytischer Praxen und die psychoanalytische Psychosenbehandlung.

Unerwartete Wirkungen und Wechselwirkungen

Nicht nur Häufigkeit und Dauer der Sitzungen tragen zur Entfaltung oder Bremsung der Analyse-Wirkkräfte bei; auch Nebenübertragungen, privater Umgang mit der Analytikerperson und das gleichzeitige Studium analytischer Literatur gelten als problematisch. Freud warnt sogar, jede Besserung könne die Kur gefährden.³

Einige weitere, heute beobachtbare Interferenzen:

- neben dem Alkohol und Angstlösern in Pillenform der tägliche Joint, am Wochenende Partydrogen, die etwas von der ›Not des Lebens‹ dämpfen sollen und diese oft zugleich verstärken; auch die Linie Koks, Ketamin, MDMA, ...
- parallel praktizierte spirituelle Techniken: Yoga, Meditation, auch religiöse Praktiken, Coaching oder eine gleichzeitige Paar- oder Familientherapie
- das Chatten im Internet, Lebenshilfe-Foren, all das, womit ein *Gamer* seinen Tag verbringt, der eigene *Avatar* (Stellvertreter) bei Identitätsspielen in der virtuellen Welt. Das Netz als Wissensinstanz und als *Facebook*
- neuere Ausmaße und Formen der kapitalistischen Verwertung der Arbeitskraft und des Begehrens
- die Verbreitung der Psychodiskurse in der Alltagsrede, in der Erziehung, in Paargesprächen, in den Massenmedien, ...

³ »Der nächste Motor der Therapie ist das Leiden des Patienten und sein daraus entspringender Heilungswunsch. Von der Größe dieser Triebkraft zieht sich mancherlei ab, was erst im Laufe der Analyse aufgedeckt wird, vor allem der sekundäre Krankheitsgewinn, aber die Triebkraft selbst muss bis zum Ende der Behandlung erhalten bleiben; jede Besserung ruft eine Verringerung derselben hervor.« (Freud 1913c, S. 477)

Weiter zu beachten:

Lagerung: Wie soll Psychoanalyse aufgehoben werden? Muss man sie vor Kindern fernhalten? Und vor Verrückten?
Wann kann das Produkt abgesetzt werden?
Wie erkennt man, dass es jetzt gut ist?
Gibt es prinzipielle Kontraindikationen?
Ist in bestimmten Fällen eine Modifikation oder Einschränkung des Vorgehens erforderlich?

Einen Punkt, der auf keinem Beipackzettel fehlen darf, übergehe ich hier wegen seiner Komplexität: *Verkehrstüchtigkeit und das Bedienen von Maschinen*.

Das soziale Band unter Analytikern

Dieser Kongress wird alle zwei Jahre von Mitgliedern der Freud-Lacan-Gesellschaft ausgerichtet. Sie bzw. ihre Arbeitsgruppen sind laut Satzung dazu »aufgefordert, Ergebnisse ihrer Arbeit in einem Bericht vor der Mitgliederversammlung oder in anderen Formen [...] publik zu machen.«⁴ Nicht Texte sollen abgeliefert, sondern ein temporärer Sprechplatz soll geschaffen werden, jenseits interner Arbeitszusammenhänge und des in Vereinzelung betriebenen Studiums.

Die Übertragungen und Identifizierungen hinsichtlich einer Öffentlichkeit, die etwas von der Sache verstehen sollte, sind Herausforderungen, die unsere Arbeit bedrängen und fördern.

In welcher Gesellschaft eigentlich befinden Freud und Lacan sich bei uns, in der *Freud-Lacan-Gesellschaft*?

Angesichts bürokratischer und anderer Destruktionspotentiale, die in sämtlichen psychoanalytischen Organisationen wirken, ist zu fragen, wie der Um-

⁴ Vgl. die Satzung auf der Homepage der FLG: www.freud-lacan-berlin.de.

gang, den Analytiker untereinander pflegen, auch die Psychoanalysevermittlung prägt, und damit den Stil und die nicht davon ablösbaren Inhalte.

Der Untertitel des Buchs unserer belgischen Kollegen lautet *Des psychanalystes en débat* und betont damit die Auseinandersetzung, das soziale Band zwischen Analytikern. Das Junktim von Heilen und Forschen hat somit am Wirken der Psychoanalyse Anteil.

Bei der Seminarlektüre fiel uns auf, dass die vier Belgier mehr über das Analysieren und über das, was in der Analyse wirkt, zu sagen vermochten als heutige deutschsprachige Autoren und wie sehr sich das Sprechen über diese Fragen im französischsprachigen und im deutschsprachigen Kontext unterscheidet.⁵ Manche meinten, das läge an der unterschiedlichen Aufnahmefähigkeit für den psychoanalytische Diskurs. Jedenfalls haben die vier Analytiker unterschiedlicher Orientierung, Lacanianer und nicht, sieben Jahre lang miteinander über diese Frage des Wirkens gesprochen – und zwar ausgehend von ihrer Arbeit und einigen wenigen Texten –, und das hatte den Boden für die Qualität ihres Austausches geschaffen. In dem Buch legte jeder von ihnen seine persönlichen Auffassungen dar und stellte sich dann einer ausführlichen Diskussion mit den Koautoren.

Das Anknüpfen an eigener Erfahrung ist eines der heikelsten Kapitel im Verkehr unter Psychoanalytikern, wird die notwendige Infragestellung eigener Praxis- und Theorie-Erfahrung doch massiv von Denkgeboten und -verboten beherrscht. Wichtiger erscheint die Legitimierung durch Schul- oder Instituts- oder Gruppenzugehörigkeit. Als müsse jede Aussage zu etwas, das einem fragwürdig vorkommt, belegen, dass die eigene Bezugsgruppe – ob sie nun Mainstream, randständig oder ausgestoßen – im Besitz eines höheren Gutes ist.

⁵ Vgl. etwa die Beiträge in dem Sammelband von Hermann Lang *Wirkfaktoren der Psychotherapie* (3. Aufl., 2003); eine Ausnahme bildet dort der aus dem Französischen übersetzte Vortrag von Lucien Israël (Israël 2003 [1986]).

Doch was in einer Analyse zählt, ist nicht die Mitgliedschaft, sondern der besondere analytische Akt der beteiligten Personen.

Was sind unsere Beobachtungen, Entdeckungen, Schlüsse? Wie und woran erkennen wir, ob sie tragfähig sind und ob sie etwas taugen? Worin besteht deine Forschung, was veranlasst dich dazu, und wie verknüpft sie sich mit der psychoanalytischen Gemeinschaft?

Wie stellst du dar, was unkenbar ist? Was lässt sich über die eigene Arbeit bewusst sagen? Verschwindet nicht das Entscheidende sogleich im Vergessen? Was erfassen die *Stundenprotokolle*, die in der institutionalisierten Supervision sich etabliert haben, und deren Wert Helene Deutsch schon in den 20er Jahre als sehr gering einschätzte (vgl. Rath 2008)?

So sind neben ethischen in unserer psychoanalytischen Arbeit auch ästhetische Fragestellungen impliziert, die nicht etwa das Couch-Design betreffen, sondern die Wahrnehmbarkeit und Darstellbarkeit dessen, was in der Psyche und was in der psychoanalytischen Kur wirkt.

Was kann der Analysant über seine Analyse sagen, wo sie doch an kaum zugänglichen seelischen Vorgängen arbeitet? Recht hilflos begegnet er Fragen, mit dem man einem Analyseneuling gerne kommt: »Wirkt es? Spürst Du schon etwas? Geht's Dir schon besser?«

Und neugierige Kinder, Eltern, Lebensgefährten fragen: »Was passiert denn da, wo Du immer hingehst, in dieser Therapie?« – »Analyse! Ich mache eine Analyse« – »Ja gut, was passiert denn da?«

Und was kann der Analytiker sagen, wenn doch die ideale Arbeitshaltung so ist, dass er »die bewussten Zielvorstellungen bei der Behandlung« aufgibt und sich ganz der Führung des Unbewussten überlässt? (Freud 1911e, S. 354)

Die Deutung – und nicht nur diese – unterläuft dem Analytiker. Er kann nicht im selben Moment wissen, was er tut. Manchmal wird er gefragt: »Warum haben Sie das gesagt?« Beim Versuch, sofort darauf zu antworten, riskiert

er etwas zu konstruieren, was ganz danebenliegt und den weiteren Gang der Dinge eher behindert, verstopft als dies seine spontane, unkontrollierte Bemerkung gemacht hatte.

Aber er sollte zumindest hinterher wissen, was er getan hat.

Der Gastbeitrag zu diesem Band ist von Annemarie Hamad, die seit Jahrzehnten in Paris lebt. Sie ist Psychoanalytikerin, und sie bewegt sich in mehreren sozialen Netzen. Sie sagte:

»Zum Verständnis von Lacans Werk im deutschen Sprachraum beizutragen ist mir wichtig, zumal die Übertragung seiner Sprache ins Deutsche neue Wege eröffnet, so wie damals seine Lektüre von Freud die Psychoanalyse neu belebt hat.«

Annemarie Hamad arbeitet in Paris mit Menschen jeden Alters – wie sie mir sagte –, auch mit solchen, die noch nicht sprechen können. Ehemals war sie in der Jugendpsychiatrie tätig, hat dann eine Ambulanz (*Centre médico-psycho-pédagogique*) geleitet und war auch etliche Jahre in der von Françoise Dolto gegründeten *Maison Verte* aktiv engagiert. Der Schwerpunkt ihres Interesses liegt im Schöpferischen des Subjektivierungsprozesses, sei es in der Sprache, der Schrift oder in der bildenden Kunst.

Zu ihren auf deutsch erschienen Publikationen gehören Artikel im *Jahrbuch für klinische Psychoanalyse*, in den *Arbeitsheften Kinderpsychoanalyse*, und beim *Verein für Psychoanalytische Sozialarbeit*.

Ihr Thema ist »Geduld«.

LITERATUR

BALESTRIERE, LINA/GODFRIND, JACQUELINE LEBRUN,
JEAN-PIERRE/MALENGREAU, PIERRE (2008):
Ce qui est opérant dans la cure. Des psychanalystes en débat.
Ramonville Saint-Agne (érès).

FERENCZI, S. (1989 [1910]):
Zur Organisation der psychoanalytischen Bewegung.
In: Dahmer, H. (Hg.): Zur Erkenntnis des Unbewußten.
Schriften zur Psychoanalyse. Frankfurt a. M. (Fischer). S. 140–153.

FREUD, S. (1900a):
Die Traumdeutung. G.W., Bd. 2–3.

FREUD, S. (1911e):
Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse.
G.W., Bd. 8, S. 350–357.

FREUD, S. (1913c):
Zur Einleitung der Behandlung.
(Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse).
G.W., Bd. 8, S. 454–478.

FREUD, S. (1917):
Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.
28. Vorlesung: Die analytische Therapie. G.W., Bd. 11,
S. 466–483.

FREUD, S. (1920g):
Jenseits des Lustprinzips. G.W., Bd. 13, S. 1–69.

FREUD, S. (1923a [1922]):
»Psychoanalyse«, »Libidotheorie«. G.W., Bd. 13, S. 211–223.

FREUD, S. (1932):
Neue Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.
31. Vorlesung: Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit.
G.W., Bd. 15, S. 62–85.

FREUD, S. (1986):
Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904.
Frankfurt a.M. (S. Fischer).

ISRAËL, L. (2003 [1986]):
Die symbolische Begegnung. In: Wirkfaktoren der Psycho-
therapie, hg. H. Lang, 3. Aufl. Würzburg (Königshausen &
Neumann) 2003, S. 25–35. Frz. Original in: Boiter n'est pas
pécher. Paris (Denoël) 1989.

RATH, C.-D. (2003):
Im Sommer 1963 lässt die Internationale Psychoanalytische
Vereinigung Jacques Lacan die Lehrerlaubnis entziehen –
was war das Unvereinbare? Psychoanalyse – Texte zur Sozial-
forschung, 7. Jg. Heft 12, S. 5–34.

RATH, C.-D. (2008):
Psychoanalysieren unter Kontrolle. Helene Deutschs Beitrag zu
den Fragen der Kontrollanalyse im Kontext der zeitgenössischen
Diskussion. In: Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der
Psychoanalyse, Heft 42, S. 8–36.

Von der Geduld

ANNEMARIE HAMAD

Als Auftakt zu dieser Tagung zum Thema »Was in der Analyse wirkt« mag mein etwas altmodisch dichterischer Titel überraschen. Vielleicht hat der semantische Raum des Verbs »wirken« – Wirksamkeit, Effizienz, Performance, Leistung – in mir eine Bremsung ausgelöst. Bloß nicht zu schnell! Denn wir werden ja sowieso immer erst nachträglich wissen, was gewirkt hat. Der andere Ansatz zur Wahl dieses Aspektes der psychoanalytischen Arbeit kommt, wie des öfteren, daher, dass ich vorwiegend im französischen Sprachbereich lebe und arbeite, wobei jedoch das Durchdringen des verdrängten oder »passiven« Deutschen meiner Kindheit in mehr oder weniger bewussten Übersetzungsbemühungen sich immer wieder neu als Raum öffnend erweist, weshalb ich denn auch jedes Mal erfreut bin, hier in Deutschland mitwirken zu dürfen.

Um zur Sache zu kommen: Beim Durchlesen der Thematik dieser Tagung dachte ich zuerst mal an meine Patienten. Nun klingt in dem französischen Wort »patient« für mich im gleichen Atemzug »Patient« wie auch »geduldig« an. »Patient« ist auf das Partizip Präsens des lateinischen Verbs »pati«, »erleiden«, »erdulden« zurückzuführen, welches in seiner französischen Form »pâtir« heutzutage noch in der Verwendung »pâtir de«, »an Mangel leidend«, gebräuchlich ist. (In diesem Sinne ist also auch der Analytiker Patient, mit dem Unterschied, dass er weiß, dass gerade das Erhalten des Mangels in der Arbeit zu Nutzen kommt). Gleichzeitig verkörpert das Wort in einer gewissen aktiven Form das Passiv der Verben oder Zeitwörter, die uns in unserem menschlichen Erleben bestimmen. Unweigerlich verbindet sich damit die grammatische Artikulierung des Trieblebens, wie Freud sie uns in seinem Artikel von

1915, *Triebe und Triebchicksale* dargelegt hat: *Sehen, gesehen werden, hören, gehört werden, lieben, geliebt werden* usw., und darüber hinaus besonders der von Lacan hervorgehobene dritte Zeitpunkt, wo aus dem Hin und Her zwischen Aktiv und Passiv in einem spiralförmigen Kreislauf immer wieder neu das Subjekt ersteht.

Diesen dritten Zeitpunkt können wir am besten im Gebaren eines Säuglings gegenüber seiner Mutter, der ersten Verkörperung des großen Anderen feststellen: Schematisch gesehen ist er als potentielles Subjekt vorerst Objekt dieses Anderen, der sich nicht bloß um ihn kümmert, ihn pflegt, sondern auch Vergnügen daran findet.¹ Dadurch nimmt er ihn wahr und fühlt sich von ihm wahrgenommen. Um dieses »sich wahrgenommen Fühlen« immer wieder herzustellen, reckt er seinen kleinen Körper empor und bietet sich dem Genießen des Anderen dar. Es ist die spezifische Aktion oder Reaktion des Anderen, der ihm die Subjektivierung seines Objekt-Seins ermöglicht. »Il se fait voir« sagt man, er *lässt* sich nicht nur ansehen, sondern trägt etwas dazu bei. Im Französischen nimmt das willentliche Agieren überhand, während man im Deutschen »lassen« vielleicht etwas von der Gelassenheit heraushören kann, und zwar im Sinne von etwas, das nach Heidegger jenseits des »Bereiches des Willens«, »außerhalb der Unterscheidung von Aktivität und Passivität« liegt. Beide Ausdrucksweisen sind für die Klinik interessant. Gehen wir vom Agieren aus und anerkennen wir die Bedeutung des lateinischen Verbs »agere« (etwas ausführen, durch Bewegung ausdrücken), so sehen wir die Lustkomponente des Triebdrangs, etwas zu produzieren, um die Existenz des großen Anderen zu sichern. Wenn es bei erwachsenen Patienten darum geht, sie durch Zurückführung auf die Vergangenheit vom Agieren zum Erinnern zu bringen, so erfordern die Inszenierungen (also das Agieren) von Kindern das Entziffern des sprachlich noch nicht Ausdrucksfä-

¹ Siehe Freud (1905d): »Der Verkehr des Kindes mit seiner Pflegeperson ist für dasselbe eine unaufhörlich fließende Quelle sexueller Erregung und Befriedigung von erogenen Zonen aus, zumal da letztere – in der Regel doch die Mutter – das Kind selbst mit Gefühlen bedenkt, die aus ihrem Sexualleben stammen, es streichelt, küsst und wiegt und ganz deutlich für ein vollgültiges Sexualobjekt nimmt.« (S.126)

higen ihres Erlebens. Was die Gelassenheit betrifft, so hat sie mit der Geduld zu tun, und ich verdanke sie der Arbeit mit Säuglingen und von daher auch der Möglichkeit, mich mit kleinen Autisten einzulassen, diesem weiten Feld – wo sich Subjekt und Objekt ganz langsam, vorerst unerkant, zerstreut, flüchtig, in winzig kleinen Spuren von Strichen auf einem Blatt Papier, bestimmten Lauten oder Knetbällchen von einander distanzieren – Arbeitslust und Bedeutung abzugewinnen. Ich lasse mich von ihnen überraschen.

Bei den Autisten ist es nämlich vorerst so, dass sich der dritte Zeitpunkt des Triebkreislaufes, das heißt also, das »sich dem Anderen als Objekt des Genießens Anbieten«, z.B. ihm die Fingerchen oder die Zehchen in den Mund stecken, aus mannigfachen Gründen nicht artikulieren können. In ihren stereotypen Gewohnheiten von hin und her schieben, Licht anmachen und auslöschten, im selbstverlorenen Hin- und Herwiegen ihres Körpers erliert sich die ungelöst gebliebene Frage ihrer Existenz als für den Anderen bedeutendes Subjekt.

Sicher verdanken wir es der Geduld des Großvaters Freud, dass er im Fort-da-Spiel mit der Fadenspule seines achtzehnmonatigen Enkels eine bedeutende, ja sogar »eine große kulturelle Leistung« (Freud 1920, S. 225) erkannte, und zwar in der spielerischen Sublimierung der erduldeten Unlust der Abwesenheiten seiner Mutter und deren Auswirkungen auf sein eigenes Anwesenheitsgefühl. Es gilt jedoch, ein drittes Moment in diesem Dualismus von Verschwinden und Wiedererscheinen festzuhalten. Alain Didier Weill stellt in seinem Buch *Un mystère plus lointain que l'inconscient* [Ein entfernteres Mysterium als das Unbewusste] (2010, S. 46) die Frage: »Auf welchen signifikanten Punkt kann sich die in den Kulissen verschwundene Spule stützen, um wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen?« Der Autor bezieht sich auf den Ursprung der griechischen Tragödie, wo die mystische Einheit des Urchors dadurch erschüttert wurde, dass sich eines seiner Mitglieder daraus herauslöste und sich ihm gegenüberstellte. Es entstand so ein reales Loch im Chor, dessen Vollkommenheit von da an entheiligt war. Danach war jedes Erscheinen des Schauspielers auf der Bühne eine Erinnerung an das Verschwinden des geheiligten Urchors. Genau so wirkt das reale Loch, welches wir die Kastration der Mutter nennen, als Attraktionspunkt für die sich immer wiederholende Inszenierung des rhythmischen Spiels des Erscheinens und

Verschwindens. Der Schauspieler, so wie ein jeder Mensch, der das Risiko eingeht, seine Rolle auf der Weltbühne zu spielen, ist ein doppelter Häretiker. Nicht nur den Chor, mit dem wir die allmächtige Mutter identifizieren können, hat er zu Leiden gebracht, sondern er hat auch das geschriebene Gesetz des Staates (des symbolischen Vaters) erzürnt, und zwar dadurch, dass er sich selbst autorisiert. Dadurch, dass er dieses Schicksal auf sich nimmt, erträgt, erduldet, schreibt sich im Menschen der Wiederholungsdrang ein, der nicht nur, wie man es bei Freud vermuten mag, als ewige Wiederkehr des Gleichen, sondern als Drang zu immer wieder erneutem Erleben der Begegnung mit dem Realen verstanden werden kann. So ist die Wirkung von Thánatos bei Empedokles nicht die Zerstörung, sondern das vorübergehende Verschwinden der Form in separaten Elementen, die sich durch die Kraft des Eros neu zusammensetzen (ebd. S. 30). Dieser Drang stützt sich auf einen Rhythmus, den wir als *fort* – Pause, gespannte Erwartung (Wirkung der Begegnung mit dem Loch im Realen, wodurch sich das Subjekt neu artikuliert) – und *da* skandieren können. Ich folge Alain Didier Weill gerne, wenn er einen so genannten Dionysos-Komplex vorschlägt, der uns erlaubt, das menschliche Begehren über das, was durch den Ödipus-Komplex verständlich geworden ist, hinaus zu erforschen.² Und dies nicht nur, weil ich darin eine Antwort auf etwas fand, was ich im Rhythmus der täglichen Praxis erahnte, sondern auch, weil es mit Lacans Theorie des von der Sprache bestimmten Mensch-Seins (*parlêtre*) in Einklang steht.

Bescheiden wir uns hier damit festzuhalten, dass es um Dionysos, den Gott der Musik geht, und weisen wir dabei auf Nietzsches Frühwerk *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* hin. Das von Dionysos entfachte Begehren ist nicht das durch ein *sichtbares* Objekt erweckte sexuelle Begehren, sondern dasjenige, welches durch das Hören des Rhythmus entsteht. Und

² Alain Didier-Weill postuliert einen Dionysos-Komplex, den er für die Psychoanalyse als unendlich reichhaltiger als den Ödipus-Komplex hält. Nietzsche folgend, hält er den Gott der Musik, des Rausches und der »Leidenschaften« für das Lebensbejahende, Daseinsbejahende, Grenzüberschreitende schlechthin.

der Rhythmus der Ursonate, die uns ins Leben wiegt, ist nichts anderes als die Prosodie der Muttersprache (Lacans »lalangue«).³ Ich bin der Meinung, dass in der Begegnung zwischen dem Analytiker und seinen Patienten, in der mehr oder weniger harmonischen Melodie des Sprechens, der Saitenklang der Stimmbänder, das Gebläse der Luftröhre als musikalische Matrix des in den Zwischenräumen zwischen den Signifikanten sich suchenden Subjekts eine erinnernde Kraft in Umlauf setzen, auf die sich das immer wieder verwunderliche Phänomen der Übertragung stützt. In der Musik wird das Subjekt dem Realen des Zeitlosen und Raumlosen entrissen, im Takt der erklingenden Noten belebt es sich als zwischen ihnen aufgehoben und von ihnen bedeutet. Ich würde sagen, ein Stück der Wirksamkeit der Psychoanalyse verbirgt sich darin, dass die »Talking cure«, also das Sprechen selbst, es erlaubt, dass die auf diese Weise entstandenen Niederschläge des Primärvorgangs ihren Weg »posthum« in den Sekundärvorgang des Unbewussten finden (vgl. Freud 1950c, S.359).

Selbst Freud, der ja bekanntlich nicht viel für Musik übrig hatte, scheint etwas davon gewusst zu haben. Er schreibt nämlich in einem besonders betrübten Brief an Fließ, wo er wie so oft an Verstimmung und lauernden Zweifeln leidet, die ihm die Arbeit beinahe unmöglich machen:

»Ich habe mir so geholfen, dass ich auf alle bewusste Gedankenarbeit verzichtet habe, um nur mit einem *dunklen Takt* weiter in den Rätseln zu tapen. Seitdem mache ich die Arbeit, vielleicht geschickter als je, aber ich weiß nicht recht, was ich mache« (Freud 1999, S. 442f.).

³ Pascal Guignard sagt es poetisch: »Rien de cru dans le langage. Langage trop près de la cuisson. Tout ce qui est dit est cuit. ... l'oreille a précédé la voix, des mois durant. La gazouillis, le chantonnement, le cri, la voix sont venus sur nous des mois et des saisons avant le langage articulé et à peu près sensée.« [Nichts ist roh in der Sprache. Sprache ist dem Gekochten zu nah. Alles Gesagte ist gekocht. Das Ohr ist der Stimme vorangegangen, während Monaten. Das Plappern, das Singende, der Schrei, die Stimme sind Monate, Jahreszeiten früher auf uns gekommen als die artikulierte und ungefähr sinnvolle Sprache.] (Guignard, 2002, S. 27)

Das erinnert mich an eine Aussage des Künstlers Alberto Giacometti: »*Je ne sais ce que je vois qu'en travaillant*« [Nur indem ich arbeite, weiß ich, was ich sehe] (Giacometti 1993). Freud sagt wenig später über seine Freizeit: »Ich vegetiere also harmlos, sorgsam, die Aufmerksamkeit von dem Thema, das ich tagsüber bearbeite, abgelenkt zu halten« (Freud 1999, S. 443). Er hat also die Geduld gehabt, sich von einem dunklen Takt ergreifen zu lassen, der es ihm erlaubt, weiter zu tappen, d.h., wenn auch zögernd, auf unerkanntem Gelände im Schreiten selbst, also in der Fortbewegung, neue Wege frei zu legen. »Bei diesem Regime«, schreibt er, »bin ich heiter und meinen acht Opfern und Quälern [also seinen Patienten] voll gewachsen.« Ist es nicht so, dass die Geduld, das »harmlose Vegetieren«, das er sich, immerhin etwas abschätzig, selbst zuspricht, ihn ein wenig vom leidenschaftlichen Überich des Forschers und Heilers befreit, so dass er im Anhören selbst, zwar »nicht recht weiß, was er macht«, aber doch »geschickter arbeitet als je«. Wenn Lacan uns ermahnt, uns vor dem Verstehen zu hüten, um uns in der schwebenden Aufmerksamkeit von dem Insistieren der Signifikanten des Analysanten überraschen lassen zu können, heißt das nicht, sich deren Ton und Taktverkettung hinzugeben, die in uns selbst die Musik des hörenden Subjekts erweckt, in welcher wir uns mit dem Patienten auf dem Möbiusband der Übertragung bewegen? Patience und Passion stammen ja beide vom Verb »pati« ab. Erstere, also die Geduld, ist aktive Passivität, subjektives Zurückhalten gegenüber dem Imperativ der Leidenschaft, Passion, in der wir Objekt des Genießens des großen Anderen sind, wovon sich der Patient befreien will. Ich werde auf die Auswirkung der Geduld auf den Analysanten zurückkommen. Zuerst aber noch ein Rückgriff auf Freuds ambivalenten Bezug zur Musik (vielleicht zu seiner Muttersprache im Sinne der *Lalangue*). Im Kapitel über »Das Vergreifen« in der *Psychopathologie des Alltagslebens* stellt er sich die Frage, warum er in der Eile eines Patientenbesuchs anstatt des Reflexhammers die Stimmgabel, welche beide seit vielen Jahren auf seinem Schreibtisch nebeneinander liegen, in die Tasche gesteckt hat: »Wer hat zuletzt nach der Stimmgabel gegriffen? ... ein *idiotisches* Kind, bei dem ich die Aufmerksamkeit auf Sinneseindrücke prüfte, und das durch die Stimmgabel so gefesselt wurde, dass ich sie ihm nur schwer entreißen konnte.« Er assoziiert dazu: »Soll das also heißen, ich sei ein Idiot? Allerdings scheint es so, denn der nächste Einfall, der sich an Hammer assoziiert, lautet »Chamer« (hebräisch: Esel).« (1901b, S. 183). Seine

Schlussfolgerung aus dem Missgriff ist die Stimme der Selbstkritik bezüglich eines anderswo begangenen Missgriffs in Form einer Fehldiagnose, die ihn denn auch stark verstimmt hat. Heute kennen wir die Wirkung, die ein reiner Ton auf psychisch schwer geschädigte Kinder ausübt, er ist ein Objekt mit dem es sich gefahrlos identifizieren kann, in ihm erfährt es sich als Subjekt, das erklingt und verklingt, was meines Erachtens die erste Spurung für das Sprechwesen ist, das sich als Subjekt zwischen den Signifikanten erspürt. Hätte sich Freud mit dem aus seiner Muttersprache auftauchenden »Chamer« als geduldiger Esel identifizieren können, dann hätte er vielleicht dem Kind die Stimmgabel, die sich in seine Tasche verirrt hatte, nicht entreißen müssen, sondern dem Stimmton als Echo des Objektes »a« eine Bedeutung geben können.

Im Französischen heißt die Stimmgabel *diapason*, und »sich auf jemanden einstellen« ist »*se mettre au diapason de quelqu'un*«. Es scheint mir, dass wir, gleich den Musikern mit ihren Instrumenten, jedoch ohne dessen bewusst zu sein, den Ton und die Klangfarbe unserer Stimme auf das, was ein Patient uns zu hören gibt, einstellen, und zwar darum, weil es uns affiziert, berührt, auf einer Ebene, wo wir uns beide dem Realen annähern. Es hat mit Empathie zu tun (Pathos, griechisch für Leiden, Fühlen, Dulden), und zwar nicht im Sinne des Ausdrucks einer universellen Harmonie, sondern als »Konzept, welches gleichzeitig Trennen und Wiedervereinigung, Fliehen oder Folgen, Schreck oder Anziehung beinhaltet, also sowohl das Sympathische wie das Antipathische« (Straus 1998, S. 77).

Ich staune immer wieder über die automatische Erhöhung meiner Stimme, wenn ich mit einem Säugling spreche. Sie wird allein durch seine körperliche Präsenz hervorgerufen. Beinahe singend melodisch ertönt sie, ihn sachte einhüllend. Diese Stimme, die etwas vom gemeinsamen Genießen zwischen Mutter und Kind in den ersten Lebensmonaten in sich trägt, ist uns allen verloren gegangen, durchschnitten von den Konsonanten, ist sie zum Träger der Signifikanten geworden, die uns als Subjekt bedeuten. Als Echo des Objektes »a« in den Vokalen der gesprochenen Sprache zirkuliert sie im Rhythmus der Aussage in der Übertragung. Wenn Lacan sagt, der Analytiker sitze an der Stelle des Objektes »a« im analytischen Diskurs, so wohl deshalb, weil ihm der Ana-

lysant vorerst ein Wissen über ein ursprüngliches Genießen unterstellt, das es wieder zu finden gälte, von dem er sich jedoch gerade dadurch trennt, dass er es im Sprechen selbst auflöst – analysiert. Mehrere Patienten haben im Lauf ihrer Analyse feststellen können, sie hätten sprechen gelernt, und zwar nicht nur im Sinne des Benennens der Dinge. In seinem Seminar ... *ou pire* unterstreicht Lacan die Bedeutung des *Sagens* an sich:

»Das Sagen hat diese Wirkungen, aus denen sich das, was man Phantasma nennt, konstituiert, d.h. die Beziehung zwischen dem Objekt »a«, welches die Wirkung des Diskurses konzentriert und so das Begehren verursacht [»causer« => verursachen« heißt übrigens auch »plaudern«] und demjenigen, was sich darum herum, und wie eine Spalte, verdichtet und welches das Subjekt heißt. Es ist eine Spalte, denn das Objekt »a«, das ist immer zwischen jedem Signifikanten und dem, der darauf folgt, und deshalb *war* das Subjekt seinerseits nicht dazwischen, sondern im Gegenteil eine Leerstelle [»béant«]« (Lacan, 1971/72, S. 178, Sitzung vom 21.06.1972).

Diese Aussage mag zunächst verblüffen: Sagen wir nicht im allgemeinen, das Subjekt werde jeweils von einem Signifikanten zum anderen bedeutet? Der Akzent ist jedoch auf dem Zeitverb »war«, d.h. vor dem Sagen, denn einmal gesagt, besprochen, ist es im Signifikantennetz eines Diskurses eingebettet, genauer gesagt, im Diskurs des Herrn. So ist denn das einzige Ursprüngliche, das für uns fassbar ist, ein Diskurs, und nur dadurch, dass der Analytiker *encore* (*en corps*), d.h. ständig in und mit seinem Körper das Objekt »a« als Schein zur Verfügung stellt, erlebt sich der Analysant, indem er sich selbst in seinem Sagen deutet als begehrendes Subjekt. Der der Übertragung würdige Analytiker hat sich kraft des Wissens um diese Wahrheit, dass er gleich seinem Patienten Kind des Diskurses ist, als Objekt zu ertragen. Dadurch stützt er ihn im Sagen der Erforschung seines persönlichen Texts. Dazu ein Beispiel aus der Klinik.

Eine Patientin, die sich zum ersten Mal auf die Couch gelegt hat, meint, sie wüsste nichts zu sagen. Sitzend hatte sie von Träumen gesprochen, assoziiert, wie sie es eben in früheren Analysen gelernt hatte. Psychotherapeutin von Beruf war sie zu mir gekommen, weil sie anlässlich einer schweren

Krankheit endlich bemerkt hatte, dass sie alles Schwere einfach an sich abgleiten ließ, um für ihre Umgebung da zu sein, ihre Rolle zu spielen, und damit einer inneren Leere, die jetzt spürbar wurde, zu entgehen. Auf mein Schweigen reagierte sie: »Ich brauche Ihre Hilfe, ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich allein da nicht herauskomme.« Ich höre: »allein« (*seule*) und sage bloß: »Einsamkeit« (*solitude*). Es ging nicht darum, Hilfe anzubieten, zu beruhigen, sondern darum, nach dem Entzug des Blickkontakts, etwas verlauten zu lassen in der Einsamkeit. Laute sagen, in denen sie sich gehört fühlte, Auftakt zu weiterem »sich hören lassen«. Mich in Schweigen zu hüllen wäre taktlos gewesen in diesem Moment, frustrierend. Freud spricht nicht von Frustration, sondern von Versagung. (Die Tatsache, dass das Wort Versagung im Französischen mit »frustration« übersetzt wird, hat meines Erachtens einiges dazu beigetragen, dem Schweigen des Analytikers ein Prestige zu verleihen, das ihn mit der Macht des Überichs oder des allwissenden großen Anderen bekleidet und vergessen lässt, dass auch er Objekt der Sprache, also Sprechwesen ist.) Ich habe also Hilfe versagt, und bloß dadurch, dass ich mit etwas vage Deutendem in ihrer Rede dem Wert des Sagens wieder Auftrieb gab, konnte sie die Noten der Partitur wieder anschlagen.

Haben wir nicht alle schon bemerkt, wie in einer mit einem Patienten begonnenen Partitur das in einer vorangegangenen Sitzung Gesagte, das wir völlig vergessen hatten, sofort in unserem Gedächtnis wachgerufen wird, wenn er zu sprechen beginnt? Das Sagen, nicht das Gesagte, wirkt im Fortgang der Analyse. Im Verlauten wird die in den Gedächtnisspuren schlummernde Schrift entziffert.

Nun nochmals zurück zur Geduld. Ich habe mit den Zeitwörtern begonnen, und bei der Geduld geht es ja darum, wie wir mit der Zeit umgehen. Ausgangspunkt sei das heute weitverbreitete Fremdwort »Stress«, ein Symptom unserer Leistungsgesellschaft, welches für manch einen zum Lebensmodus geworden ist. Stress ist nicht nur Symptom unserer Zeit, wir können sogar sagen, die Zeit selbst ist zu einem Symptom geworden. Die wirtschaftlichen Machthaber, die Technokraten selbst, die erklären, »time is money«, werden schließlich von der Praxis, die sich auf diesen Slogan stützt, selbst untergraben. Das nur nebenbei gesagt. Es interessiert uns, insofern wir alle nolens volens

von diesem Diskurs geprägt sind. Alles muss schnell gehen, und zwar schon von Kindesbeinen an, und wenn ein Kind, anstatt mitzurennen im Leistungswettbewerb, mit sogenannter Hyperaktivität reagiert, lähmt man es mit Amphetaminen. Wer es erfolgreich ins Berufsleben geschafft hat, weiß, dass der Stress einfach dazu gehört, man muss ihn eben meistern... Wenn er sich ins Unerträgliche steigert, versucht man ihm mit allerlei Entspannungstropfen, -übungen, -pillchen, in der Berufswelt gar mit Stress-Management-Seminaren beizukommen. Und wenn man dennoch weiter gestresst ist, dann heißt dies, dass man unfähig ist, überall fröhlich und heiter mitzumachen, was wiederum den zusätzlichen Stress mit sich bringt, man sehe es einem an, dass man nicht fit sei. Schlimm wird es, wenn daraus eine Depression entsteht, wenn der Druck zum Zusammenbruch führt. Jedoch auch daraus heißt es möglichst eilig herauszukommen, um ja nicht ins Hintertreffen zu geraten. Wenn jemand dann doch beim Analytiker landet, weil ein Arzt gesagt hat, Medikamente allein genügen nicht, so nur zaudernd, denn eine Analyse dauere ja Jahre und dazu habe man nicht die Zeit. Es erfordert einiges an Geduld, bis der Patient den Leistungsdruck, den er sich selbst auferlegt, etwas abbauen kann und seine Symptome nicht mehr als Themen, die es zu erledigen und zu den Akten zu legen gilt, betrachtet. Manchmal wird die Geduld selbst des Analytikers zum Angriffspunkt: »Sie sind so unglaublich ruhig!« sagte mir eine Patientin, und fügte hinzu: »Ich hasse ruhige Leute!«, bevor sie beim Weggehen die Tür heftig zuknallte. Hatte etwas sie aus ihrem Teufelsrhythmus herausgerissen? Ich weiß es nicht. Zur nächsten Sitzung kam sie jedenfalls zusehends ausgeglichener, der Gewitterschlag hatte keine von uns umgebracht.

Für manche »gestresste« Analysanten ist es nicht leicht, sich dem freien Assoziieren hinzugeben. In der Übertragung selbst fühlen sie sich dem Leistungsgott ausgeliefert, und meinen, auch da müssten sie ihr Letztes hergeben, um von ihm anerkannt zu werden. »Il faut faire un travail sur soi«, »man muss »über« sich arbeiten«, sagt man bei uns, denn wenn man es nicht mehr schafft, ist man eben selbst schuld daran. So wie man sich im Berufsleben dem von der »Mutter« Firma auferlegten Rhythmus opfert, möchte man auch in der Analyse einen unersättlichen großen Anderen unablässig mit Erfolgsbeweisen füttern, wie man es schon von klein auf gelernt hat. Auch in der Analyse

will man *arbeiten*, anstatt sich dem hinzugeben, *was einen bearbeitet*. Freud sagte einmal, die Krankheit dürfe dem Patienten nichts Verächtliches mehr sein, sondern ein würdiges Stück seines Wesens, aus dem es Wertvolles für sein späteres Leben zu holen gilt.⁴ Für die unter Stress leidenden, oder genauer gesagt, im Stress unbewusst genießenden Patienten ist allein schon die Entscheidung, sich dem Rhythmus der Sitzungen als Raum des »zu sich selbst Kommens«, des »sich Er-innerns« zu überlassen, ein Einschnitt in die von einem übermächtigen großen Anderen auferlegte Zeitordnung. Das Kernstück ihres Wesens, das ihnen verächtlich geworden war, ist ihr eigener Rhythmus, dessen Missachtung, oder gar Verachtung sie sich zu eigen gemacht haben, um sich das Genießen des Anderen zu erhalten. Umso wichtiger ist es, dass der Analytiker mit dem Takt ihres Sprechens Schritt hält, d.h. sein theoretisches Wissen und voreilige »brillante« Deutungen zurückhält und nicht vergisst, dass sich das Subjekt in den Leerstellen zwischen den Signifikanten, wo er zu sitzen hat, erst findet.

Wie das so ist, wenn man ein Thema bearbeitet, zirkulieren die Signifikanten, die uns beschäftigen, auch bei unseren Patienten. So stellte denn auch eine Analysantin mit Erstaunen fest: »Ich bin nicht mehr gestresst; ich gehe langsamer, schlendere gar, wo ich doch früher immer allen vorausrannte; ich nehme mir Zeit für mich, anstatt mich ständig um das Wohlergehen anderer zu kümmern. Ich tue, was mir gefällt, anstatt jede Minute mit allen möglichen und unmöglichen Dingen auszufüllen. Auch Leere kann ich jetzt gut ertragen.« Darauf schweigt sie lange und lässt dann einen tiefen Seufzer hören, bevor sie wieder in Schweigen versinkt. Ganz leise sage ich »quel soupir« (so ein Seufzer), und dann kommt, »je respire, je m'étonne de respirer...« (ich atme, ich überrasche mich dabei, zu atmen...). »Un soupir« ist in der Sprache der Musiker eine Viertelpause, worauf wir denn auch Pause gemacht haben.

⁴ »Der Patient muss den Mut erwerben, seine Aufmerksamkeit mit den Erscheinungen seiner Krankheit zu beschäftigen. Die Krankheit selbst darf ihm nichts Verächtliches mehr sein, vielmehr ein würdiger Gegner werden, ein Stück seines Wesens, das sich auf gute Motive stützt, aus dem es Wertvolles für sein späteres Leben zu holen gilt.« (Freud, 1914g, S. 212)

LITERATUR

- DIDIER-WEILL, ALAIN (2010):
Un mystère plus lointain que l'inconscient.
Paris (Aubier).
- FREUD, SIGMUND (1901b):
Zur Psychopathologie des Alltagslebens.
G.W., Bd. IV.
- FREUD, SIGMUND (1905d):
Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.
St. A., Bd. V.
- FREUD, SIGMUND (1914g):
Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten.
St. A., Ergänzungsband.
- FREUD, SIGMUND (1920g):
Jenseits des Lustprinzips, St. A., Bd. III.
- FREUD, SIGMUND (1950c):
Entwurf einer Psychologie, in: Aus den Anfängen
der Psychoanalyse: Briefe an Wilhelm Fließ,
Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887–1902,
hg. von Marie Bonaparte, Anna Freud, Ernst Kris.
Frankfurt a.M. (Fischer) 1962.
- FREUD, SIGMUND (1999):
Briefe an Wilhelm Fließ, 1887–1904, hg. von
Jeffery Moussaieff Masson, dt. Fassung bearbeitet
von Michael Schröter. Frankfurt a.M. (S. Fischer).
- GIACOMETTI, ALBERTO (1993):
Je ne sais ce que je vois qu'en travaillant.
Paris (L'Echoppe).
- GUIGNARD, PASCAL (2002):
La leçon de musique. Paris (Gallimard).
- LACAN, JACQUES (1971/72):
Séminaire IXX: ...ou pire. Ausgabe ALI.
- STRAUS, ERWIN (1998 [1935]):
Der Sinn der Sinne, zitiert in:
L. Balestriere: Freud et la question des origines.
Paris/Brüssel (De Boek).

Die Frage danach, was wirkt (eigentlich), stellt sich auch und gerade, wenn man schon länger als Analytiker arbeitet. Ich weiß dies immer noch nicht bündig zu beantworten. Behelfsweise tue ich immer wieder so, als wenn ich an die Folge von Ursache und Wirkung glaube.

Erst in der laufenden Woche nahmen zwei Analysen nach einer längeren Hängepartie überraschende Wendungen. So dass es in der einen zu einem – so glaube ich – spontanen stimmigen Abschluss der Analyse kam, im anderen Fall ein erstaunliches Résumé der Arbeit des letzten Jahres gezogen werden konnte. Und das nur auf die Frage der Analysantin hin: »Ich weiß nicht, ob es passt, dass ich mich heute auf die Couch lege«. Sie war schon auf dem Weg dorthin. »Nun denn, sagen Sie, um was geht es? Welche schwerwiegende Entscheidung steht da an? Schnell!« Solcher Art weiter aus dem Takt gebracht, ließ sie sich in den Sessel plumpsen, legte sich also dort ab, und begann darüber zu reden, wie sich das letzte Jahr der Arbeit für sie darstellte. Es war mir schon bei der Begrüßung aufgefallen, dass sie von einer nie bemerkten Agilität war, das Gesicht war etwas entfaltet. Sie hatte gemerkt, wie albern es war, ihren Sohn jetzt nach dem Abitur weiter zu allen möglichen Bewerbungsgesprächen zu begleiten, das sei ja absurd, geradezu lächerlich, die Leute in der einen Schule hätten an ihr vorbeigeguckt, durch sie hindurchgesehen. Recht hätten sie; sie hätten korrigiert, was da daneben gewesen sei. – Sie war fehl am Platz, wurde nicht so »gesehen« wie in der Analyse (im Liegen). Aber auf eine andere Weise, weil sie hätte gesehen werden können. Das führte zu einer Differenzerfahrung. In der Analyse war sie nicht

»gesehen«, aber (im Begehren des Analytikers) erblickt worden am richtigen Platz. Jetzt, indem sie zögerte und sich setzte, stellte sie dazu einen Kontrast her, sitzend, gesehen, erblickt. Diese Wendung, die ich nie hätte erfinden können, fasste die Wirkung vieler vorangegangener Momente, kleiner, gar winziger Wendungen zusammen und bündelte diese zur Ursache, die sie davor nicht waren. In Erscheinung trat der Mut, etwas zur Ursache werden zu lassen ohne genauen Überblick.

Ich kann das noch nicht vertiefen, das war erst vorgestern.

Die Frage nach den Wirkungen kann ich nur fiktiv beantworten. Fiktionen schaffen Erfahrung und erzeugen Wahrnehmbarkeit von Wirkungen. In diesem Sinne habe ich im Folgenden einige Notizen, Gedanken und Thesen zusammengestellt:

»*Brückentechnologie* ist eine Metapher, die bestimmte Technologien, die nur für eine Übergangszeit genutzt werden sollen, als Brücke zwischen der bisherigen und der künftig erhofften oder erwarteten Technik beschreibt¹ – immer in der Hoffnung, die auch Freud teilte, dass die gegenwärtige Arbeit nur eine Brückentechnologie sei, bis man es dereinst besser wisse.

Die Bildungen des Unbewussten bieten eine Brücke zu dem, was sie gebildet hat. Beim Beschreiten der Brücke entsteht das Unbewusste. Im Betreten gilt es, sich als Analytiker zu bilden und bilden zu lassen, als eine Art Fehlleistung, will man das Unbewusste erreichen. Das heißt aber auch, dass sich der Analytiker einspannt und einspannen lässt, damit Leistungen entstehen. Es ist dies eine aktive Vorleistung (Begehren des Analytikers: Er muss etwas wollen mit und in der Psychoanalyse), ein Vorspann, und er wird dann selber in dieser Spannung zu einer Leitung, die sowohl eine Ausrichtung, wie eine Möglichkeit des Durchflusses ergibt. Theorie, Wissen und Erfahrung wirken dabei wie Elektromagneten, die Eisenspäne ausrichten.

Das ist eine Variation einer anderen Beschreibung der Wirksamkeit der Kur: Die Kur findet in Übertragung statt.

¹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Brückentechnologie> (29.11.11)

Und das Unbewusste? »Das Unbewusste eben erhellt sich nicht und gibt sich nur preis, wenn man ein wenig abseits schaut« (Lacan 2006, S. 24).

Und wenn man dem Text von Lacans Seminar *Die Bildungen des Unbewussten* (Witz, Traum, Symptom, Fehlleistungen) folgt, stößt man dort darauf, dass die Nähe zum Unbewussten, etwa im Witz oder in der Fehlleistung in Anlehnung an Freud »nur auf seiner Lustfunktion begründet« ist (ebd., S. 30). Und von hier aus mache ich einen großen, noch sehr unabgesicherten Sprung, der erst noch nachbuchstabiert werden muss, zu einer These:

1. Wirkung hat mit Ökonomie zu tun. Die Ökonomie der Lust bei Freud war ein Anfang, um die Fehlleistungen, so wie Freud sie entschlüsselte, zu verstehen. Diese Ökonomie reicht aber wahrscheinlich nicht, es ist eine Wunschökonomie, auf das Erreichen von Zielen über Objekte gerichtet. Es bedarf aber einer *Begehrensökonomie*, die sich nicht mit den Mitteln der klassischen Physik rechnen lässt, sondern merkwürdige Mehrwerte, aber auch schwarze Löcher, in der die Energie verloren geht, zu begreifen hilft.

Daran gleich anschließend eine weitere These:

2. Diese Ökonomie, die den Artikulationen von Wirkungen dient, kann als Basis und Rechnungsgröße wahrscheinlich nicht das einzelne abgeschlossene Individuum haben, sondern muss eine Gesellung einbeziehen, die alleine schon durch Aggregation mehr ist als die Summe der Teil(quanten).

Anders formuliert, Wirkungen der Psychoanalyse kommen nicht in der einzelnen Praxis zustande, sondern basieren auf und sind eingeflochten in eine Bewegung, die Energie verbraucht und dadurch wahrscheinlich noch mehr produziert.

Diese Formulierung könnte so gehört werden, als sei sie noch von einem recht einfachen Interesse am quantitativen Mehrwert geprägt. Aber es geht um mehr, wie Lacan am Ende der 4. Sitzung des Seminars *Die Bildungen des Unbewussten* andeutet. Er vergleicht es mit der Theorie der relativen Wertform von Marx. Hier geht es weniger bis gar nicht um das Problem, warum eine Elle Leinwand soundso viel Wert hat, sondern um den Prozess der Äquivalenzbildung überhaupt: Wie kann denn die Leinwand, diese konkrete, für ei-

nen Wert stehen? Wie also kann sie in dieser wahren Transsubstantiation, ohne dass sich am Warenkörper etwas ändert, diesen Geldwert annehmen und damit scheinbar zu einem Äquivalent für Arbeitszeitquanten werden? Hier beginnen die ganzen Mucken, als hätte es Lieb' im Leib, das Ding, die Ware. Der Fetischcharakter, nicht der Fetisch. Diese Ökonomie der Sprünge und plötzlichen Wandlungen, der Vergleichen von Disparatem, gebunden aber durch eine dauernde Differenzlust und Überbrückung, lässt den Kapitalprozess seine ungeheure analytische, das heißt auflösende Wirkung entfalten, destruktiv und anderes aufbauend. Die hier wirksamen Energien sind offenbar, wie man an den gegenwärtigen Krisen sieht, nicht ganz begriffen. Diese Physik spielt auch in der Analyse. Von hier kommen die Wirkungen, die man sich oft nur in recht magisch anmutenden Erzählungen in Form von Fallvignetten erzählen kann.

Daraus folgt eine weitere These:

3. Es wäre lohnend sich aufzumachen, eine Ökonomie des Begehrens zu schreiben, die die Wunschökonomie als Spezialfall in sich trägt.²

Es geht bei der Frage danach, was in der Kur wirkt, mindestens um drei Fragen:

— Wie kann man sich bewusst vorstellen, wie das Unbewusste, das sich gerade bildet – wer weiß schon, wie, was, wo, wann es sonst ist? –, erreicht werden kann? D.h. wie kann man die Paradoxie bewältigen, auf etwas einwirken zu wollen, das unbewusst ist?

Einwirken kann man nur über die Bildungen des Unbewussten, also über Brücken. Andersherum: Es kommt darauf an, in der Arbeit ein Klima zu schaffen, dass Träume, Witze, Symptome und Fehlleistungen fördert und Techniken, diese nicht im All verschwinden zu lassen, sondern sie aufzugreifen, solange sie noch nah am Leistungsträger sind, in der Hoffnung, dass die Tentakeln der Verbindung auch am Unbewussten ruckeln. Dazu muss man rasch sein, über-rasch.

² Diese Thematik umspielt Lacan in der XVII. Sitzung des Seminars zur Ethik (Lacan 1996, S.263ff). Siehe auch Lyotard 1984 und Vogl 2010, S.58ff.

— Woher kommen die Energien für Änderungen und wie kommen sie in jenen Bereich, den wir unbewusst nennen? Oder kommen sie von dort?

Zu antworten ist mit einem entschiedenen »beides«. Fehlleistungen sind den Verdrängungsmechanismen entschlüpft, es wird also Energie frei. Diese kann eingesammelt werden. Auch sie kann zur Gesellung führen und zu noch mehr Effekten.

— Was ist dann Empirie? Oder »unsere Erfahrung«, von der Lacan spricht? Und wie hat diese mit der Wirkung zu tun?

Ferner wird zu Wirkungen beitragen: die Relektüre der bisherigen Erfahrungen der psychoanalytischen Arbeit. Sie erhöht die Aufmerksamkeit für die Bildungen des Unbewussten. Sie können als gelesene (damit auch ausgewählte), wiederverwendete Signifikanten ausgesprochen, neu kombiniert, Subjekt werden für die unverstandenen Signifikanten.

Die Aufladung durchs artifizielle Setting wirkt dabei mit: Übertragung ist ubiquitär, d.h. sie findet überall statt. Die Psychoanalyse hat sich als Kur und anderswo zur Aufgabe gestellt, Gelegenheiten zu schaffen, um die Übertragung, die unbewusst ist, so zu erwischen, dass man an ihre zwangsläufige, durch Wiederholung geprägte Struktur anders ankoppeln kann, um eine neue Version zu ermöglichen.

Die Übertragung hat die Zuwendungs-, Liebes-, Aufmerksamkeits- und Anerkennungsbedürftigkeit als Basis, Grund, Anlass und Ausrichtung. Nach allen Erfahrungen tritt eine Symptome, Verdichtungen, Verschiebungen und die Deutung von Träumen auslösende Wirkung nicht ein, wenn der Analytiker auf diese Ansprüche eingeht, jedenfalls nicht, wenn er dies passgenau zu tun versucht.

»Der Psychoanalytiker bietet sich als deren [der Liebesansprüche, KJP] verlässlicher Fehladressat an«, schreibt Claus Rath. »Um diese Position innehaben zu können, benötigt er ein Minimum an Übertragung. Durch seine Art, mit diesem Anruf, Aufschrei oder Aufruf umzugehen, macht er dem Subjekt selbst etwas vom unbewussten Inhalt zugänglicher, auf dass es sich von einer bestimmten Weise des Appellieren- und Glauben-Müssens lösen könne« (Rath 2002, S.13).

Fehladressat wird man so leicht nicht, bestimmt nicht durch eine heroische Geste, die das Alleinsein betont.

Dazu eine weitere These:

4. In die Fehladressatenstellung kommt man nur mithilfe einer Umgebung, mithilfe von anderen, die an der Verschiebung und Verdichtung der Position des Analytikers arbeiten, ihn sozusagen hoch anreichern. Sie machen die Position wirksam. In diesem Zugänglichmachen liegt gleichzeitig die Voraussetzung einer Wirkung der Psychoanalyse, vielleicht auch schon die spezifische Wirkung selbst.

Es geht darum ein Klima zu schaffen, das es möglich macht, etwas als Bildung des Unbewussten herausstellen zu können (einer der Aggregatzustände des Deutens), damit in Berührung zu unbewussten Prozessen zu kommen, es in eine Arbeit zu bringen, die es vom Konservatismus der Wiederholung ablenkt. Freud hat das mit der Grundregel und in einem Setting versucht. Die Formulierung der Grundregel, sowie die Rahmung des Settings dienen diesem Zweck. Sie sind selber nicht essentiell, müssen wahrscheinlich immer wieder neu Formulierungen und Durchführungen bekommen, damit das andere Moment der Wirkung erhalten bleibt: die Möglichkeit der Überraschung – gerade dann, wenn die Lage aussichtslos scheint. Eine Lage ist dann aussichtslos, wenn der Analysant in seinem auf allen möglichen Kanälen agierten Sprechen den Druck so erhöht, dass der Analytiker zu antworten, bzw. zu handeln versucht ist. Durch die dadurch erfolgende Kontaktaufnahme, selbst wenn es nur rechthaberisches Hickhack wäre, kommen zwar die Positionen in Überschneidung, aber die gleichzeitig notwendige Distanznahme fehlt – im Extrem kann das zur Kernschmelze führen, d.h. dem größten anzunehmenden Unfall, zu einer Handlung, die analytische Arbeit auf Dauer unmöglich macht und alle weiteren Äußerungen kontaminiert. Es fällt dann die Moderation zwischen den produktiven Elementen aus. Es wird zwar Energie freigesetzt, diese wirkt sich aber wie ein Widerstand gegen die Arbeit aus.

Eine weitere These, von der Aussichtslosigkeit ausgehend:

5. Will man den Versuchungen des Todestriebes in der Kur entgehen, wird die Wirkung durch zwei widerstrebende Bewegungen aufrechterhalten werden müssen: Kontakt und Überschneidung und gleichzeitige Distanzierung der unterschiedlichen symbolischen Plätze.

Zur Bearbeitung dieser These in Theorie und Praxis wären die unterschiedlichen Verfahrensweisen von Freud und Ferenczi zu studieren, die zeitweise jeweils Extreme der beiden Positionen darstellen. Die Aufzeichnungen über die Kur bei Lacan von Haddad (1999) und Rey (1995) geben reichlich Stoff für die prekäre Positionierung an den Rändern und bei Überschreiten der symbolischen Plätze hin auf ein zumindest momentanes Adressatsein, mit einer leicht überraschend verschobenen Antwort, zumindest bei Lacan. Außerdem wird bei der Vorgehensweise von Lacan deutlich, dass in seiner alltäglichen Praxis zuweilen andere Personen in den Wirkkreis einbezogen werden.

Das heißt, dass der Psychoanalytiker im Einnehmen symbolischer Plätze im Setting immer wieder randständig wird, entgegen den Bildern, die vielleicht durch einen individualistisch gefärbten Blick auf das, was Freud schrieb und Lacan scheinbar fortsetzte, entstanden sind und gefördert wurden – nämlich einer Vorstellung vom Arbeiten zweier Personen.

In Freuds zentraler Schrift im Ergänzungsband der Studienausgabe zur Behandlungstechnik *Bemerkungen über die Übertragungsliebe* (1915) hätte man etwas von der produktiven und schwierigen Überschneidung lesen können. »Die Gewährung des Liebesverlangens der Patientin ist also ebenso verhängnisvoll für die Analyse wie die Unterdrückung desselben. Der Weg des Analytikers ist ein anderer, ein solcher, für den das reale Leben kein Vorbild liefert« (S. 225).

»Die Übertragungsliebe hat vielleicht einen Grad von Freiheit weniger als die im Leben vorkommende, normal genannte, lässt die Abhängigkeit von der infantilen Vorlage deutlicher erkennen, zeigt sich weniger schmiegsam und modifikationsfähig, aber das ist nicht alles und nicht das Wesentliche« (S. 227f). »Der Psychoanalytiker weiß, dass er mit den explosivsten Kräften arbeitet und derselben Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bedarf wie der Chemiker« (S. 230). Es geht nicht immer so deutlich zu und die Übertragungsliebe und -verliebtheit wird durch Erfahrung getarnt, durch andere Formen ersetzt, etwa urlange dauernde Analysen, eine aus feiner Aufmerksamkeit stammende Abstimmung des emotionalen und intellektuellen Interesses, das bei der ewigen Vorlust bleibt, durch heftige Bewegungen außerhalb der Kur.

So komme ich zu einer weiteren These:

6. Ich vermute, dass die Psychoanalyse nur wirkt, wenn sie eine gefährvolle Methode bleibt. Die Rede von dunklen Begierden, die quasi Naturphänomenen gleichkommen, mystifiziert die spannenden Probleme. Das Begeh-

ren irgendetwas erreichen, verstehen, erklären, ändern, ausrichten, balancieren, aufs Spiel setzen zu wollen, wird für die Wirksamkeit nötig sein. Es geht um einen Einsatz wie im Spiel, eine Wette.

Daraus folgt eine weitere These:

7. Techniken und Theorien sowie die spezifische Formation des Settings verbrauchen sich. Das, was Abstinenz heißt, muss immer wieder neu erfunden werden. Was für den einen Analysanten eine Triebbefriedigung wäre, kann für den anderen eine Herausforderung sein, den Widerstand brechen und in Produktion umleiten.

All diese Risiken entstehen, weil die Übertragung auf Liebes-, Aufmerksamkeits-, Anerkennungs- und Zuwendungsbedürftigkeiten (auch des Analytikers) zurückgeht, die nicht in der Situation der Kur selbst realisiert werden dürfen, damit sie keinen neuen Knoten bekommt, kein neues Symptom, das an die Präsenz der anwesenden individuellen Subjekte gebunden ist. D.h. die symbolischen Plätze müssen so eingerichtet werden, dass die Kur in der Entbehrung durchgeführt werden kann. Diese Entbehrung muss aber anderswo mit einer Übersetzung einhergehen.

Daraus lässt sich eine weitere These machen:

8. Die Wirkung tritt ein, wenn »draußen« Übersetzungen oder, wie der Pädagoge sagen würde, ein Transfer gelingt. Die Wirkung der Kur erweist sich, so meine Erfahrung, als darauf angewiesen, dass außerhalb der Zeit und des Ortes in gegenseitiger Präsenz von Analytiker und Analysant weitere Transfers stattfinden oder generiert werden, die in das verwoben werden, was in der Kur sich allmählich entwickelt. Wenn sich darin nichts von »draußen« verheddert, dann bleibt das Netz leer und die Abstinenz wird zum füllenden Wert an sich, der zu überaus lang dauernden und langweiligen Kuren führt.

Freud hatte über seine Kooperation mit Breuer geschrieben, dass Breuer erschrocken war von der Übertragung; die Art des Schrecks hing zusammen mit dem noch nicht deutlich umschriebenen Platz des Psychoanalytikers, der sicher anders ist als der des Privatmannes oder des Arztes:

»Was mit Br's Patientin wirklich vorfiel, war ich im Stande, später lange nach unserem Bruch zu erraten, als mir eine Mitteilung von Br einfiel, die er mir einmal vor der Zeit unserer gemeinsamen Arbeit in anderem Zusammenhang, gemacht und nie mehr wiederholt hatte. Am Abend des Tages, nachdem alle ihre [gemeint ist Anna O., KJP] Symptome bewältigt waren, wurde er wieder zu ihr gerufen, fand sie verworren, sich in Unterleibskrämpfen windend. Auf die Frage, was mit ihr sei, gab sie zur Antwort: Jetzt kommt das Kind, das ich von Dr. Br. habe. In diesem Moment hatte er den Schlüssel in der Hand, der den Weg zu den Müttern geöffnet hätte, aber er ließ ihn fallen. Er hatte bei all seinen großen Geistesgaben nichts Faustisches an sich. In konventionellem Entsetzen ergriff er die Flucht u[nd] überließ die Kranke einem Kollegen. Sie kämpfte noch monatelang in einem Sanatorium um ihre Herstellung. Dieser meiner Rekonstruktion fühlte ich mich so sicher, dass ich sie irgendwo veröffentlichte. Br's jüngere Tochter (kurz nach Abschluss jener Behandlung geboren, auch das nicht ohne Belang für tiefere Zusammenhänge!) las meine Darstellung und befragte ihren Vater (es war kurz vor seinem Tod). Er bestätigte mich und sie ließ es mich nachher wissen.« (Freud in Zweig 1987, S. 199–200)

Hier geht es um eine verfehlt Brücke, einen nicht betretenen Weg: »Der Weg zu den Müttern«. Man könnte den Satz doch auch so formulieren: »In diesem Moment hatte er den Schlüssel in der Hand, der den Weg *zum Konzept der Übertragung* geöffnet hätte, aber er ließ ihn fallen.« Damit der Weg zu den Müttern nicht in einem Agieren endet, in einer *passage à l'acte*, muss er umgeleitet werden, durch etwas Drittes, die Ausrichtung der Kur durch symbolische Brechung. Das heißt nicht nur, dass es beim Reden bleibt, sondern die gesamte umgebende soziale Situation muss dafür bereit sein, Übersetzungsprozesse wahrscheinlich zu machen.

Schon im 18. Jh. hatte Holbach (eine zufällige Lesefrucht) geschrieben:

»Die Menschheit ist ein Band, das unsichtbar den Bürger von Paris mit dem Bürger von Peking verbindet« (Holbach 1773, S. 140). Nun möchte ich behaupten, nachweisen kann ich das nicht, dass in der Tat die psychoanalytische Arbeit an ganz anderen Orten, wenn es denn einen direkten oder subkutanen Kontakt gibt, die Übertragung in der Situation der Kur deutlich beeinflussen kann. Die Psychoanalyse ist »ein exquisit geselliges Unternehmen«, wie Freud an Groddeck schrieb (Freud 1968, S. 373).

Diese Verbindungen mildern auch die Gefahr, die in der Übertragung liegt. Ein Analytiker alleine müsste heute wahrscheinlich immer wieder nach der *Methode Br. Arbeiten*: Man haut dann besser ab. Der symbolische Platz des Analytikers sowie der des Analysanten sorgen für den Spielraum, die Reibung, den Drall, die die Ausrichtung der Kur ergeben. Der symbolische Platz und die Verknüpfung ins Netz der Psychoanalyse, in den Diskurs als soziales Band, sind wirksam.

These:

9. Die Analyse realisiert sich quasi wie ein Element eines Hologramms an unterschiedlichen Orten. Im kleinsten Partikel des Hologramms ist die gesamte Struktur enthalten. Sie erscheint jedoch nicht selbsttätig, auch sie will ausgelöst sein.

Nur selten hat man trotz aller Verbindung den Eindruck, dass dieses und jenes so und so gewirkt hat. Das psychoanalytische Arbeiten ist auf eine eindringliche Weise mit einer *intentio obliqua* verbunden, einer Art Parallelgeschehen, das nicht unbeeinflusst ist von dem, was auf der einen Geraden passiert, aber die Parallelen scheinen sich erst im Unendlichen zu treffen. Was sagen will: nicht just da, wo es die Technik haben will. Es gibt da Zeitversetztes, räumlich Getrenntes und doch Gekoppeltes. Manchmal beängstigend, wie telepathisch. Das hängt damit zusammen, dass kein Analytiker oder Analysant entscheiden kann, jetzt einmal unbewusst zu sein und dort etwas zu erhaschen, zu durchqueren, zu lösen oder zu binden.

Das erfordert eine andere Art des Denkens und des Handelns, eine andere Art, Entscheidungen zu treffen und nachträglich zu verantworten. Denn das Unbewusste kann kaum ontisch gedacht werden, wie ein Seiendes, eine Substanz, etwas, das einfach da ist. Daher kann von Wirkung nicht wie im makrophysikalischen Bereich gesprochen werden: Eine eindeutig zeitlich voraus liegende Ursache wird man vergeblich suchen. Lacan hat das 1964 so formuliert:

»Das Unbewusste, das sich auf der ontischen Ebene so zerbrechlich zeigt, ist tatsächlich ethisch verfasst. Freud sagt in seinem *Wahrheitsdurst – Was immer es sei, ich muss an es heran* – irgendwo kommt es ja doch zum Vorschein, das Unbewusste. Er spricht aus der Erfahrung einer Realität, die von den

Ärzten bis dahin nur abgelehnt, verschleiert, zurückgehalten worden war: Die Realität der Hysterischen, die – irgendwie ursprünglich – das Zeichen der Täuschung trägt.« (Lacan 1978, S. 39)

Die Wahrheit ist so nicht mehr zugänglich, gehandelt wird unter Herstellung von Gewissheit, und seien die Stützen hierfür noch so volatil. Eine Stütze wird durch das Handeln selbst eingezogen. Der Handelnde hat sich dafür zu verantworten.

Ein kleines Stück weiter kommt man, wenn man sich an eine Aussage Derridas hält, die so sehr überfordert, dass sie in ihrer Überichthaftigkeit schon wieder abstürzt. Sie gibt jedoch eine Richtung an:

»Damit eine Verantwortung eine Verantwortung ist, muss man, sollte man wissen, was immer man wissen kann. Man muss versuchen, das Maximum zu wissen, doch der Moment von Verantwortung oder Entscheidung ist ein Moment des Nicht-Wissens, ein Moment jenseits des Programms.« (Derrida 2000, S. 43)

»Um das Wissen *als* Wissen zu wissen und damit dessen Grenze wissen zu können, muss man nicht etwa nichts, sondern im Gegenteil sehr viel wissen. Man muss durch das Wissen mit seinen Illusionen und das Verstehen mit seinem subtilen Imperialismus hindurchgegangen sein, um den Anderen in seiner Singularität und absoluten Andersheit als Spur entdecken zu können.« (Wimmer 1996, S. 244)³

Das stößt auf mehrere Probleme:

Beliebigkeit. Nachträgliche Bearbeitung, die zum Vorschuss für die nächsten Entscheidungen wird. Beliebigkeit ist wörtlich zu nehmen: Es geht um das, was man lieben kann. Das ist eine etwas andere Formulierung dafür, dass man

³ Sonst kristallisiert die Unterstellung zu wissen – die Übertragung – zu einem Faktum und zwar um den Preis einer Isolierung, Identifizierung und Regression, also eigentlich aller von Anna Freud genannten Abwehrmechanismen.

in der Übertragung ist. Also nicht jenseits davon in einer metadiskursiv möglich erscheinenden Distanz.

Der Handelnde ist nicht alleine. Gegenseitige Anerkennung und ein Wissen, das sich nicht immer weiß, das aber denkt, »bevor es zur Gewissheit wird« (Derrida 2000, S. 43).

Und: Es ist am Beispiel der Hysterischen davon auszugehen, dass es nicht allein das Begehren des Analytikers ist, quasi wie eine Ursache, die etwas hervortreibt und so vielleicht bewirkt, sondern es ist das Begehren des Anderen, das das Begehren des Analytikers erst richtig in Gang bringt. (Es geht hier auch um gegenseitige Verführung zur Analyse). Der Analytiker muss Entscheidungen treffen, d.h. in irgendeiner Weise skandieren, deuten, hinweisen.

Nun findet sich bei Lacan, oder zumindest in der Nachfolge, die Tendenz, dieses Begehren zum Kriterium des Ethischen zu hypostasieren bzw. andersherum zu behaupten: Immer dann, wenn in der Analyse Schuld und Schuldgefühle auftauchen, habe dies damit zu tun, dass das Begehren aufgegeben wurde (vgl. Lacan 1996, S. 381).

Nun ist dieses Begehren, wiewohl ihm ein hedonistisches Moment eignet, nicht Lust. Es ist vielmehr verknüpft mit dem Schicksal, das man in der Regel vorab nicht kennt. Es ist der symbolischen Ordnung entsprungen, dem Eingetauchtsein ins Symbolische, also einer Spaltung, ist also gesellschaftlich vorgezeichnet und kommt vom Anderen.

Daraus folgt eine weitere These:

10. Wenn also das Freilegen des Begehrens an der Wiege (austarierend und Gewichte bewegend) der Wirksamkeit steht, dann ist das Begehren ein komplizierter interaktiver Vorgang, der sich immer wieder aus einzelnen analytischen Akten der Trennung, Scheidung und Berührung individueller Subjekte zusammensetzt, die sich im Schmerz und in der Lust dieser Bewegung in Existenz wissen und auch spüren. Diese Interaktion wird durch das Setting begrenzt, muss also woanders zu einer anderen Zeit weitergehen. Genau so ist auch das bewusste Handeln des Individuums in interaktiver Fernwirkung wirksam.

Und daher unmittelbar folgend eine nächste These:

11. Nicht zu vergessen ist dabei das Genießen, mit dem man in der Ana-

lyse auf unterschiedliche Weise bezahlt. Lacan nennt es eine »mystische Operation« (Lacan 1996, S. 384). Mystik ist ein Sehen mit der Ruhe, Disziplin und dem Kraftaufwand geschlossener Augen durch einen Widerstand hindurch und diesem ausweichend, dadurch klarer. Nur darf man diesen nach dem freudschen Übertragungskonzept in seiner Wirkung nicht mehr als einen Widerstand des einzelnen Individuums verstehen.

Wirksam wird eine Analyse dadurch, dass beide anwesenden Personen darauf angewiesen, bzw. verwiesen sind, aus dieser Situation etwas zu machen (d.h. durch ein Drängen zum Akt). Für mich hat der Start der einzelnen Sitzung meist diese Anmutung, jetzt springen zu müssen oder andersherum, doch meist das Moment des Zögerns mit dem Gedanken, ob ich mir das nun wirklich antun soll. Beide haben ein Schicksal, dass sich in dieser Situation auf zwei Parallelen begibt, die sich im Unendlichen schneiden. Das ist kein empirischer Ort, sondern ein logischer, dort, wo es keine Conclusio, kein Ende als Abschluss gibt, also irgendwo anders.

Nächste Thesen:

12. Variiert: Psychoanalyse ist dann wirksam, wenn beide, Analysant und Analytiker, außerhalb derselben – natürlich separat – durch die Akte zu einem reizoffenen Leben kommen. Daher die enorme Wirksamkeit der lacanischen Analysen. Und:

13. Analytiker und Analysant haben dabei keinen unterschiedlich privilegierten Zugang zum Unbewussten. Nur die Wahrnehmung der Bildungen des Unbewussten kann dem Analytiker leichter fallen, weil seine Symptome vielleicht wahrnehmbar, aber nicht zugleich Gegenstand der Analyse sind. Das liegt einzig am symbolischen Platz, an dem er sich befindet.

Es gibt also nicht nur die Parallelität der beiden Schicksale, sondern, wie erwähnt, bestenfalls ein asymptotisches Verhältnis zum Unbewussten.

14. Bei der Unterscheidung von Bewusstem und Unbewussten handelt sich um so etwas wie zwei Logiken, die weder aus der einen noch aus der anderen heraus ineinander überführt werden können. Die Bereiche sind aber offenbar nicht streng voneinander getrennt, nicht von bleibenden Grenzen umgeben.

Um den Kontakt zum Unbewussten herzustellen, im Herstellen zu generieren, bedarf es einer Technologie.

Lacan: »Was heißt: die Übertragung ist *mise en acte* – *ins Werk setzen der Realität des Unbewussten*?«⁴ Diese Herstellung der Realität des Unbewussten ist – so Lacan – geschlechtliche Realität, die um die Fortpflanzung und den Tod des Individuums kreist. So hofft man vor jeder Sitzung, dass der Tod nicht eintritt, und lässt deshalb vorsichtshalber auch die geschlechtliche Lust als realisierte draußen. Das macht mir meine Schwierigkeit deutlicher, die Sitzung zu beginnen, weil sie *ex negativo* die beiden Momente Tod und Sexualität in den Vordergrund rückt. Im günstigen Fall regt dies an, nach Auswegen zu suchen. Da weder die eigene Geburt noch der Tod mit Bewusstsein erlebt sind und sein werden, wird in jedem Sprechen neu Unbewusstes generiert und differenziert. Das Unbewusste *ist* aber nicht, erst recht nicht schon immer. In der Qualität, in der Freud es entdeckte, entsteht es erst mit der Individualisierung und diese mit der Rationalisierung, der Entstehung der modernen Wissenschaft, so wie Descartes sie auf den Begriff zu bringen versucht. Erst da entsteht für den Einzelnen die Aufgabe, seine Geburt als einzigartig und seinen Tod als durch seine individuelle Art zu leben mitbedingt zu verstehen, obwohl er darüber keine Macht hat. Als Effekt entspringt daraus das Unbewusste als Grenze der Erfahrbarkeit, als Schutz vor dem verrückt machenden, nicht mehr aufgehenden Zweifel, es verlangt nach einem Phantasma. Descartes' Phantasma, das sich viele auch heute noch immer wieder ausleihen, war die Entgegensetzung von denkenden Dingen und ausgedehnten Dingen. Dazwischen siedelt Unbewusstes. Es gibt dazwischen keine ausleuchtbaren, methodologisch organisierbaren Übergänge, es müssen erst komplizierte, ziemlich verrückte Labore gebaut werden, wo Spuren der Übergänge erfahrbar gemacht werden können, so wie in einer Nebelkammer: das Setting in seiner Empfindlichkeit für die Bildungen des Unbewussten.

⁴ Zu Beginn des 12. Kapitels von Seminar XI präzisiert Lacan zu dieser Realität des Unbewussten: »Die Realität des Unbewussten ist – unerträgliche Wahrheit [vérité insoutenable] – die sexuelle Realität« (Lacan 1978, S. 157). – Lacan wird anlässlich der Sendung eines Features von Elodie Pascal mit der Bemerkung zitiert: »Hysterische Persönlichkeitsstruktur« stand auf meinem Befund. Ich war 20 und hatte keine Ahnung, worauf ich mich da eingelassen hatte.«

Und eine weitere These:

15. Die Frage nach der Wirkung in der Psychoanalyse ist mit der Machtfrage verknüpft. Wer hat das *sujet* in diese Situation geworfen, dass es meint, sich über seine Geburt und seinen Tod Rechenschaft abgeben zu müssen? Was sind die produktiven und was die mörderischen Phantasmen, um das zu ertragen?

Bekannt sind nur zwei Momente der Verbindung, der Unmittelbarkeit, die immer wieder einmal möglich werden, die aber kaum die Qualität haben, direkt zu veränderten Artikulationen, zu Erkenntnissen über etwas zu führen. Sie sind direkt Erkenntnis, darin aber ganz wesentlich sprachlos. Es sind der Tod und der kleine Tod, der Orgasmus. Beide haben etwas sehr Präsentisches im Sinne von Anwesenheit und Gegenwart (Genuss).

16. Spricht man von Wirkung, spricht man von Macht.

Macht braucht es in der Kur alleine schon, um die Aggressivität zu übersetzen und zu wandeln. Macht ist als relationales Geschehen Moment der Übertragung. Jenseits der Grenzen dieser Bindung liegt das *acting out* und noch etwas weiter weg der *passage à l'acte*.

Wenn die Analyse brummt, dann sind die Begrenzungen in Kraft und treiben den analytischen Prozess. Dabei ist das jeweilige Alltagsleben (oder das sonstige Leben), das des Analytikers und das des Analysanten, mit an der Grenzbildung beteiligt. Die Abstinenz schafft Ungewusstes – aus der Perspektive des Analysanten auf den Analytiker – als einen der möglichen Statthalter des Unbewussten.

LITERATUR

DERRIDA, JACQUES (2000):

As if I were Dead. Als ob ich tot wäre. Hrsg., übersetzt und kommentiert von Dünkelsbühler, Frey, Jäger, Pazzini, Puffert. Wien (Turia + Kant).

FREUD, SIGMUND (1915a):

Bemerkungen zur Übertragungsliebe. St. A. Ergänzungsband, S. 217–230.

FREUD, SIGMUND (1968):

Briefe 1873–1939. Frankfurt am Main (Fischer).

HADDAD, GÉRARD (1999):

Le jour où Lacan m'a adopté. Mon analyse avec Lacan. Paris (Grasset).

HOLBACH, PAUL-HENRI THIRY BARON D'

(PAUL HEINRICH DIETRICH BARON VON) (1773):

Systeme social. Zitiert von Mensching in der Einleitung zu: Jean LeRond d'Alembert: Einleitung zur Enzyklopädie. (1751). Hg. und eingeleitet v. G. Mensching. Hamburg (Meiner) 1997

LACAN, JACQUES (1978):

Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch XI. Übers. Norbert Haas. Olten (Walter).

LACAN, JACQUES (1996):

Die Ethik der Psychoanalyse. Das Seminar Buch VII. Übers. Norbert Haas. Weinheim/Berlin (Quadrige).

LACAN, JACQUES (2006):

Die Bildungen des Unbewussten. Das Seminar, Buch V. Übers. Hans-Dieter Gondek. Wien (Turia + Kant).

LYOTARD, JEAN-FRANCOIS (1984):

Ökonomie des Wunsches. Économie libidinale. Übers. Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Bremen (Impuls) [überarbeitet erschienen als: Libidinöse Ökonomie. Zürich (diaphanes) 2007].

RATH, CLAUS-DIETER (2002):

Vorwort, in: Michels, André; Müller, Peter; Perner, Achim (Hg.): Jahrbuch für klinische Psychoanalyse, Bd. 4: Übertragung. Tübingen (edition diskord), S. 9–23.

REY, PIERRE (1995):

Eine Saison bei Lacan. Übers. Undine von Rönn. Wien (Passagen).

VOGL, JOSEPH (2010):

Das Gespenst des Kapitals. Berlin/Zürich (diaphanes)

WIMMER, MICHAEL (1996):

Zerfall des Allgemeinen, Wiederkehr des Singulären. In: ders. und Masschelein, Jan (Hg.): Alterität, Pluralität, Gerechtigkeit. Randgänge der Pädagogik. St. Augustin (Academia).

ZWEIG, STEFAN (1987):

Briefwechsel mit Hermann Bahr, Sigmund Freud, Rainer Maria Rilke und Arthur Schnitzler. Hrsg. v. Jeffrey B. Berlin, Hans-Ulrich Lindken und Donald A. Prater. Frankfurt a. M. (Fischer).

Christa Wolf:
Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud

MARTIN JAN DONKER

Teil 1: Eine psychoanalytische Lektüre nach Freud und Lacan

Um einen Kriminalroman »um die Ecke zu bringen« (Prasse 2004, S. 14), braucht es bloß die Lektüre der letzten Seite und also die Vorwegnahme der Lösung des nur scheinbar komplexen Falles. Die vorantreibende Spannung und das Lesebegehren sind dann endgültig dahin.

Doch ganz so einfach, logisch und linear wie bei einem Kriminalroman verhält es sich bei einer psychoanalytischen Kur oder bei einem Buch wie *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* von Christa Wolf (2010) natürlich nicht. Diese autobiografische Erzählung soll deshalb nicht auf literaturwissenschaftliche oder gar kriminaltechnische, sondern auf psychoanalytische Weise nach Lacan dekonstruiert werden.

Im Zuge des freudschen Wiederholungszwanges werden unbewusste Inhalte des Erzählten vielfältige sprachliche Wege finden, um ans Tageslicht des Bewusstseins zu gelangen. Der psychoanalytische Zuhörer kann auf diese ursächliche, aber dennoch unbeabsichtigte Wirkung, auf die Übersetzung¹

¹ »Der größte Wert der Übersetzung liegt hier nicht in einem trefflichen Ergebnis, sondern in der Arbeit des Übersetzens selbst, und zwar als Verfehlungsbewegung. [...] Bei Lacan unternimmt nicht der Analytiker das Übersetzen, sondern er sorgt dafür, dass in der Analyse Übersetzung stattfindet.« (C-D. Rath 2006, S. 266 f)

vom Unbewussten in das Bewusste setzen. Christa Wolfs Text ist verdichtet, und darin verborgen gibt es reichlich Erinnerungtes, auch in mehreren Ansätzen bereits Durchgearbeitetes. Beim Lesen soll deshalb das psychoanalytische Ohr gespitzt sein und aufgehört werden bei solchen Signifikanten, die Übertragungen des sprachlich Versteckten ermöglichen.

Es geht hier um die Frage nach »Wirkung« durch Tun, Zutun und Tat, ja sogar um eine sogenannte »Täterakte«. Aber was tut sich in der Kur, was wirkt? Der Psychoanalytiker oder die freudsche Psychoanalyse als Wirkstoff? Wer oder was hat wie und weshalb welche Veränderung bewirkt?² Am Ende aller Überlegungen über solcher Art Fragen, die in oder mit dem Text dieses Buches gehört werden können, am Ende also, wird der Leser dann diese Lebensgeschichte möglicherweise auch anders und verändert verstehen ...

Eben jenes narrative Element, »vom Ende her [zu] erzählen«, findet sich in Christa Wolfs Erzählung wieder (S. 28). Die Erzählerin schreibt diesen Satz in Großbuchstaben auf ihrer Schreibmaschine, die sie verniedlichend ihr »Maschinchen« nennt, so dass die Substantive und Sätze sich nicht abheben und alles, jedes Wort, eins nach dem anderen, gleich (ge-) wichtig, also mit gleicher Substanz und Signifikanz gelesen werden. Der Leser gerät dadurch in gewisser Weise in die Position des großen Anderen, eines Psychoanalytikers etwa, der ein Wort nach dem anderen, gleich-gültig im Sinne von gleichschwebend aufmerksam zunächst als Hintergrund nimmt, wovon sich dann etwas anders Gehörtes abheben kann. Jene Schreibmaschine ist von der Firma »Brother«, und es scheint, dass die Erzählerin sie wie ein Symptom, wie ihr Geschwister, ich-synton (vgl. Žižek 1991) liebt. Mit Hilfe dieses Hilfs-Ichs vermittelt sie, was man als ihre Erkenntnisse auffassen kann, die sie sich nach intensiven Sequenzen des Erinnerns abringt, ein Prozess, den sie mit

² Dieser Text über die möglichen Wirkungen des freudschen »Overcoat« (Christa Wolf 2010) wurde in gekürzter Fassung am 15. Januar 2011 in dem Seminar »Was in der Kur wirkt« der Freud-Lacan-Gesellschaft und der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse unter Leitung von C.-D. Rath vorgetragen.

der medialen Metapher eines imaginären *Tonbands im Kopf* in Verbindung bringt. Als ob das Erinnerungtes schier unaufhörlich vor und zurückgespult und mechanisch durchgearbeitet wird – getreu dem freudschen Satz »Wo Es war, soll Ich werden; es ist Kulturarbeit, etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee« (Freud 1933, S. 86; vgl. auch Rath 2011).

Nimmt man die Erzählerin beim Wort (»vom Ende her erzählen«) und betrachtet zunächst das Ende des Buchtitels, stellt sich noch vor der Lektüre, die Frage, was es denn mit dem ominösen freudschen Mantel auf sich habe. Man stelle sich vor, in den Ärmel eines Mantels hineinzugreifen, ihn demonstrativ umzukrempeln, bis zum Ende, das Innerste nach außen zu kehren und das zu Tage Geförderte zu betrachten: *inside out*³. Die gesteppte⁴ Wattierung des Futters würde sichtbar: Textil, Textur, Text... Ein Mantel bietet Schutz gegen Kälte, Wind, auch Gegenwind; es gibt Mäntel als Sinnbilder wie den »Manteltarifvertrag« oder den »Mantel der Geschichte«, mit dessen Stoff mancher Politiker, z.B. zur »Wendezeit«, seine ganz eigene, eher zu- als aufdeckende Geschichte machen wollte.

In Christa Wolfs Erzählung kommen weitere bedeutende Möglichkeiten dieses Signifikanten vor wie das *Ende* des zweiten Weltkrieges und die Flucht vor der erbärmlich bewaffneten asiatisch-russischen Übermacht, das *Ende* der DDR, das *Ende* der Unschuld bei der Veröffentlichung der sogenannten »Täterakte«, das *Ende* des Lebens und vielleicht das letzte Buch, wie eine *Endabrechnung*, vergleichbar mit dem, in der Erzählung erwähnten letzten Roman des Thomas Mann über das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn. Apropos »Tonsetzer«: Was wird bei Christa Wolf eigentlich betont? In der hier vorgelegten Lesart wird Christa Wolfs Erzählung zum faszinierenden Bericht einer psychoanalytischen Kur. »Vom Ende her erzählen« meint, in diesem konstruierten Zusammenhang, dann das Erzählen vom *Objekt*

³ Inside Out, Programmheft des Psychoanalytischen Kollegs 2009/2010.

⁴ Vgl. Lacans »Stepppunkt« (*point de capiton*) in Lacan 1981, S. 303. Vgl. auch das Motto des Programmheftes des Psychoanalytischen Kollegs 2010/2011, wo Abbildungen von geblähten und auch geplatzen Kissen und/oder Futons gezeigt werden, weil möglicherweise zu eng, zu locker oder gar nicht gesteppt wurde.

a, von einem Rest⁵ her. Das Buch trägt Dr. Freud in seinem Titel und Christa Wolf lässt ihre Erzählerin auf die Suche nach der inneren Struktur seiner Theorie, seines Mantels gehen, um diese inneren Werte eventuell heilend oder zumindest lindernd auf sich als seelisch Verletzte anzuwenden. Am Ende dieser irgendwann später beendeten, endlichen Analyse (Freud 1937, S. 59) wäre ein Übergang denkbar, der als *passé*⁶ gedacht werden könnte. Die Erzählerin imaginiert den Übergang vom Irdischen ins Himmlische, vom Endlichen ins Unendliche. Sie sieht sich noch ein letztes Mal in einem Vorzimmer vor dem Kabinett⁷ des großen Anderen, wo sie von den anderen Wartenden nach ihrem gelebten Leben gefragt wird. In ihrer letzten irdischen Erzählung scheint sie auf dieses imaginäre Ereignis vorgreifen zu wollen und auf diese Weise *wird* sie, *vom Ende her*, als Zeitzugin zur Erzählerin dessen, was damals *war*. Man hört hier eine nach Lacan veränderte Betonung auf *war* und *werden* statt, wie im bekannten Freudzitat, auf dem groß geschriebenen *Es* und *Ich*⁸ – aus »Wo Es war, soll Ich werden« wird bei Lacan »Wo es *war*, soll ich *werden*«... und wirken.

Gegen *Ende* führt das Buch den Leser zu einer Abschiedsszene hin. Mit Angelina, einer obskuren Engelsingestalt, fährt die Erzählerin himmelwärts und wirft einen letzten Blick zurück, ganz so wie auf dem Buchumschlag angedeutet, auf dem die Luftaufnahme einer Küstenstadt im Nebel zu sehen ist. Diese Aufnahme könnte indes auch als der Beginn der Reise der Erzählerin in die USA aufgefasst werden, kurz vor der Landung in L.A.. Anfang und Ende münden auch in den ersten Satz des Buches: »Aus allen Himmeln stürzen«. Bereits hier ist die Rede vom Absturz nach dem schlagartigen *Ende* der verdrängten Unschuld, nachdem die Veröffentlichung der Täterakte die

⁵ Ein zusammenfassender Überblick über die Entwicklung der lacanschen Begriffe *objet petit a* und *reste* findet sich in Evans 2002, S. 205f.

⁶ »Die *Passé* als persönliche Erfahrung des Endes der eigenen Analyse, dem Übergang vom Status des Analysanten zum Status des Analytikers, der durch die »*Passé*« [...] bezeugt werden kann.« J.-A. Miller (1977), zitiert in: Evans 2002, S. 219.

⁷ Wie im Wartezimmer des Psychoanalytikers (als unterstellter irdischer Vertretung des Petrus an der Himmelspforte).

⁸ Vgl. die freudsche Topologie vom Es, Ich und Überich in Freud 1923.

Erzählerin in eine psychotische Krise stürzt und so ihre dringende, aber weitgehend sprachlose Frage nach dem »Wie« ihres Vergessens aufwirft: »Müsste ich jetzt nicht eine große Schleife fliegen, sagte ich. Zurück zum Anfang. Mach doch, sagte [Angelina] ungerührt. Und Jahre Arbeit? Einfach wegwerfen? Warum nicht? Das Alter, Angelina, das Alter verbietet es« (Wolf, S. 414). Aus diesen Worten spricht das dringliche Festhalten am wohlstrukturierten Arbeitsleben, dieses *Da* eines unbewussten Widerstandes gegen eine drohende Verfremdung durch das Verlieren, Wegwerfen, Verwerfen und Vergessen dessen, was die Identität eines Menschen im Laufe eines langen Lebens ausmacht. Da gibt es dieses fundamentale *Fort* im *Dasein* des gespaltenen Subjekts. »Vielleicht ist es uns aufgegeben«, tippt die Erzählerin zu Beginn ihres Aufenthaltes in die Tasten ihrer Maschine,

»den blinden Fleck, der anscheinend im Zentrum unseres Bewusstseins sitzt und deshalb von uns nicht bemerkt werden kann, allmählich von den Rändern her zu verkleinern. So dass wir etwas mehr Raum gewinnen, der uns sichtbar wird. Benennbar wird. Aber wollen wir das überhaupt. Können wir das überhaupt wollen. Ist es nicht gefährlich. Zu schmerzhaft.« (Wolf, S. 48)

Aus dem letztgenannten Grund wird überlebenstriebehaft eine geahnte Verlorenheit noch abgewehrt: »Die Stadt kannst du wechseln, den Brunnen nicht« (ebd., S. 30). Mit ihrer poetischen Sprache trifft Christa Wolf ins Schwarze der lacanschen Psychoanalyse der Subjektwerdung. Die Lebensquelle »Mutter« will vom Subjekt mit einem allerfrühesten Begehren nach Autonomie fortgedacht sein können, was allmählich besser geht, weil sprachlich-klanglich ein magisch kontrollierendes Spiel mit ihrem und somit dem eigenen »Fort und Da« möglich wird (Žižek 2006, S. 9). Es ist nicht so, dass das klingende »Da« (*aaa*) bloß ihre Anwesenheit ersetzt. Mit dem ganz anders klingenden »Fort« (*ooo*) wird es erst möglich, dass ein erstes subjektives Begehren sich über die Wirkung der Sprache gedanklich konstituiert. Das kulturelle Regelwerk der großen Anderen nimmt das werdende Subjekt Satz um Satz, mehr und mehr ein und spiegelt dann das »*moi*« quasi allmählich als *sprachliches* Konstrukt, das sich deshalb immer auch wesentlich verfehlt. Das Symbolische zwingt sich auf diese Weise in die Spalte zwischen realer Quelle und imaginierter Repräsentanz. Das Begehren ist ein Kreisen um dieses

ungewisse Zentrum, das »fort« ist. Es ist der Ort, wo das »je« zwar gesucht, aber nie ganz(-heitlich) gefunden wird (Widmer 2004, S. 20).

Wenn die Erzählerin feststellt, »meiner eigenen Fremdheit nachzugehen, hatte ich lange vermieden, bis jetzt« (Wolf, S. 120), berührt sie damit jenen Zustand, wo dem Subjekt der eigentliche Lebensmittelpunkt fehlt. Dies verursacht eine grundlegende Verfremdung, eine *aliénation* vom Innersten seiner Seele. Existenz wird bei Lacan deshalb als *ex-sistence* gehört bzw. gelesen (Žižek 1992, S. 136f.). Der Mangel, der erst ein Begehren konstituiert, ist *da* in unserer Mitte, unbewusst präsent, wie der »Nabel des Traums« bei Freud⁹ oder der »blinde Fleck« bei Christa Wolf (S. 48). Die psychoanalytische Kur wird nicht zuletzt vom Begehren angetrieben, diesen unbewussten Raum in immer engeren Schleifen zu umkreisen und Blindes sichtbar bzw. das Ungehörte und Unerhörte verlautbar und benennbar zu machen. Die Erzählerin ahnt die Gefährlichkeit dieses Unternehmens, das die *bonne distance* zu sich selbst auf eine noch ungewusste Weise verändern könnte, weil das offene »wie?« ihres Vergessens sie anzieht und abstößt zugleich. Sie befürchtet, dass ihr eine allzu große Verfremdung den letzten psychischen Halt rauben würde. Ihr psychisch unkontrolliertes Handeln kann als *passage à l'acte*¹⁰, als Flucht vor dem großen Anderen ins Reale betrachtet werden, weil Er (imaginär sehr real) immer genau dieses Vergessen feststellt und somit dauerhaft befragt – ganz so, als wäre der blinde Fleck ein schwarzes Loch, ein Phantom, ein Symptom.

Apropos »schwarz«: Wohin führt dieser Signifikant? Dazu ist zunächst eine weitere Schleife zu den letzten Seiten des Buches, zum »Ende« hin angebracht. Hier sagt die Erzählerin: »... schwarz, finde ich schön«. Sie meint ihren

⁹ »In den bestgedeuteten Träumen muss man oft eine Stelle im Dunkel lassen, weil man bei der Deutung merkt, dass dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will, aber auch zum Trauminhalt keine weiteren Beiträge geliefert hat. Dies ist dann der Nabel des Traums, die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt.« (Freud 1900, S. 530)

¹⁰ Zur Erläuterung dieses Begriffs siehe Lacans Angstseminar, Lacan 2004, Sitzung vom 23. Januar 1963.

Engel, Angelina. Ein schwarzer Engel!? Kann man hier etwas hören, was der gedruckte und gelesene Text nicht wiedergeben kann? Wo liegt die Betonung? Auf *schwarz* oder auf *ich*? Es könnte doch erkennbar eigensinnig klingen, wenn von dieser Nichtfarbe, dieser Verneinung¹¹, gesagt wird, sie passe wesentlich besser zu diesem eigenwilligen »Ich« als das gute unschuldige Engelsweiß. Schwarz ist auch der Himmel, als sich die Erzählerin einmal während eines Museumsbesuchs auf eine Liege legt, von der sie durch eine Öffnung im Dach ins nichtende Nichts starrt und von Sehnsucht nach Erlösung ergriffen wird, dann schließlich friedlich einschläft und für diesen kurzen Moment alle ihr aus der fernen Heimat zugefaxten, belastenden Zeitungsartikel über ihre Haltung zum DDR-Regime endlich vergisst. Dieses Schwarz ist wie das kleine Nichts eines temporär gelöschten Gedächtnisses, ein ersehntes »Nichts als die Wahrheit« (Witte 1999, S. 143). Schwarz steht identifikatorisch für ihre kommunistisch geprägte Kulturkritik in Bezug zu der vulgär-kapitalistischen US-amerikanischen Gesellschaft, die in ihren endlosen, oral betonten Konsummöglichkeiten schwelgt und dabei die überwiegend schwarze Unterschicht unterdrückt. In der Spiegelung mit dem schwarzen Engel drückt sich die fortwährende Hoffnung auf eine bessere, egalitäre Gesellschaft aus. Trotzig und kämpferisch im Ton, gerade nach dem ruhmlosen Untergang des real existierenden Sozialismus der DDR, woran sie, die Erzählerin, trotz allem, gut und gerne und lange glauben mochte, bis ihr die Falschheit ihrer frühen Entdeckungen allmählich bewusster wurde.

Es ist bestimmt nicht zu weit gedacht, wenn man beim schwarzen Engel, an den Teufel denkt. Wiederholt zitiert die Erzählerin Thomas Mann, so auch dessen letzten autobiografischen Roman über den Tonsetzer Adrian Leverkühn und seinen Pakt mit dem Teufel (Mann 1947; Wolf, S. 272). In der Erzählung setzt der Teufel das vorhandene, aber bis dahin pathologisch unterdrückte Potential des Adrian Leverkühn frei, so dass er aus seiner sozialen Phobie und Arbeitsstörung gleichsam herausgetrieben wird (»wir schaffen nichts Neues...«, sagt der Teufel). Dazu lernt Leverkühn eine Prostituierte

¹¹ Freud 1925, S. 12: »Die Verneinung ist eine Art, das Verdrängte zur Kenntnis zu nehmen [...]«. Vgl. J. Hyppolites Kommentar über die »Verneinung« bei Freud in Lacan, 1986, S. 191–200.

kennen, die ihn aus der sexuellen und sozialen Reserve lockt und ihn hemmungslos herausfordert. Die freigesetzten Gefühle beflügeln die Arbeit dann aber dermaßen, dass das Subjekt darin psychotisch zu versinken droht. Leverkühn verliebt sich in seine Arbeit, als auch in die Frau. Seine Arbeit verdreht ihm förmlich den Kopf, er ist in seine Arbeit gefallen, wie beim »falling in love« oder beim »aus allen Himmeln stürzen« (Wolf, S. 9), und muss den Pakt mit dem Teufel mit seinem geistigen und körperlichen Verfall teuer bezahlen. Es ist Selbstaufgabe durch Selbstaufopferung, wie Christa Wolf schreibt. Auch in *Stadt der Engel* geht es immer um alles, um das Innenfutter des *Overcoat of Dr. Freud*, »um Unglück und Traurigkeit«, um den Verlust des Ganzen. Und um das schwarze Kapitel europäischer Geschichte und das Unbehagen in der Kultur (Freud 1930). Und deshalb immer auch darum, den gefundenen und vermeintlich richtigen gesellschaftlichen Weg rechthaberisch zu verfolgen.

Ein anderer Signifikant, der eine Schlüsselposition in der Konstruktion der Erzählung spielt, ist der Name: *Peter Gutman*. Durch den einen abwesenden Buchstaben *n* ist er gleichsam kastriert und ent-germanisiert, ver-amerikanisiert, verharmlost worden. Zu Beginn spricht er englisch, als wolle er vor seiner neuen Bekanntschaft, Christa Wolfs Ich-Erzählerin, nicht mit seinem Deutsch herausrücken. *Nomen est omen*: Dieser jüdische Mann, der gut zu ihr sein soll, kann als imaginär stellvertretend für die schützende Wirkung des Mantels des ebenfalls jüdischen Dr. Freud stehen, für den ersehnten, zugewandten und verständnisvollen Psychotherapeuten. Als ob mit dem Mantel der Liebe etwas bedeckt statt aufgedeckt werden sollte. Sie richtet sich an diesen großen jüdischen Anderen mit einem symptomatischen Appell nach Absolution von ihrer immer noch unspezifischen Schuld und damit auch von einem eher allgemeinen und unbewussten Strafbedürfnis. Tatsächlich fügen sich die Hinweise auf eine solche Deutung leidlich zusammen. Die Protagonistin findet die Brieftasche des Peter Gutman just vor der Tür zu ihrem Appartement, doch will ihr das englische Wort für Portemonnaie nicht einfallen. Etwas in ihr scheint an dieser Sache etwas vergessen zu wollen, weil sich ein ungewisses Begehren ein- oder beimischt. Mit der Brieftasche hat sie immerhin seine Potenz und Identität in der Hand, etwas also, was gut für sie sein könnte, weil ihr genau *das* fehlt. Wortlos übergibt sie ihm den Fund

und er lädt sie dankend zu einem Drink ein, was sie jedoch ablehnt, weil sie sich ein gefährliches Begehren verbieten muss. Gutman könnte kompensatorisch als das gute, jüdische Pendant zum erzählerisch unsichtbar gelassenen Nazi-Mann-Täter gedacht werden, zu *dem* Mann-Vater also, dessen Namen verworfen wurde (Lacan 1981, S. 361). Hier liegt möglicherweise der Grund für ein wichtiges Vergessen als Ursache für falsches Empfinden, das vor allem als Demut in der lebenslänglichen Liebe zu den Eltern und den anderen großen Anderen (der Partei) eingebettet bleibt.

Die Dialoge mit Gutman gestalten sich zu einem erheblichen Teil wie in einer Kur zwischen Analysantin und Psychoanalytiker. Er wird von ihr durch ein unterstelltes Wissen¹² über ihre persönlichen Umstände in diesen Stand gehoben. Sie bringt sich als Subjekt in Stellung, und zwar per Identifikation mit ihren Projektionen und Erwartungen an die anderen und den Anderen. Gutman reagiert oftmals gekonnt knapp und vieldeutig, offen und fragend oder wiederholend, sein Gegenüber zitierend und feststellend, um ihr Begehren in Fluss zu bringen und zu halten. Das Psychoanalytiker-Begehren will eben nicht die Unwissenheit der Analysantin voreilig mit Sinn und Antwort verstopfen und die Risse der symptomatischen Identifikationen zukleistern. Gutman hilft ihr auf diese Weise, einen anderen Raum zu öffnen und manchmal beendet er die »Sitzung« abrupt an einem psychoanalytisch wichtigen Punkt:

»Du hör mal, sagte ich zu Peter Gutman, da muss ich dir was erzählen. Musst du gar nicht, sagte Peter Gutman und ließ mich stehen: Er wollte nichts hören. Kam aber nach wenigen Minuten noch einmal zurück: Ich hoffe, du hast nicht vergessen, dass ich morgen Geburtstag habe. Um acht bei mir.« (Wolf, S. 177). Der Frustration zum Trotz bleibt die Übertragungsbeziehung stabil, weil (sozusagen) der Termin für die folgende Sitzung steht. Der Rahmen wird gehalten, der Mantel sitzt. Oder an späterer Stelle: »Weil ich gedacht hätte, das Leben, das ich, das wir geführt hatten, sei das eigentlich normale. Und ich wäre ohne Schuld gewesen. Okay, sagte Peter Gutman. Das reicht. Er ging«

¹² »Sujet supposé savoir« in Lacan 1964, S. 210.

(Wolf, S. 243). Gewiss, er verhält sich nicht ganz wie ein skandierender und interpunktierender Psychoanalytiker, denn im direkten Gespräch mit einem Gegenüber überwiegen Verständnis und die üblichen Höflichkeiten und Ansprüche; auch wird die »Abstinenz« hier natürlich nicht von einem analytischen Rahmen gehalten. Der von mir zum Zwecke dieser Dekonstruktion als therapeutisch unterstellte Dialog gipfelt in einer Szene, in der es um die deutschen Tugenden geht: »Und sich selber etwas verzeihen hat zu diesen Tugenden nicht gehört. Absolutely not, Sir« (Wolf, S. 286). Offenbar hat der große Andere exklusiv die Macht zu verzeihen, frei zu sprechen oder, wesentlich genussvoller, endlos und sprachlos büßen zu lassen.

Die Erzählerin schaut sich in ihrem Apartment die Fernsehserie »Star Trek« an und sieht sich und die Geschichte ihres Landes im Machtgefälle intergalaktischer Hierarchien gespiegelt. Sie scheint dieses militärische »Yes, Sir! Sofort Sir« des großen kommandierenden Anderen zu genießen, weil es für sie nicht so sehr um eine demütigende Unterwerfung geht, sondern im Gegenteil um Führung und sichere Wiederherstellung der – für einen Moment – gestörten Ordnung. In den USA wird der Vater zum militärischen Sir, wenn es um das Eingemachte in der Stellung des Subjektes in der autoritären Beziehung geht. Es kann sich hier jedoch auch um die Stellung des Objektes in der pervertierten Beziehung zum Anderen handeln.

Schließlich bringt der deutende Gutman das bedrängte Begehren der Erzählerin auf den Punkt: »Wenn Du schreiben solltest, kann Du nicht schreiben, und wenn Du schreiben kannst, solltest Du nicht schreiben« (Wolf, S. 286). Im Anschluss erzählt Gutman seine Geschichte, und die letzten Rücksichten auf die Abstinenzregel fallen. Das fiktive Verhältnis von Analysantin und Psychoanalytiker löst sich schließlich auf, als die Geschichte über den Briefwechsel zwischen Emma und Lilly aufgeklärt wird. Diese Geschichte über den Briefwechsel zwischen der verstorbenen Freundin Emma und der ebenfalls verstorbenen mysteriösen »L.« spiegelt zwei Möglichkeiten des *Fort und Da*. Emma fand schließlich ihr Ende als Dagebliebene in einer ärmlichen Datsche in der DDR bzw. im nun schlagartig wiedervereinten Deutschland. Lilly, die Fortgegangene, zog in die USA, wo sie als Psychoanalytikerin arbeitete. In der Erzählung wird durch ein zufälliges Treffen deutlich, dass nicht so

sehr die Person der Protagonistin, sondern die Philosophie von Lillys Partner das wahre Objekt von Gutmans wesentlich intellektuellem Begehren darstellt. Dieser »Herr«, ein jüdischer Philosoph mit dem offenbar ganz anderen, leidvollen »Innenfutter«, hatte sein Leben aus psychischen Gründen selbst beendet: »Unglück und Trauer seien das Unterfutter von Dr. Freuds overcoat...« (Wolf, S. 157). Der als beschützend gedachte Mantel des Dr. Freud – von der Psychoanalytikerin Lilly sozusagen von Berufs wegen mit freundschaftlicher Empfehlung angeboten – hat den Suizid ihres »Herrn« offenbar nicht verhindern können, was sowohl für die Erzählerin, aber auch für die Autorin Christa Wolf und für die Leser kaum zu ertragen ist. Die bis dahin durch Arbeit bestimmte Beziehung zu Peter Gutman kann deshalb nicht länger gehalten werden. Eine weitere und engere Schleife um das Unbewusste wird es mit ihm nicht geben. Die Protagonistin greift nun verzweifelt nach »höheren« Mächten. Nach diesem Moment der Auflösung der psychoanalytisch wirksam gedachten Beziehung zu Peter Gutman tritt die Erzählerin eine Reise in die Wüste an, zum Reservat der Hopi-Indianer und zum geschützten Kern dieses Gebietes der Anasazi-Indianer als Reservat des Realen. Es drängt sich zum wiederholten Male ein Vergleich mit dem BRD-DDR-Verhältnis auf. Eine Zone, ein Fleck, abgegrenzt in einem Reservat, abgegrenzt in einem Land. Es kann darin auch ein Anagramm gehört und enträtselt werden: Anasazi – »as a nazi«. Hier kann ein irreduzibler Signifikant ausgemacht werden, der kein eigentlicher Signifikant, sondern bereits real ist und der quasi sprachlos das Trauma von Krieg, Vernichtung und Vertreibung direkt berührt.

Ohne die katalytische Wirkung, die von Peter Gutman offenbar ausging, geht es aber der nun völlig schutzlosen Protagonistin zunehmend schlecht. Sie findet sich singend in ihrem Appartement wieder. Es kommen jetzt die Signifikanten, einer nach dem anderen, in einen Rhythmus, metonymisch im Singsang und im Trallala¹³... der überlieferten deutschen Volkslieder. Sie singt sich fast leer, um dann, als kaum übriggebliebener Rest, sich einen allerletzten rettenden Strohalm in Gestalt der noch weiter weg führenden Angelina vorzustellen. Aber wohin könnte diese Reise oder Flucht führen? Hat die Erzäh-

¹³ Vgl. »lalangue« in: J. Lacans Seminar *Encore* 1975, S. 126f.

lerin Angst vor dem Untergang oder hofft sie immer noch auf göttliche Rettung? Die Erzählerin berichtet einen ihrer »seltsamsten Träume« über eine Ziege, die eine Milchkanne verschluckt, die sie »niemals wieder herausbringen« kann. »Ich bin schuld, sage ich im Traum, ich hätte besser aufpassen müssen, da fällt mir ein, die alten Griechen hatten eine heilige Ziege Amalthea... die Ziege (...) versinkt vor unseren Augen klaglos im Sumpf, heruntergezogen von der schweren Metallkanne in ihrem Innern, und ich erwachte mit einem tiefen Unheilsgefühl und wagte mich an die Deutung dieses Traumes nicht heran.« (Wolf, S. 175). Mit diesem Traum tut sich der Widerspruch zwischen Rettung und Untergang in antiker Dramatik noch einmal auf: Zeus, der Sohn des Kronos und der Rhea, wurde von der Mutter vor der Fresssucht des Vaters gerettet und in einem Versteck von der weißen Ziege Amalthea oder von einer Nymphe mit Ziegenmilch aus einem Ziegenhorn großgezogen. Der erwachsene Zeus bedankte sich dafür beim Volk seiner Retter mit dem Füllhorn, seitdem Signifikant für Überfluss. In diesem Zusammenhang können die von Helmut Kohl einst versprochenen blühenden Landschaften der ehemaligen DDR eine veränderte Bedeutung nicht nur für diese Träumerin bekommen. Übrigens waren die Menschen für die alten Griechen herabgesetzt, in ihren ursprünglich göttlichen Möglichkeiten beschnittene, nun irdische, dem Untergang geweihte Mängelwesen.

Für Christa Wolf hat diese Geschichte ein prosaisches Ende gefunden. Wobei eine psychoanalytische Kur an dieser Stelle gewiss noch nicht ihr Ende hätte finden müssen. Die Erzählerin gibt sich ihrer Sehnsucht nach Erlösung durch Vergessen am Ende wieder ganz unverändert hin – wie in der Szene im Museum, wo die Liege zum einfachen Hinlegen und eben nicht wie die Couch zum Arbeiten da ist. Sie möchte keine weitere imaginäre Schleife mehr machen, sondern endgültig zum großen geliebten Anderen weitergeführt – weiterhin *geführt* – werden und in ihm, im Schwarzen endgültig aufgehen und ... für immer vergessen. Anscheinend resigniert sie, vielleicht um später andere be-nennenswerte Signifikanten aus einem weiteren imaginären Raum zu erschließen und dadurch die Analyse, wieder etwas verändert, doch noch zu vertiefen.¹⁴

¹⁴ Christa Wolf ist am 01. Dezember 2011 verstorben, zwei Tage bevor dieser Beitrag auf dem Kongress »Was in der psychoanalytischen Kur wirkt« gehalten wurde.

Der Psychoanalytiker beendet eine Kur nicht. Die Analysantin will, nach weiteren Schleifen der Kulturarbeit, die unterstellte Führung irgendwann nicht mehr wollen und spricht dann selbst über das autonome Weiterführen und Begehren des eigenen Lebens. Sie erzählt vom Ende her, als gewordenes Subjekt über das, was war. Die »endliche« (Freud 1937, S. 59) Kur hatte sich, bis auf einen nach Lacan gedachten Rest, erledigt.

Teil 2: Ein psychoanalytisches Fazit (eine von vielen Möglichkeiten)

Als Psychoanalytiker lebt man förmlich diese wichtige Erfahrung vom Übergang und der Übersetzung von der endlichen in die unendliche Analyse seiner Berufung. Die psychoanalytische Arbeit scheint bis auf einen Rest für einen Moment erledigt zu sein, aber dann wird dieser zunächst noch unbestimmte Rest – etwas später, nach einer Weile der relativen Sprachlosigkeit – eine eigene Bedeutung bekommen und signifikant werden können. Auf eine ähnliche Weise zeigte sich wenige Monate nach dieser ersten psychoanalytischen Lektüre der Erzählung Christa Wolfs, dass ein wichtiger Rest wieder an emotionaler Bedeutung gewonnen hatte. Ein Analytikerbegehren war geweckt, animiert oder eigentlich reanimiert worden. Es stellte sich diese bohrende Frage, ob ich eine wichtige Antwort schuldig geblieben war? Wäre nicht eine Konfrontation mit dem »Wie des Vergessens« der Protagonistin der Erzählung angebracht? Sollte Tacheles geredet werden über dieses Wolfsche Vergessen? Und überhaupt: Was wurde vergessen, das solchen Anstoß erregt? Gemeint sind doch sicher die Aktivitäten als Inoffizielle Mitarbeiterin der Staatsicherheit der DDR, die Werbung und die Ernennung mit Decknamen, Deckmantel, *overcoat* (die Mauer als Mantel schützt gegen die Kälte des Kapitalismus und hält das Leben in der DDR auf Temperatur). Das ist doch eine wichtige Frage, wie sie all das vergessen konnte. Eine weitere Begründung, um Klarheit in diese Sache zu bringen, meinte ich darin zu erkennen, dass die Autorin selbst Dr. Freud in ihrem Titel anruft. Aber geht es ihr dabei tatsächlich ums psychoanalytische Aufdecken oder doch eher um ein Verschleiern, Verkleiden oder Verstecken? Außerdem liegt sie dem Leser allzu dringlich im Ohr mit einem vordergründigen Begehren nach Rücksicht und einem we-

sentlich besser versteckten Begehren nach Buße zur Befriedigung eines unbewussten Strafbedürfnisses.

Während solche Überlegungen weiter Gestalt annahmen, drängte sich der krasse Vergleich zwischen der Protagonistin von Christa Wolfs Erzählung und der Protagonistin in David Lynchs Film *Mulholland Drive* [*Straße der Finsternis*]¹⁵ auf. Der Film konfrontiert den Zuschauer sehr drastisch mit dem psychischen Versagen, eine begangene Untat (Mord aus Eifersucht) auch nur für einen Moment vergessen zu können. Aber darf man diese Untaten miteinander assoziieren und fachlich vergleichen? In aller Schärfe drängt sich noch einmal die Frage auf: Wie konnte die eine Frau vergessen und die andere Frau partout nicht?

Das Begehren der Christa Wolf ist es möglicherweise, die weiter zurückliegende realsozialistische Vergangenheit nicht mit der Gegenwart kollidieren zu lassen. Damals hatte sie so etwas wie die Wahl zwischen Pest und Cholera, zwischen einerseits Verrat und gedanklichem Mord an der politischen Idee oder andererseits am gefährlich andersdenkenden Genossen und eigentlich auch an sich selbst. Ist ihr Vergessen möglicherweise doch kein eigentliches Vergessen, sondern eher eine immer noch zu unbedeutende Normalität von damals, die einfach mit nichts kontrastieren kann, weil – bei mangelndem Bewusstsein – der Vordergrund sich nicht von einem Hintergrund abheben will? Ich hatte meine fachlichen Zweifel, ob ich die Schuld dieser Frauen miteinander vergleichen durfte. Interessant ist so ein skandalöser Vergleich allemal, aber aus einem Schuldgefühl wird auf diese Weise im zugespitzten Vergleich eine fixierte Schuld, die dann nahezu zwangsläufig zu einer Verurteilung und Verwerfung führen muss. Das aber, wäre eine fatale Retraumatisierung.

Eine Kollegin war mit meinem – zugegebenermaßen aggressiven – Vergleich nicht zufrieden. Sie sagte (abwehrend), dass »Christa-Wolf-Bashing« heute

wohl in Mode sei, und nahm auf diese Weise meine Zweifel auf. Ihre Aussage und wohl auch der auffällige Klang, der von »bashing« ausgeht, zündete die Idee, die mit der brisanten Bedeutung der Gegenübertragung zusammenhängt. Liest man die vielen Rezensionen über *Stadt der Engel*, so trifft man recht häufig auf eine scharfe Kritik, die damit zusammenhängt, dass die Schriftstellerin am Ende eines langen Lebens als Zeitzeugin leider nicht deutlicher geworden ist und sich oft seitenweise literarisch sehr gekonnt windet. Der Genugtuung begehrende Leser wird mit der offenen Frage nach dem Wie ihres Vergessens auf eine Geduldprobe gestellt und letztendlich frustriert. In dieser Erzählung wirkt offenbar etwas so, dass es zu solchen kritischen Reaktionen und Verwerfungen kommen musste. Und das kann aufschlussreich sein für einen Psychoanalytiker, der seine Gegenübertragung bewusst erlebt, dann fachlich zweifelt, inne hält und diese Auswirkung auf den Fortgang des analytischen Prozesses *für sich* analysiert, um sich dann erneut die wichtige Frage zu stellen: Was wird hier *eigentlich* mit einer solchen Dringlichkeit und Wucht (ursprünglichen Triebhaftigkeit) übertragen?

Ich hatte mich also von dieser Sogwirkung, wie von einem Mahlstrom (Poe 2011) für einen Moment mitreißen lassen. Durch eine Analyse der Gegenübertragung jedoch, also durch die aufmerksame Wahrnehmung des im Signifikanten »bashing« sich verdichtenden kollegialen »Vorwurfs« wurde schlagartig noch etwas anderes, bis dahin nicht Gedachtes bewusst, das durch die Erzählung hindurch auf das Lesepublikum übertragen wird und dort seine bestimmte Wirkung nicht verfehlt.

Ein unbewusstes Strafbedürfnis kann nicht artikuliert werden, weil an dieser Sache offenbar einiges dringend vergessen sein will, weil es sicher »gefährlich« und »zu schmerzhaft« für das Bewusstsein und die Integration in die Persönlichkeit wäre. Dennoch gelingt es Christa Wolf in ihrer Erzählung, Zusammenhänge zu rekonstruieren zwischen einem persönlichen Unbehagen und Leiden einerseits und den schwierigen Umständen in einem ungleichen und unrechten Machtverhältnis andererseits. Sie berichtet beispielsweise ein traumatisches Schlüsselerlebnis und erinnert sich, dass sie einmal ihr Parteibuch verloren hatte. Die Parteigrößen unterstellten (und deuteten) ihr daraufhin eine schwerwiegende, unverschämte Ambivalenz dem staat-

¹⁵ D. Lynch, *Mulholland Drive*, USA 2001.

lichen Sozialismus gegenüber, die nicht geduldet werden könne und ausge-merzt werden müsse. Sie verlangten mit aller Härte sofortige Reue, tiefste Demut und für die Zukunft bedingungslose Unterwerfung. Vor dem Hintergrund der autoritär erpressten Anpassung und der weiteren Identifikation mit der sozialistischen Ideologie und dem großen Aggressor war möglicherweise der Einsatz als I.M. nur *eine*, noch dazu eher beiläufige, »normale« Gehorsamkeit unter vielen, die im Endeffekt durch narzisstische Bestätigungen und Treueboni belohnt zu werden schienen.

Die ungeduldigen Reaktionen der Nachwendezeit, so gerne DDR-Unrecht bestrafen zu wollen, um eine langersehnte Genugtuung genießen zu können, finden ihren Platz in einem modernen und schnellen Spaßerleben und im Halbwissen dieses nun globalisierten zeitlichen Nachhinein der deutschen Geschichte. Der Missbrauch von einst wird erst durch ein später gewachsenes psychoanalytisches Bewusstsein vom Subjekt radikal anders zum Trauma umgedeutet. Freud beschreibt dieses Prinzip als »zweizeitigen Ansatz der Sexualentwicklung beim Menschen« (Freud 1905, S. 135) und erläutert die sexuelle Aufladung des früheren Erlebens durch das erst spätere Erreichen der reifen Sexualität in der Adoleszenz. Eine tiefe, ursprünglich infantile Prägung von einst, *das was war*, wird in ein nachträglich herangereiftes und erfahrenes Denken übertragen. In dem analytischen Prozess einer Kur tragen erst die dort gefundenen allmählich veränderten Symbolisierungen und also die volle umdeutende Rede zur *Werdung* und *Wirkung* des Subjektes bei. Trotz verweigert Christa Wolf in ihrer Erzählung die Antwort auf die Frage nach dem »Wie« ihres Vergessens. Und Trotz ist *eigentlich* eine *frühe* und *kränkende* Empfindung im Macht- und Ohnmachtsgefälle vor dem Erreichen einer ausreichend sicheren ödipalen Situation. Das noch maximal getriebene Kind wehrt sich zunächst vehement gegen das Gesetz, gegen *le non et le nom du père* (es will nach wie vor alles bedingungslos und sofort), und wähnt sich naiv-wahnhaft mächtiger als der große Andere. Das macht aber gleichzeitig existenzielle Angst, weil der imaginär entmachtete große Andere weder Schutz noch Führung bieten kann und in dieser Position Essenzielles in der Erziehung schuldig bleiben muss. Letztendlich fügt sich das ausgetobte Kind und zeigt sich fortan höriger und auch realistischer. Es ist nun wesentlich weniger triebhaft an die Eltern gebunden und kann erst dadurch

neugieriger und aufmerksamer werden, die libidinösen Besetzungen reorganisieren, umlenken, umdeuten, auf alternative Objekte übertragen und sublimieren. Der imaginäre große Andere wird schlussendlich mittels projektiver Identifikation, das heißt durch die idealisierende Projektion narzisstischer Anteile, ödipal erhoben. In diesem frühen, komplexen und fragilen psychischen Prozess kann eine autoritäre Erziehung die ursprünglichen Empfindungen bis zur Unkenntlichkeit verbiegen und verrenken, das Subjekt zutiefst verletzen und eine freie(-re) Entwicklung des subjektiven Begehrens fürs Leben erschweren oder gefährden. Die fixierte Frage nach Schuld und das Bestehen auf Läuterung durch Bekenntnis, Strafe und Genugtuung wiederholen bloß dieses kranke Muster, das man damals, *wo es war*, als Normalität nach und nach lieben gelernt hatte. Es braucht einen langen Atem und eine große Kraft, sich davon zu lösen.

Oder wie Christa Wolf selbst sagt (Wolf, S. 159):

»Falsche Empfindungen kann man bedauern; vielleicht sogar verfluchen, aber nicht zensieren oder ändern: Jedenfalls dauert es Jahre, Jahrzehnte, ehe eine ehemals falsche Empfindung nur noch falsch und keine Empfindung mehr ist. Und vielleicht heißt eben das sich verändern. Aber man kann seine falschen Empfindungen natürlich auch hätscheln.« – Ja, genau!

LITERATUR

- EVANS, D. (2002):
Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse.
Übers. G. Burkhart. Wien (Turia + Kant).
- FREUD, S. (1900):
Die Traumdeutung. G.W., Bd. II/III.
- FREUD, S. (1905):
Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, G.W., Bd. V, S. 33–145.
- FREUD, S. (1925):
Die Verneinung. G.W., Bd. XIV, S. 11–15.
- FREUD, S. (1923):
Das Ich und das Es. G.W., Bd. XIII, S. 237–289.
- FREUD, S. (1930):
Das Unbehagen in der Kultur. G.W., Bd. XIV, S. 419–506.
- FREUD, S. (1933):
Neue Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse. G.W.,
Bd. XV, 31. Vorlesung.
- FREUD, S. (1937):
Die endliche und die unendliche Analyse, G.W.,
Bd. XVI, S. 59–99.
- HYPPOLITE, J. (1994):
Gesprochener Kommentar über die »Verneinung« von Freud,
übers. U. Rütt-Förster, in: J. Lacan, Schriften III, Weinheim/
Berlin (Quadrige), S. 191–200.
- LACAN, J. (1964):
Le Séminaire. Livre XI. Les quatre concepts fondamentaux de la
psychanalyse, 1964. Hg. v. J.-A. Miller, Paris (Seuil)
[Das Seminar, Band XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse.
Übers. N. Haas, Olten/Freiburg (Walter) 1978].
- LACAN, J. (1975):
Le Séminaire. Livre XX. Encore, 1972–1973. Hg. v. J.-A. Miller.
Paris (Seuil) [Das Seminar, Buch XX. Encore. Übers. N. Haas,
V. Haas und H.-J. Metzger. Weinheim/Berlin (Quadrige) 1991].
- LACAN, J. (1981):
Le Séminaire. Livre III. Les psychoses, 1955–56. Hg. v. J.-A. Miller.
Paris (Seuil) [Das Seminar, Buch III. Die Psychosen.
Übers. Michael Turnheim.
Weinheim/Berlin (Quadrige) 1997].
- LACAN, J. (2004):
Le séminaire. Livre X. L'angoisse. 1962–63.
Hg. v. J.-A. Miller. Paris (Seuil) [Das Seminar, Buch X: übers. Hans-
Dieter Gondek. Wien/Berlin (Turia + Kant) 2010].
- MANN, TH. (1947):
Doktor Faustus. Frankfurt am Main (Fischer).
- POE, E.A. (2011):
Ein Sturz in den Mahlstrom. Übersetzt von Hans Wollschläger,
Typographische Bibliothek, Band 7. Göttingen (Wallsteinverlag)
und Frankfurt am Main (Büchergilde Gutenberg).
- PRASSE, J. (2004):
Kück und Sprung, in dies.: Sprache und Fremdsprache,
hrsg. v. C.-D. Rath, Bielefeld (Transkript).
- RATH, C.-D. (2006):
Erschließen und Übersetzen in der Psychoanalyse,
in: G. C. Tholen, G. Schmitz, M. Riepe (Hg.): Von Freud und
Lacan aus: Literatur. Medien, Übersetzen. Zur »Rücksicht auf
Darstellbarkeit« in der Psychoanalyse. Bielefeld (Transkript).
- RATH, C.-D. (2011):
»Kulturprozess, Freud'sche Kulturarbeit, psychoanalytische
Arbeit«, in: »Wo Es war...« Freud'sche »Kulturarbeit« und die
psychoanalytische Kur heute. Berliner Brief der Freud-Lacan-
Gesellschaft, Sonderheft VI. Berlin.
- WIDMER, P. (2004):
Angst. Erläuterungen zu Lacans Seminar X. Bielefeld (Transkript).
- WITTE, I. (1999):
Nichts als die Wahrheit. In: Berliner Brief der Freud-Lacan-
Gesellschaft, Sonderheft I »Die Haut«. Berlin.

WOLF, C. (2010):
Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud,
Berlin (Suhrkamp).

ŽIŽEK, S. (1991):
Liebe Dein Symptom wie Dich Selbst!: Jacques Lacans
Psychoanalyse und die Medien. Übers. Th. Heibel u.a.,
Berlin (Merve).

ŽIŽEK, S. (1992):
Looking Awry: An Introduction to Jacques Lacan through
Popular Culture. Cambridge/Mass. (MIT Press).

ŽIŽEK, S. (2006):
Das Reale des Christentums. Frankfurt am Main (Suhrkamp).

Der psychoanalytische Akt und sein Wirken

JEAN CLAM

Variationen der Formel *Was in der Kur wirkt* und ihre Auffassung als »Substanzbegriff« der Kur

Ich schlage vor, dass wir zu Beginn dieser Überlegungen am Titel der Tagung einige *spielerische Variationen* vornehmen. Das tat ich selber bei der Vorbereitung dieses Vortrags und merkte, ohne es im Voraus geahnt zu haben, dass einige davon äußerst lehrreich waren. Eine insbesondere zeigte einen *hohen heuristischen Wert*. Denn als ich sie anstellte, ging mir auf, dass die Formulierung des Kongressthemas als *Kongressaufgabe* eine verblüffende Ähnlichkeit mit einer alten philosophischen Formel aufweist. Was ich vortragen werde, entfaltet sich am Leitfaden der Bezüge, welche die eine an die andere Formel knüpfen.

Leichte Änderungen am Buchstaben des Kongresstitels ergeben somit eine ganze Reihe von interessanten Nuancen, die in ihrer Vielfalt und ihrem Gleiten einiges zur Erhellung unserer Fragestellung beitragen.

So könnte man meinen, der Titel hätte um eine Schattierung bescheidener gewirkt, hätte er die Frageform angenommen. Also nicht:

(1) *Was in der psychoanalytischen Kur wirkt*, sondern

(2) *Was wirkt in der psychoanalytischen Kur?* Das heißt: Was ist das, das (so) wirkt in der psychoanalytischen Kur?

Die *Frageform* deutet auf eine Suche hin: Es ist uns *nicht bekannt, was in der Kur wirkt*. Dieses Wirkende *muss gesucht werden* (was ist denn das, was in der Kur wirkt?). Wenn dieses in der Kur Wirkende schwer zu erkennen bleibt, dann könnte es sein, dass die Kur eben nicht so wirkt, wie man es vermutet, womöglich überhaupt nicht wirkt, wie man es sich geläufiger Weise vorstellt. In der Aussageform zeigt der Satz eine Sache an (das, was in der Kur wirkt) und unterstellt, dass es da ist, irgendwie bekannt ist, und Thema einer Besprechung werden kann, die es näher beschreibt, analysiert und genauer kennzeichnet. Dies bringt aber die Fragestellung in die Nähe einer anderen Formel:

(3) *Was an der psychoanalytischen Kur wirkt.*

An der Kur als einer *Mannigfaltigkeit von Situationen und Interventionen* ist *etwas, was wirkt*. Die so nuancierte Fragestellung lässt die Vermutung des Wirkens der Kur noch offener als die vorige. Es ist auch eine aus der *Medizin* wohlbekannte Fragestellung, wonach ermittelt werden soll, was an einer bewährten oder auch nicht so bewährten Behandlungsmethode wirksam ist. So fragt man sich z.B. bei einer medikamentösen Behandlung, *welches Molekül, welche einzelnen Stoffe* im Ganzen des Medikaments für die heilsamen Effekte auf den Körper verantwortlich sind – welche bio-chemischen Komponenten diese oder jene schädlichen Mikroorganismen angreifen und diese oder jene morbide Entwicklung verzögern oder aufhalten.

Zieht man die Zeitdimension der Behandlung hinzu, so legt die Formel *Was an der Kur wirkt* nahe, die Kur als Ganzes in ihrem zeitlichen Ablauf anzusehen und danach zu fragen:

(4) *Was wirkt im Verlaufe der Kur?*

Dies heißt: *Was bewirkt die Kur als Verlauf*, als Ganzheit dieser zeitlichen Erstreckung des heilenden Tuns und Erleidens? Also *was wirkt während*, im zeitlichen Verlauf, der Kur? So verstanden, liegen Heilungspotenziale in dieser Erstreckung selbst. Die Kur wirkt in der *Verteilung auf die Dauer* oder ganz speziell auf bestimmte Abschnitte dieser Dauer.

In *all diesen Deklinationen der Formel* wird vermutet, dass die Kur mehr oder minder gut wirkt und dass sie es aufgrund des Einsatzes eines ihrer Wirkelemente tut: Die Kur erscheint als mehr oder minder *komplexes Bündel von Maßnahmen, Behandlungen oder »Anwendungen«*, die *unterschiedlich wirksam* sind. In der verordneten Kur wirkt dann, vielleicht je nach Patient, diese oder jene Komponente des sachlichen oder zeitlichen Kuraufbaus.

Dann wäre die Frage unserer Tagung: *Was ist das, das (so) wirkt in der psychoanalytischen Kur? Welches sind im Verbund der Wirkelemente der psychoanalytischen Kur jene Elemente, die wirklich wirken / wirklich eine heilende Wirkung entfalten?*

Man kann die Frage auch so verstehen, dass die psychoanalytische Kur immer wirkt und immer nur eine Wirkung hat, aber so missverstanden werden kann, dass man nicht mehr weiß, was an ihr oder in ihr wirkt. Es ginge hier also weniger um eine Aussonderung der wirklich wirkenden Elemente von den anderen nicht wirkenden als um die *Klärung einer Auffassung der psychoanalytischen Kur*, bei der klar wird, was in ihr wirkt.

Man hat den Eindruck, die Frageform (2) sei die natürlichere, die affirmative (1) eine nachträglich gewählte, die der Sprache wenn schon keine Gewalt antut, so doch eine betont elliptische Wendung abverlangt: *»das, was in der psychoanalytischen Kur wirkt«*. Die *Ellipse spannt die Formel* und presst sie zur weitläufig wirkenden Bezeichnung *einer* Sache. Diese stilistische Trope bringt etwas zum Vorschein, das sich als entscheidend herausstellen wird. Überhaupt ließe sich die Ellipse akronymisieren, nach anglo-amerikanischer Manier: *WidKw (Was-in-der-Kur-wirkt)* in einem Wort und als einheitlicher Begriff.¹ Kurioserweise ist dies die ertragreichste Variation, die Entzünderin eines überraschend fruchtbaren Funkens.

¹ Man mag an Akronyme wie das WWJD (What Would Jesus Do?) denken, das von Al Gore während der Präsidentschaftswahl 2000 wieder aufgenommen wurde. Oder an WYSIWYG (what you see is what you get) etc. Ich meine hier also eher die Gelegenheits- und Bequemlichkeitsakronyme, die im laufenden Text eines Zeitschriftenartikels oder eines Buches zur Vermeidung häufiger Wiederholungen eingesetzt werden.

Denn sie erinnert an *das aristotelische »to ti ên einai«*,² an die Formel, welche das *Wirken einer Sache substantiviert* oder sozusagen »substanzaktualisiert«. Sie ist nichts anderes als die Formel der »ousia« der Kur: das in der Kur gewirkte Wirken. Es ist die Kur als *Kur-Wirksamkeit*, als das Kurwirksame, als *Kurwirken*, als Kurieren. Es ist die Form der *Kur als Akt*.³

In der Tat eröffnen sich ganz neue Horizonte für unsere Überlegung, wenn wir unsere Denkbewegung von der Zerstretheit der Bedeutung des Wirkamen und der Wirksamkeit der Kur als einer Selektion der in ihr auftretenden Elemente wegführen und die ganze Bedeutung in einem Wort und einem Verb, einem Zeitwort des Vollzugs, einem Akt zusammenführen, gleichsam in die Einheit eines Aktes zusammenraffen. Um dies gebührend hervorzuheben, müssen wir die *Aktnatur der Kur*, die Aktualität / Aktartigkeit des in ihr zum Tragen kommenden Tuns herausarbeiten. Dabei müssen wir zeigen, dass die Verbindung zwischen Kur und Akt nicht bloß stylistisch-tropisch, sondern eine in der Sache begründete und unverzichtbare ist; wir müssen zeigen, dass *ohne den Bezug der Kur auf den Akt deren Bedeutung und Wirkweise nie hinreichend geklärt werden können*.

Um dies zu zeigen, werde ich einige der Hauptthesen des lacanschen Seminars (1968) *L'acte psychanalytique* herausgreifen, in denen es um die Aufweisung einer speziellen Ereignisstruktur geht, für deren Bezeichnung Lacan den *Begriff des Aktes* gebraucht als einer Ereigniswirksamkeit, die ein *rückläufiges Wirken* bestimmt. Ich werde dieses Seminar auch darüber hinaus ausgiebig zitieren, um Lacans Auffassung vom psychoanalytischen Prozess selbst

darzustellen und zu kommentieren. Die Übersetzungen der zitierten Stellen – dieses im Französischen noch nicht offiziell veröffentlichten und ins Deutsche noch nicht übersetzten Seminars – sind durchwegs von mir.⁴

Das untätige Tun der Psychoanalyse als Sprachtun

Um den *Aktsinn der Kur* hervortreten zu lassen, wollen wir uns zunächst eine Annäherung am Verständnis der *Kur als Tun* versuchen. Denn der nächstliegende Zugang zum Aktbegriff in seiner Anwendung auf die Kur scheint die selbstverständliche Auffassung der Psychoanalyse als einer Praxis der Seelenheilkunde zu sein, die etwas tut oder bewirkt. Daher fragen wir:

(5) Was tut denn die Psychoanalyse?

Und: (5.1) *Wenn die Psychoanalyse ein Tun ist, ist sie dann ein Akt?*

Sowie: (5.2) *Wenn die Psychoanalyse ein Tun ist, muss sie dafür wirken?*

Die erste Frage ist sicher subtil, während sich die zweite leicht verneinen lässt. Es ist entscheidend für das Verständnis der Psychoanalyse – sowohl für ihr eigenes Verständnis als auch für das fremde⁵ –, dass sie klärt, was sie tut und wie sie es tut. Denn *am Verständnis ihres Tuns scheiden sich ihre Wege*: Es differenzieren sich ihre wichtigsten Strömungen an dieser Frage des Was- und Wie-Tuns, lange bevor sie sich am Verständnis der Wirkung dieses Tuns noch weiter von einander entfernen.

⁴ Anm. d. Hg.: Es existiert eine private Teilübersetzung von Gerhard Schmitz, 2005, in Lacan-Archiv Bregenz

⁵ Mehr denn irgendwo sonst ist es hier wichtig, Selbst- und Fremdbeschreibung der Psychoanalyse zu unterscheiden. Diese ist nämlich nicht nur hoch kompliziertes Expertenwissen, das für Außenstehende äußerst unverständlich wirkt – unverständlicher jedenfalls als z.B. die Ökonomie, die aber gelegentlich den Politiker berät und den Bürger aufklärt. Die Psychoanalyse ist nicht nur über kognitives Lernen angeeignetes Wissen, sondern eine Erfahrung und eine Praxis, deren Aneignung durch den Lernenden nicht garantiert werden kann. Den genauen epistemologischen Gebrauch der Unterscheidung von Selbst- und Fremdbeschreibung hat die Systemtheorie Niklas Luhmanns eingeführt (Luhmann 1984).

² »Das Was-es-ist-dies-zu-Sein«, wie Ingemar Düring übersetzt (Düring 1966, S.74), im Sinne von: das wesentliche Sein.

³ Zur Interpretation der aristotelischen Lehre der Substanz (*ousia*) als Akt, siehe Liske 1985, Inciarte 1970 sowie Clam 2012, S. 79 ff., wo der Gedanke erläutert wird und weitere Verweise gegeben werden.

Schwierig und paradox ist die Frage nach dem psychoanalytischen Tun, weil dieses gerade ein betont, gar *äußerst enthaltsames Tun* ist. Der Psychoanalytiker tut, was er zu tun hat, indem er eben kaum etwas tut: Er sitzt hinter dem Analysanden und schweigt. Sowohl in der Eigenperspektive der Psychoanalyse auf ihre Praxis als auch in deren Wahrnehmung durch ihre Patienten und alle, die von ihr etwas wissen, erscheint in ihr das Tun als etwas, was immer nur konzidiert wird und dies immer unter sehr starken Auflagen. Das *Zulassen des Tuns* ist stets bewusst *minimalistisch*.

Dazu eine Anekdote. Der Onkel eines Freundes verlor seine Frau, die ihn mit drei mittelgroßen Kindern auf den Armen zurückließ. Sehr verlegen, schaute er sich nach Beistand um, weil er, aus gutem Hause, wenig mit den Einzelheiten der Kinderaufsicht vertraut war. Er heuerte ein au-pair-Mädchen an, die aber nicht recht wusste, was sie zu tun hatte, da schon lange eine Haushälterin im Haus war, die alles bestens erledigte. Nach Tagen verlegenen Abwartens entschloss sie sich, dem Vater und Dienstherrn von ihrer Unterbeschäftigkeit zu berichten und ihn um konkretere Aufgaben zu bitten. Sie bekam die verständnislose – und leicht genervte – Antwort: »Ihr Sein ist für mich Tun«.

Dies erinnert unmittelbar an die alten Paradoxien der Philosophie, Theologie und der Mystik um das *nicht-handelnde Handeln* oder das *nicht-tätige Wirken*, d.h. um eine Form des Wirkens, die um so effektvoller zustande kommt, als sie gerade nichts dafür tut.

Es gibt also Weisen des Tuns, die effektvolle *Enthaltungen des Tuns* sind. Es gibt, in der *quietistischen Mystik*, ein *Lassen*, das ein an sich Tun-Lassen, ein mit sich Geschehen-Lassen ist, das (einen) handeln lässt. Damit erweist sich ein solches Nicht-Tun als die höchste und tatkräftigste Form des Tuns.

Paradoxien des Tuns findet man in allen Bereichen des Handelns und Schauens. Sie sind heute zu einer der beliebtesten Forschungsthematiken im Wissenschaftsbetrieb geworden. Sie laufen unter dem Titel der Performativität. Besonders hat die *Performativität der Sprache* beeindruckt, d.h. das *Sprachhandeln* oder das Sagetun.

Bei der Aufklärung der Wirkungsweise einer psychoanalytischen *Talking cure* auf der Performativitätsschiene zu fahren, wäre ein recht hohler Einfall. Zu behaupten, Psychoanalyse sei ein performatives Sprechen, das mit Worten Dinge macht (»doing things with words«), wäre tautologisch, stellte die einfältigste Auskunft dar, die man sich diesbezüglich denken kann. Sie wäre aber auch schädlich, weil irreführend: Denn man meint dabei immer etwas Wichtiges und Gehaltvolles gesagt zu haben, während man das Dürftigste von sich gibt.

Zwar würden hier, im performativen Sprechen der Psychoanalyse, die Worte nicht so wirken wie die besprechenden Worte einer Inkantation (eines Lall- oder Singzaubers), d.h. als ob sie durch die Zaubermacht der Worte und Melodien eine Wirkung von außerhalb der Seele hervorbrächten; sie zeitigten jedoch auf zwei unterschiedlichen möglichen Wegen Effekte:

- (a) Durch die Wirkung der *Einsicht*, die aus dem sprechenden Umgang mit der eigenen Geschichte und dem spiegelnden Hören des Zuhörers hervorgeht.
- (b) Oder, näher an der psychoanalytischen Theorie, durch die Wirkung der schwebenden und schweifenden Rede, welche *über Assoziationen* ein *Netzwerk von Bedeutungen* generiert und kristallisieren lässt, das die *wahren Spannungsverhältnisse der Psyche offenbart* und damit dem Subjekt zu ihrer Änderung verhilft.

Gewiss hört der Analytiker nicht wie ein Kommunikationstheoretiker oder ein Linguist, die aktiv und angespannt horchen, um Charakteristiken der sich vor ihnen entfaltenden Rede zu identifizieren; um Motivation, Leitmotive, Struktur, unausgesprochenen Sinn des Redens zu erkennen. Seine *Aufmerksamkeit* soll *schwebend* sein, und der Nachvollzug des Redens in diesem Horchen soll nach allen möglichen *Assoziationsrichtungen* offen bleiben. Das bringt uns aber nicht weiter, da in Bezug auf die Wirkung des Redens performativitätstheoretisch nicht mehr gesagt werden kann, als dass in der psychoanalytischen *Talking cure* einseitig und assoziativ, nicht konversationell geredet wird, und das hat Wirkung.

Man kommt der Sache näher, wenn man das *Setting* dieses Redens einbezieht. Denn dieses erlaubt es, eine Art *Instanzen­theorie des Redens* zu entwickeln, die uns über die Performativitätsdiskurse hinaus über Ort, Instanz und Wirkungsweise dieses Redens belehren kann.

Das Wirken verbürgten und unverbürgten Sprechens

Der Analytiker begnügt sich nicht mit der *Entgegennahme der Rede* des Patienten, *um einen dritten Anderen wirken zu lassen*. Dies wäre die Konfiguration des katholischen Sakraments der *Beichte*. Denn hier beschränkt sich das Handeln des Beichtvaters primär auf das Zuhören als Entgegennahme der Beichte mit anschließender Lossprechung (*absolutio*) des Beichtenden als Sündenvergebung; in einem zweiten Schritt muss er dann das geistliche Strafmaß der Buße bestimmen und einige Ratschläge erteilen, die heilende Wirkung haben sollen. Er tritt also in einer Doppelrolle als *iudex* und *medicus* auf. Aber es ist weder das Absolvieren der Buße, das den Sünder reinigt, noch der Rat des Beichtvaters, der ihn bessert: denn nicht er wirkt im *Sakrament*, sondern dieses *wirkt ex opere operato*, also gleichsam durch das Zustandekommen des drei-Instanzlichen Settings, das die Bedingung für das Eingreifen der heilenden Wirkmacht darstellt.

An diesem Setting sind nämlich *drei Handelnde* beteiligt: der *sprechend beichtende Gläubige*; der *zuhörend* dieses sprechende Beichten *entgegennehmende Priester*; und der einzig *verzeihend und heilend wirkende heilige Geist*. Dieser ist der eigentliche Operator der sakramentalen Wirkung, die einzige Wirkmacht des Ganzen, die sich aber nicht entfalten kann, solange das Sakrament nicht vollzogen ist, d.h. solange die beiden anderen Beteiligten es nicht durch ihr geregeltes Handeln herbeiführen:

Der Gläubige muss sich aus freien Stücken zur Beichte melden und sie regelgerecht ablegen: reumütig, aufrichtig, nichts weglassend, formal bewusst und im Besitz seiner Einsicht, offen und vernehmlich sprechend; der Priester muss die Beichte ebenfalls regelgerecht entgegennehmen: leiblich und geistig anwesend, von dem Willen beseelt, seine sakramentale Funktion wahrzunehmen,

muss er am Ende der Beichte in seiner Eigenschaft als Organ des Sakraments, als Werkzeug des Operators in ihm, die sakramentalen Worte der Absolution sprechen.⁶

Es ist lehrreich das Dispositiv der Beichte gegen das des psychoanalytischen Settings zu halten. Der Vergleich ist besonders erhellend, weil er *die Problematik des Wirkens der psychoanalytischen und der poenitentialens*[d.h. bußsakramentalen] *Handlung* verdeutlicht und ihre jeweiligen Eigentümlichkeiten hervortreten lässt.

Er lässt vor allem einen Grundsatz der psychoanalytischen Theorie und Praxis zum Vorschein kommen, den Lacan, wenn er sich die Frage stellt, was die Psychoanalyse tut bzw. worin der psychoanalytische Akt besteht, bei der Freilegung des Themas als erstes unterstreicht: *»Il y a pas dans mon langage d'Autre de l'Autre«* (1968, S. 47),⁷ was er als gleich bedeutend mit dem Satz setzt: *»Il n'y a pas de métalangage«*.⁸ Das heißt, dass die Psychoanalyse *nirgends einen solchen Dritten als Operator und Wirkmacht* im Prozeß aufrufen kann.

Was in der Kur wirkt, kann nicht eine Sprache sein, die hinter der vom Patienten gesprochenen liegt und die als deren verbürgte Wahrheit gelten könnte. Die Wahrheit dessen, was in der Analyse gesagt wird, kann nirgendwo als vorhanden unterstellt werden. Noch ist die Kur ein religiöses Mystereium, das die Seele soweit behandelt und vorbereitet, dass in ihr die Operation eines letztmächtigen Anderen stattfinden kann, die diese Seele mit sich versöhnt und heilt: *»Da, wo die Sprache ist, gibt es gar kein Bedürfnis, nach einer Referenz in einer geistlichen Wesenheit zu suchen«* (*»là où est le langage,*

⁶ Zum Sakrament der Beichte, siehe die entsprechenden Abschnitte des *Codex iuris canonici* der Ausgabe des Jahres 1917; sowie Clercq 1948. Zur thomistischen Lehre der Sakramente und ihrer Effizienz, siehe die *Summa Theologica*, Pars III, Quaestio LX. Zur heutigen Lehre siehe den *Code de Droit canonique annoté* von 1989.

⁷ Dies ist für Lacan gleichbedeutend mit: *»il n'y a pas... de vrai sur le vrai«* (47).

⁸ Die Formel kennt einige Varianten, wie z.B. die gleichbedeutende folgende: *»il n'y a pas d'univers du discours«* (203).

il n'y a aucun besoin de chercher une référence dans une entité spirituelle« [19].⁹

Den Ausweg aus dieser Verlegenheit bietet, wie ich es angekündigt hatte, der *Aktbegriff*, der es erlaubt, ein *Operieren der Kur ohne metasprachliches Drittes* zu denken. Nichts anderes leistet er, als ein Tun der Psychoanalyse denkbar zu machen, das sich der Anziehungskraft der genannten ontologischen Vorstellungen entzieht.

Thesen

Ich formuliere thesenartig die Aktkonzeption der Kur wie Lacan sie im Seminar *L'acte psychanalytique* entwickelt und gehe dann über zu einem kurzen Kommentar einer jeden These:

(1) Das psychoanalytische Tun ist für Lacan ein *Akt*, weil es etwas *Nicht-Daseiendes entstehen lässt*. Es ist einstituierender Akt, d.h. eine *Emergenz*, die strukturell ein *rückläufiges Wirksamwerden der Gegenwart* ist.

(2) Der psychoanalytische Akt instituiert mittels des *psychoanalytischen Settings* eine Szene der *Übertragung*: er bringt die Übertragung hervor. Die *Analyse beginnt mit der Übertragung und endet mit ihr*. Diese ist nichts anderes als die *Hervorbringung eines Dispositivs*, das das menschliche *Subjekt als ein (Nicht-Ganz-)Seiendes* setzt, das nur von seinem *Begehren* her das ist, was es ist.¹⁰

⁹ Das Andere muss man »streng als einen Ort definieren,... an dem die Sprache [parole] Platz nimmt« (»défini strictement comme un lieu... où la parole vient prendre place« 298). Das Andere des Anderen wäre gerade die Metasprache, die für die *parole* bürgen würde.

¹⁰ Das Subjekt als »n'être pas« (»Nicht-Sein« 148) widerspricht seiner logischen und grammatikalischen Fassung als *ousia*. »Dass das Subjekt als nicht-seiend funktionieren kann, ist eigentlich das ..., was uns die erhellende Öffnung bringt« (»que le sujet puisse fonctionner comme n'étant pas, est proprement ... ce qui nous apporte l'ouverture éclairante« 148).

(3) Das Subjekt erscheint, wenn man es von seinem Begehrenswesen her liest, als ein *Nicht-Ganzes*. Es ist ein bloßer *Strich* (der *Setzung*), ein einziger *Zug*, nichts, das von sich aus ist und wirkt, sondern nur ein *Gewirktes*, ein *Sprach-, Sinn- oder Diskurseffekt* (»effet de discours« 149¹¹): Es ist der *Repräsentant eines Signifikanten für einen anderen Signifikanten*.¹²

(4) Ist das Subjekt seinem Wesen nach *Begehren*¹³ und kein in einen *Seins- und Wahrheitsbezug* gegründetes »Wesen«, keine denkende Substanz, kein ich-sagendes Denken, dann ist dieses Subjekt gespalten. Die *Spaltung des Subjekts ist die seines Begehrensobjekts*. Dieses heißt bei Lacan »Objekt klein a«.

(5) Die psychoanalytische *Kur* ist eine *Arbeit am Begehren*, die der Offenbarung der Gespaltenheit des Begehrens des Subjekts dient. Ihr einziges Tun, die Übertragung, bringt ein *Setting* hervor, das einer *Verteilung struktureller Plätze* gleichkommt. Sie steuert, über diese Verteilung, darauf hin, dass der *Analytiker am Platz des Objekts a* des Begehrens *situiert* wird.

(6) Der Analytiker ist eine *Wandlung des Objekts klein a*, welche die Eigenschaft hat, das *Begehren niemals zu beantworten*. Er begegnet dem Subjekt mit der Losung: *Weder gefälltst du mir noch missfälltst du mir*.

(7) Das führt zu einem sehr eigenartigen Manöver am *a* und am *Begehren*, welches die *Wirkung der Kur* ist: Das *Subjekt* wird *durchkreuzt* (barriert) \mathcal{S} ,

¹¹ Als solches ist das Subjekt stets »im Rücktritt« (»en démission« 149). Es wird »gebeten abzdanken« (»prié d'abdiquer« 149). Es soll sich dem »Driften der Sprache« (»dérive du langage« 150) widmen, und »deren schon etablierten Effekte einholen« (»à en rejoindre les effets déjà établis« 149). Die Psychoanalyse ist eine solche »Wahlentscheidung ... des Abdankens« (»choix ... de l'abdication« 150), eine Entscheidung, »sich an den Effekten der Sprache zu bewähren« (»choix de s'éprouver aux effets de langage« 150).

¹² Dies wäre die nicht ontologische »ousia« des Subjekts, die sich in der »annehmbaren/rezipierbaren Definition« (la »définition recevable du sujet« 147) Lacans niederschlägt: »il est essentiellement ce quelque chose qui n'est que représenté par un signifiant pour un autre signifiant« (147).

¹³ »De l'homme c'est le désir ... qui est l'essence« (97).

das *a* sowie der *Operator des Begehrens* - φ werden (*di*)minuiert. Das nennt Lacan die *Kastration* als Wirkung der Kur, d.h. als das, was mit ihrem Akt entsteht, als das ›Was-in-der-Kur-wirkt‹ (WidKw). Keine andere Wissenschaft, keine andere Praxis ist in der Lage, dies hervorzubringen, weil keine einen solchen Akt der Offenbarung und Vertiefung der Spaltung aushalten kann, *an dessen Ende das Objekt des Begehrens hinfällt* (choit).

Dies ist ein Panoramablick auf die Anlage der lacanschen Akttheorie der psychoanalytischen Kur. Im folgenden möchte ich nun die wichtigsten Züge dieser Theorie aufgreifen und einige ihrer Aspekte besprechen.

Der Akt als Emergenz einer instituierenden und nachträglichen Wirksamkeit

Ich beginne mit dem Aktbegriff. Ich habe mich in früheren Arbeiten mit der paradoxen Struktur von Nachträglichkeits- und Emergenzfiguren beschäftigt¹⁴ und werde hier nicht auf die komplexen Zusammenhänge eingehen, die sie implizieren, sondern einzig das ausführen, was zum Verständnis des lacanschen Aktbegriffs nötig ist.

Lacan leitet mit der Frage nach dem Zusammenhang von Wissen und Wahrheit in die Problematik des Aktes ein. Der Gedankengang führt zu einer Auffassung des Aktes als etwas, das den *Bezugsraum, in dem er sich ereignet, selbst erst eröffnet und als der erscheinen lässt, der* in einem gewissen Sinn *schon da war*, damit der Akt in ihm stattfinden kann. Es geht dabei um die *Vorgängigkeit* dessen, was *wahr* ist, *gegenüber* dem *Wissen*, das es als solches erschließt und enthüllt. So muss logischerweise das, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als wahr entdeckt wird, vor diesem Zeitpunkt bereits als solches da gewesen sein. Es war schon wahr, bevor man auf die Wege kam, die zu seiner Wahrheit führen.

Aber genau dies ist die Prämisse, die Lacan in Frage stellt. Er setzt sie mit einer »professoralen Position« gleich, die von der Evidenz lebt, dass die »Wahrheit schon irgendwo da ist«¹⁵. Gegen diese Position soll auf die Frage, ob das »Feld, das sie [die Psychoanalyse] organisiert ..., vor ihr vorhanden war«¹⁶, kontraintuitiv verneinend geantwortet werden. Dasselbe gilt, so Lacan, für Cantors Transfinites, das in keinem Wissen und das heißt in keiner Wahrheit dagewesen ist, bevor Cantor es erschloss.¹⁷

Wahrheit und Wissen dem Akt ihrer Erschließung vorauszusetzen, hieße, die ganze *Struktur der Nachträglichkeit des Ereignisses des Wissens* zu verkennen und sich damit auf die zusammengebrochenen ontologischen Grundlagen einer theistischen Ordnung zu stellen¹⁸, wie atheistisch das Projekt einer modernen Wissenschaft seinem Anspruch nach auch sein mag.¹⁹ Die neue Position der Nachträglichkeit impliziert, dass »das, was durch einen deutenden Eingriff offenbart wird, in keiner Weise in einer Art Vorgängigkeit – die gewusst hätte sein können – gesetzt werden kann«, als ob es »bloße Wiederholung einer Sache« wäre, »die schon, in der Vorzeitigkeit, nur darauf

¹⁵ »c'est la position ›professorale‹ que la ›vérité est déjà quelque part‹ (263).

¹⁶ »ce champ qu'elle [la psychanalyse] organise, est-ce que ce champ existait avant [elle]?« (14).

¹⁷ Vielleicht aber in einer Wirklichkeit, einer Realität; aber was ist dies? Lacan schreibt feinsinnig, aber dunkel: »la réalité est antérieure à la connaissance«, aber nicht »le savoir« (15).

¹⁸ »Ce dont il s'agit de la dimension divine et généralement celle de l'esprit, tourne tout entier autour de ceci: qu'est ce que nous supposons être déjà là avant que nous en fassions la trouvaille?« (24). Und an anderer Stelle: »avant d'être forgée, cette dimension, nous pouvons la concevoir comme ayant été quelque part sue...?« (55).

¹⁹ »là où la science présuppose la chose dont le savoir émerge« (163). Alle Wissenschaft, die solches voraussetzt, selbst »la plus athéiste« (163), ist »sur ce point fermement théiste« (163).

¹⁴ Siehe u.a. Clam 2009, S. 37–48.

warte, sich darin auszudrücken anstatt von ihrer nachträglichen Wirkung hervorgebracht zu werden«.²⁰

Es geht bei solchen *Emergenzstrukturen* um die »Solidarität einer direktiven Wirkung mit einer retroaktiven Wirkung« (»solidarité d'un effet directif à un effet rétroactif« 196), welche sich am besten im »Graph der doppelten Schleife« (»graphe de la double boucle« 196) ausdrückt. Der Akt ist dann »die doppelte Schleife des Signifikanten ... als das Paradox einer Wiederholung in einem Zug«. »Die Wiederholung selbst, welche dem Akt intrinsisch ist, vollzieht sich... durch einen Rückwirkungseffekt«, wobei das Subjekt »repräsentiert wird als Wirkung der Spaltung zwischen dem Wiederholenden und dem Wiederholten, welche beide identisch sind«.²¹

Der psychoanalytische Akt ist ein solcher *Akt der Emergenz*, der die *ontologische Auffassung eines transitiven Tuns*, das sich auf einer Zeitachse erstreckt und ein Nacheinander der Wirkungen zeitigt, *hinfällig* macht. Damit erneuert²² er das Verständnis von Aktualität überhaupt und »den Status eines jeden Aktes« (»le statut de tout acte« 102). Dies heißt aber nicht, dass die psychoanalytische Kur in jedem ihrer Momente diesen Akt vollbringt. Sie »stellt die Verbindung eines Aktes mit einem Tun dar« (»constitue la con-

²⁰ »... d'aucune façon n'est posable dans une espèce d'antériorité qui aurait pu être sue ce qui est révélé par l'intervention interprétative ... pure et simple répétition de quelque chose qui déjà, de l'antérieur, ne ferait qu'attendre de s'y exprimer au lieu d'être produit de son effet rétroactif« (167). Dies ist eine der einprägsamsten Formulierungen der nachträglichen Emergenzstruktur, die sich in der poststrukturalistischen Literatur findet.

²¹ »L'acte est ... la double boucle du signifiant ... comme le paradoxe d'une répétition en un seul trait... la répétition intrinsèque à tout acte s'exerce ... par l'effet de rétroaction... le sujet dans cet acte est représenté comme l'effet de la division entre le répétant et le répété qui sont pourtant identiques« (197). Angewendet auf den psychoanalytischen Prozess ergibt dies die scharfe Formel: »il n'y a pas de psychanalyse, il y a un ayant été psychanalysant« (253).

²² Lacan benutzt im Seminar über den psychoanalytischen Akt in Bezug auf diese Wirkung die beiden Verben »renouveler« und »rénover«.

jonction d'un acte et d'un faire« 117). Sie ist also nicht durch und durch jener Akt, sondern enthält »lebhafteste Teile« (»parties... vivides« 117) sowie solche, »die in totem Zustand belassen werden« (»qui sont laissées à l'état mort« 117) und die für die »méconnaissances électives« (»gewählten Verkennungen« 117) verantwortlich sind.²³ Von daher lässt sich eine Unterscheidung in die Praxis der Psychoanalyse einführen, wonach eine Praxisweise sich mehr mit dem Tun befasst, während die andere es auf den Akt absieht.²⁴

Dieser Akt, der sich so anscheinend mächtig einsetzt und *das Gewesene neu hervorbringt, beginnt* sozusagen *mit einem Verfehlen*. Er ist ein Verfehlen und ein Verlieren, das – insbesondere als »Fehlleistung« (»acte manqué« 62) – den eigentlichen Auffassungsmodus der Analyse ausmacht (»ce mode propre de l'appréhension ... de l'analyse« 63). Er setzt mit dem Verlust, dem des Fadens, an (»commence au je perds. Je »perds le fil« 63). Als solches »achoppement« (»Weggleiten«, »Verrutschen«) stellt er einen »Riss« (»faille« 63), ein »Verfehlen« (»ratage« 63) dar, welche beide immer als »Wahrheitsindizien« fungieren (»indices de vérité« 63). »Es gibt nichts Geglückteres als das Verfehlen in Bezug auf den Akt« (»il n'y a rien de si réussi que le ratage quant à l'acte« 64). Der Faden des Denkens, des »ich denke«, muss reißen, damit sich jener Spalt auftut, in dem sich die Wahrheit ereignet. Und dies geschieht immer an einer Einbruchsstelle, an einem »Punkt« (»point« 65), »an den sich der Analytiker stellt« (»auquel l'analyste se situe« 65), und den Lacan »Seinspunkt« (»point d'être« 65), »Punkt einer Endung« (»point d'une terminaison« 65), Emergenzpunkt einer »Evokation der Wahrheit« (»évocation de la vérité« 65) nennt. An diesem Punkt geschieht die »Einkreisung eines sich verliere« (»cernage d'un je perds« 65). Der psychoanalytische Akt ist ein instituierender Akt, ohne den die Psychoanalyse nicht in der Lage wäre sich einzusetzen (»la psychanalyse ne saurait s'instaurer sans un acte« 161).

²³ Es sind jene, die »auf diese toten Teile antworten« (»répondent à ces parties mortes« 117).

²⁴ Lacan schreibt: »Il y a ceux qui ont affaire avec l'acte et ceux qui ont affaire avec le faire« (119).

Daher hat dieser Akt inaugurale, inchoative Bedeutung: er ist Beginn, Eröffnung und Einsetzung (»l'acte institue le commencement« 83). Er liegt aber, was seinen Ansatz angeht, in der Hand einer Person, wenn auch sein Wirken das gesamte Setting- und Kurwirken ist. Für Lacan ist es einzig der Analytiker, der den psychoanalytischen Akt instituiert: Er eröffnet das »In-Akt-Setzen des Unbewussten« (»mise en acte de l'inconscient« 10), welches die Übertragung ist. Das Unbewusste, das »in der Psychoanalyse ... Subjekt / Thema« ist, »wird in ihr in Akt gesetzt« (»l'inconscient, ce sujet dans la psychanalyse, y est ... mis en acte« 10).

Die Übertragung

Wie oben mit Lacan formuliert, *beginnt und endet die Psychoanalyse mit der Übertragung*. »Außerhalb dessen, was ich Handhabung der Übertragung genannt habe, gibt es keinen psychoanalytischen Akt« (»Hors de ce que j'ai appelé manipulation du transfert, il n'y a pas d'acte psychanalytique« 48). Dies heißt, dass *der psychoanalytische Akt die Übertragung eröffnet und einrichtet*. Diese aber verweist auf einen Pol, in Hinblick auf den sie erst in Gang kommt: den Analytiker. Die »Übertragung richtet sich in Abhängigkeit vom *Subjekt* ein, *von dem man annimmt, es wisse*« (»transfert s'installe en fonction du *sujet supposé savoir*« 57).

Durch Freud selbst wurde eine Auffassung der Übertragung autorisiert, derzufolge diese schlichtweg eine (Form der) Liebe sei. Dies ist für Lacan eine sehr unbefriedigende und missverständliche Auskunft. Die Übertragung muss auf ihre strukturelle Funktion hin innerhalb des psychoanalytischen Prozesses mit großer theoretischer Strenge gedacht werden. Daher kann »dieser Brei, den man Liebe nennt« (»cette mélasse qu'on appelle l'amour« 166) zwar »auf den sehr einfachen und dürftigen Ursprung« der Übertragung deuten²⁵, aber das, »worum es im Herzen dieser Einkleidungen der Liebe geht« (»ce dont

il s'agit au cœur des habillements de l'amour« 168), das ist das Objekt des Begehrens, das Lacan als Objekt klein *a* bezeichnet. »Um dieses Objekt *a* richten sich ... all die narzisstischen Einkleidungen ein, durch welche sich die Liebe erhält« (»c'est autour de cet objet *a* que s'installent ... tous les revêtements narcissiques dont se supporte l'amour« 168).

Wenn sich die Übertragung und ihre (breiige) Liebe auf den *Analytiker* richtet, dann zeigt sie ihn als Liebesobjekt an und stellt ihn *notgedrungen auf den Platz des definitiven Objekts des Begehrens*, jenes *a*. Damit entsteht unmittelbar für ihn die Frage, was er mit dieser Liebe anfangen soll, z.B. ob er sie abwehren oder ob er zurücklieben soll. Es ist dies die lästige Frage der Gegenübertragung, für die Lacan nur Hohn übrig hat. Denn sie verkennt gänzlich die *wesentlich gespaltene Natur des Liebesobjekts* und seine Funktionsweise.

Gewiss, Lacan scheint ganz klassisch *abstinentorientierte* Richtlinien für die *Handhabung der Gegenübertragung* auszugeben. Der Analytiker sei gerade »derjenige, ... der in der Lage ist, sich nicht von all dem berühren/affizieren zu lassen, ... wodurch jedes menschliche Wesen kommuniziert«²⁶. Er befinde sich außerhalb des »Fleisch und Bein« (»de l'os et de la chair« 154) der menschlichen Beziehungen. In der Übertragung haben »weder das ›du gefällt mir‹ noch das ›du missfällt mir‹ einen Platz« (»N'y a place ni le *tu me plais* ni le *tu me déplaïs*« 154). Sie gehören zum Narzissmus und zur Liebe, aber nicht zur Stellung des Psychoanalytikers.

Die »Stellung des Psychoanalytikers ... das ist die Leere, das Loch, der Platz des Begehrens« (»la position de l'analyste ... c'est le vide, le trou, la place du désir« 71). Die Stellung mag so beschrieben werden, sie ist aber für den Analytiker nicht leicht zu orten. »Der Psychoanalytiker ... kennt sich nicht und ... da,

²⁵ Lacans Formulierung ist die folgende: »ramener le [transfert: die Übertragung] à sa simple et très misérable origine ... l'amour« (168).

²⁶ Ich entscheide mich für eine durch leichte Kürzungen vereinfachte, dennoch sinngetreue Wiedergabe des (komplizierten) Satzes: »celui qui est capable... de ne point se laisser affecter par tout ce qu'il en est de ce par quoi communique tout être humain dans toute fonction avec son semblable« (154).

wo er ist, existiert er sicherlich als gespaltenes Subjekt, bis in seinen Akt hinein« (»le psychanalyste ... ne se connaît pas, et, ... où il existe, c'est en tant qu'il est assurément sujet divisé, et jusque dans son acte« 103).

Es ist dies auch keine feste Position, sondern eine, die sich im Laufe der Kur bewegt. Sie folgt der Bewegung der Analyse selbst, welche die Bewegung des Objekts a selbst ist, das auf die Position eines »verworfenen Objekts« (»objet rejeté« 161) hin gleitet.²⁷

Die *Akttheorie der Übertragung entzieht allen Tendenzen den Boden, die auf die Bewahrheitung und Besicherung ihrer Prozedur hinauslaufen*. Dass die Übertragung zustande kommt und wirkt, bürgt nicht für einen Prozess der Berichtigung, der unter der Leitung des Analytikers und seiner Normsetzungen stattfinden sollte. Ihre Wahrheit verhilft der Psyche nicht zu einer Quadratur im Sinne von Einheit und Ganzheit. Die *Wahrheit der Übertragung ist das Reißen eines Risses im Subjekt* und die Spaltung des Subjekts *entlang der Spaltung seines Begehrensobjekts*, bis dieses an die Stelle kommt, an der es hinfällig wird.²⁸ Nichts kann die Übertragung zu einer Rückgabe der Hingabe des Subjekts an sie bewegen, damit dieses sich als Ganzes wieder zurück gewinnt. Es gibt keine »Übertragung der Übertragung« (»transfert du transfert« 47) so wenig, wie es »ein Wahres über das Wahre gibt« (»il n'y a pas de vrai sur le vrai« 47). Es gibt »keine [einzig, welcher Art auch immer] übertragbare/transferenzielle Rückführung/Reduktion, keine [einzig] analytische Zurücknahme der Übertragung selbst« (»aucune réduction transférentielle possible, aucune reprise analytique du transfert lui-même« 47).

Das *Ende der Analyse* und der Handhabung der Übertragung ist die »*Aus-treibung des Objekts a*« (»l'expulsion de l'objet a« 87). Diese geht damit einher, dass der Analytiker es »erträgt, nichts anderes mehr als dieser Rest

²⁷ In diesem Objekt »konkretisiert sich die ganze Bewegung der Psychoanalyse« (»se spécifie tout le mouvement de la psychanalyse« (161).

²⁸ Erläuternd: »Le terme de l'analyse consiste dans la chute du sujet supposé savoir et sa réduction à l'avènement de cet objet a« (87).

... der hinfälligen Sache zu sein, die da heißt das Objekt a« (»supporter de n'être plus rien que ce reste... de la chose chue qui s'appelle l'objet a« 87). Der Analytiker ist seitens des Analysanden mit einem »désêtre« (»Entwerdung«, könnte man auf Deutsch vielleicht sagen) »geschlagen« (»frappe« 88)

Die Wahrheit und der Riss im Anderen

Die Thesen zur Wahrheit des analytischen Prozesses stellen einen *ganz wichtigen Schritt Lacans* dar, dessen Bedeutung man oft unterschätzt. Sicher sind sich die meisten Analytiker – vielleicht mit Ausnahme Jungs – bewusst, dass sie mit keinen übersinnlichen Instanzen arbeiten. Doch ist es sehr mühsam, ihnen klar zu machen, dass der *Operator der Kur* (das »Was-in-der-Kur-wirkt«) keineswegs etwas ist, was schon vor der Kur da gewesen wäre wie z.B. eine *Wahrheit* der seelischen Zusammenhänge, die durch die Kur freigelegt würde und ihr eine berichtigende Wirksamkeit verliehe.

Vollzöge sich die Kur am Leitfaden einer Wahrheit, dann würde sie *von einem Anderen des Anderen her wirken* oder von einem Dritten, das der Analytiker kennt und das er dem Analysanden offenbart oder zu dessen Erkenntnis er ihm verhilft, damit er von ihm her in sein wahres Wesen eingesetzt würde. Dieses Dritte kann für Lacan kein Anderer sein als der Analytiker selbst, der in den Einkleidungen sozialer und psychischer Überich-Ideale und Mächte auftritt. Es geht nicht darum in der Analyse, jenseits des falschen Selbst (*false self*) und seiner Konstruktionen das wahre Selbst (*true self*) zu finden: »Es gibt kein anderes true-self... als Hr. Winnicott selbst, der sich da als Anwesenheit der Wahrheit setzt« (»il n'y a d'autre true-self ... que M. Winnicot lui-même qui là se pose comme présence de la vérité« 74). Denn »dieses *Falsch-Sein*, ist unser aller Sein« (»Ce *faux-être*, c'est notre être à tous« 80).

Es ist sehr mühsam gegen die in der Psychoanalyse sehr weit verbreitete Auffassungsweise anzukämpfen, dass in der *Geschichte des Subjekts* etwas liegt, das sie auf jene Abwege brachte, auf denen das Subjekt erkrankt und seine Symptome entwickelt hat; dass *das Subjekt in ein rechtes Lot kommen könnte*, wenn es erst den wahren Verhältnissen einer entneurotisierten psy-

chischen Verfassung entspräche, die der Analytiker oder dessen Behandlungsmethode kennt und zu der er es hinführt.

Am mühsamsten ist es, *gegen das vermutete Wissen des Analytikers anzukämpfen*. Jedes Mal, wenn der Analytiker als ein *sujet supposé savoir* angesetzt wird und als solches gilt – denn dass er als solches angesetzt wird, ist unvermeidlich –, jedes Mal, wenn ein Wissen um die rechten psychischen Verhältnisse, um die Wahrheit überhaupt vermutet wird, *operiert in der Kur ein Anderes des Anderen und eine Metasprache* (métalangage).

Die Gegebenheit dieser Instanz und dieser Sprache jenseits der kriterienlosen, irrenden Sprache, welche die Sprache der Analyse ist: das wollen viele im Gefolge Lacans verwerfen. Doch dergleichen zu leisten, fällt nicht leicht. Der *Hang*, der immer wieder zur Metasprache führt, ist an sich *unwiderstehlich*. Es ist sehr schwer, anders zu denken als in orientierten Bezugsräumen, in denen die Dinge nach einer normativen Ordnung streben und sich darin verorten, und in denen das Subjekt sich auf feste Grundlagen stellt, umgeben von einer entlang einer Achse des Wahrseins geordneten Vielheit der Dinge. *Das Sprechen muss aber als radikal unverbürgt angesetzt werden*: »Es gibt keinen Ort, an dem die durch die *parole* konstituierte Wahrheit verbürgt ist; kein Platz rechtfertigt das Infragestellen dessen, was nichts anderes als Wort ist, durch Worte, die ganze Dialektik des Begehrens ist das Netzwerk der Marken (›marques‹), die sie ausmacht, indem sie sich in den Zwischenraum zwischen der Aussage und dem Aussagen gräbt« (›il n’y a nul lieu où s’assure la vérité constituée par la parole; nulle place n’y justifie la mise en question par des mots de ce qui n’est que mots, toute la dialectique du désir est le réseau de marques qu’elle forme, se creusant dans l’intervalle entre l’énoncé et l’énonciation« 191). Dies muss durch die folgende Notation festgehalten werden: »Es gibt kein Anderes: $S(\mathcal{A})$ « (›il n’y a point d’Autre: $S(\mathcal{A})$ « 191). »Das Andere ist somit ein Feld, das von der selben Endlichkeit gezeichnet ist wie das Subjekt selbst« (›l’Autre est donc un champ marqué de la même finitude que le sujet lui-même« 191).

Dagegen *wehrt sich das Subjekt durch Verwerfung* (›forclusion« 192) und *Verleugnung* (›déli« 192). Es wehrt sich somit, »Folgerungen aus der Wahrheit, dass es keinen Anderen gibt, zu ziehen« (›donner suite à cette vérité

qu’il n’y a point d’Autre«). Es nimmt seine Zuflucht zur »*Eile*« (›la hâte«), denn »sie ist das, was die Wahrheit entkommen lässt« (›c’est ce qui laisse justement échapper la vérité«). Das, was Lacan die »psychische Eile« genannt hat²⁹, erweist sich als eins der wichtigsten Mittel, dank derer wir das Leben aushalten³⁰. Die Wahrheit, der damit ausgewichen wird, ist »einzig der Mangel, der Verlust« (›la vérité c’est que le manque, ... c’est la perte« 86). Das, was nicht hingenommen werden kann, und was einzig die Kur bewirkt, ist, dass die Wahrheit »unheilbar« (›incurable« 101) ist, denn kein Subjekt ist »in der Lage, das zu meistern, worum es geht« (›nul n’est posture de maîtriser ce dont il s’agit« 277).

Die »*Verortung*« der Wahrheit wird daher für eine solche Auffassung der Psychoanalyse und ihres Aktes besonders dringlich. Die Wahrheit lässt sich nämlich am besten als ein Ort begreifen, der im Geflecht der Bahnungen des Begehrens, welche das Subjekt konstituieren, eingekreist liegt. Sie liegt »an dem Punkt, an dem das Subjekt es ablehnt, zu wissen« (›la vérité ... gît au point où le sujet refuse de savoir« 301). Das Seminar *Der psychoanalytische Akt* enthält eine der klarsten Formulierungen über den *Bezug der Wahrheit zum Symptom*, wobei der *Begriff des Realen* eine vermittelnde Rolle spielt und dadurch selber von einer Seite erhellt wird, die ihn entmythisiert und greifbar macht. So heißt es ganz klassisch lacanianisch: »Alles, was vom Symbolischen zurückgeworfen wird, erscheint im Realen wieder« (›Tout ce qui est rejeté du symbolique reparait dans le réel« 301). Hinzugefügt wird aber: »Das Symptom ... das ist der reale Knoten, wo die Wahrheit des Subjekts ist ... Die Wahrheit nimmt diesen Körper ein, der Symptom genannt wird« (›le symptôme ... c’est le nœud réel où est la vérité du sujet ... la vérité ... prend ce corps qui s’appelle le symptôme« 301f.).

Die *Verkennung der Wahrheit* und ihres Ortes gehört damit zur Verfassung des Subjekts als solchem und muss als jene *Verfehlung* erlebt werden, die jede Aussicht auf einen *Einklang des Psychischen* mit sich selbst *ruiniert*. Hier

²⁹ In seinem Text »Le temps logique et l’assertion de certitude anticipée. Un nouveau sophisme«, in: *Ecrits*, Paris Seuil 1966, S. 197–213.

³⁰ »Ça nous permet de vivre«, schreibt er an derselben Stelle (S. 86).

vollzieht Lacan eine *zweite Verortung* und Identifizierung, nämlich die *des Genießens* (»jouissance«) mit dem, *was die Verfehlung zeitigt*, oder mit dem Verfehlen selbst. Er versteht das Genießen als jenen »Unterbrecher« (»interrupteur«³¹), »der im Bedürfnis-Befriedigungs-Zyklus einen Bruch ausmacht« (»l'interrupteur qui dans le cycle besoin satisfaction fait faille« 67). Klar und deutlich *setzt* Lacan an dieser Stelle das *Genießen von der Lust* (»plaisir«) ab, indem er hinzufügt: »während die Lust keinen [solchen] Bruch ausmacht, [denn] die Lust ist in sich selbst Befriedigung« (»alors que le plaisir ne fait pas faille, le plaisir est en lui-même satisfaction« 67).

Das *Genießen* gibt sich somit als die *genuine Dimension des Verfehlens* (»ravage«), insbesondere der stärksten Befriedigungsintensitäten *des Geschlechtsaktes* selbst. Dieser beherbergt in sich die grundlegende Verfehlung, die in der menschlichen Triebhaftigkeit angelegt ist und die sie in ihrem Grunde konstituiert, nämlich die des Geschlechterverhältnisses als solchen. Hier greifen nämlich jene »guten Figuren« (les »bonnes figures«, wie Lacan sie nennt³²), welche eine *Ineinanderpassung*, im lacanschen Sinne eine »coaptation« der Geschlechter – z.B. als jungsche *animus* und *anima* – verbürgen könnten, nicht mehr. Das *Genießen* ist sozusagen das *Epizentrum*, von dem aus die Stöße ausgehen, welche die »guten Figuren« *erschüttern*, spalten, Fissuren in sie reißen, die sie einander ent-eignen und zusammenbrechen lassen. Der »Status des Genießens« (»statut de la jouissance«) ist die »Unbefriedigung« (»l'insatisfaction« 67).

Lacan spricht hier zwar von »einem« Status des Genießens als Unbefriedigung – und nicht wörtlich von »dem« Status, wie ich es übersetze. Die Abweichung hat aber im Zusammenhang des zitierten Textes keine besondere Bedeutung, denn Lacan kommt es hier darauf an, *das Genießen vom Bedürfnis und seinen Befriedigungsschemata abzusetzen*. Es geht darum zu betonen, dass das Lebewesen Mensch nicht von Anfang an durch die Unbefriedigung

gezeichnet ist – wie alle traditionellen »Anthropologien« es lehren, für die der Mensch ein zur Befriedigung seiner Bedürfnisse besonders dürftig ausgestattetes Lebewesen ist; sondern dass dieses Lebewesen, gerade wenn es genießt, von der Unbefriedigung gezeichnet ist. Das *Genießen unterbricht durch einen konstitutionell subjektivierenden und sexuierenden Bruch die kreisförmige Entsprechung von Bedürfnis und Befriedigung*.

Alle Ganzheiten werden von diesem Bruch und dieser Fissur gespalten und verfehlt, insbesondere die paradigmatische Ganzheit des Seins und der Wahrheit selbst.³³ *Alle seienden und wahren Ganzheiten* offenbaren sich als *gespaltene und zersetzte Metonymien*. Die metonymische Figur selbst, also die Figur, in der ein Teil in die Lage kommt, für das Ganze zu stehen und es zu repräsentieren, erscheint damit als inhärent widersprüchlich.³⁴ Das »Ganze ist nichts als das Phantom des Teils ... das Paar ist ebenso wenig ein Ganzes wie das Kind ein Teil der Mutter ist« (»le tout n'est que le fantôme de la partie... le couple n'est pas plus un tout que l'enfant n'est une partie de la mère« 203). Ebenso *illusorisch* stellt sich die »Verschmelzungseinheit in der sexuellen Kopulation« (»l'unité fusionnelle dans la copulation sexuelle« 204) oder *die »männlich-weibliche Ergänzung«* (»complémentation mâle et femelle« 235) dar. Die Geschlechterkonjunktion ist »keine Vereinigung, kein Ganzes« (»une union, un tout« 248). »Das Geschlecht ist nicht Alles, [noch] das Ganze« (»le sexe n'est pas tout, le tout«). Die *Ganzheitlichkeit* ist eine schleichende *Unterstellung*, nämlich einer (für Lacan einzig »imaginären«) *Koaptation »guter*

³¹ »Interrupteur« heißt der (elektrische) Schalter, mit dem etwas ein- und ausgeschaltet wird. Lacan hat m. E. hier einzig die Ausschaltung im Blick.

³² Siehe Lacan 1955, S. 419. Vgl. dazu Clam 2007, S. 180.

³³ Betonen wir nochmals, dass das, was der Bewahrheitung der Wahrheit in der Konstitution des Subjekts entgegen wirkt, das Sexuelle ist. Der Geschlechtsakt lässt sich niemals wahrhaft verwirklichen (es gibt einen »caractère irréductible de l'acte sexuel à toute réalisation véridique« 41). Es ist eine »Defizienz, welche die Wahrheit in ihrer Annäherung des sexuellen Feldes empfindet« (»déficiency qu'éprouve la vérité de son approche du champ sexuel« 41). In ihr ist dann jene »besondere Ungeeignetheit zum Genießen« (»inappropriation particulière à la jouissance« 41) begründet, die wir anzeigen.

³⁴ Lacan spricht von einem »ressort contradictoire inhérent à toute métonymie« (203).

Figuren«.³⁵ Eine Ganzheit gleitet sozusagen hin zum Ort des Geschlechts (le sexe) und suggeriert damit, dass das Ganze vom ihm her, dem Geschlecht kommt.³⁶

Diesen *Trug* – der Unterstellung – *leistet* eine besondere Instanz und Macht, die Lacan das *Objekt klein a* nennt. Es ist es nämlich, das, »allein, die Funktion des *Ganzen* motiviert und erstehen lässt« (»[l'objet a,] seul, motive et fait surgir la fonction du tout« 248).³⁷ Diesem Wirken von *a* muss daher in der Kur entgegengewirkt werden. Die *Kur* hat keinen anderen Sinn und kein anderes Ziel. Sie muss mehr als entstandene und registrierte Einsichten sein. Sie muss in ihrem Kern einen Aktstatus haben, der sie stets, in den genuinen Momenten ihres Vollzugs, als Wirken aufweist, das *die von a geschaffenen phantasmatischen Ganzheiten entwirkt*. Dies tut sie nach Lacan, indem sie *a* seinerseits im Vollzug der Übertragung auf einen Ort hin gleiten lässt, an dem seine phantasmatische Wirksamkeit von ihm abfällt.

³⁵ Es finden sich im Seminar über den psychoanalytischen Akt weitere interessante Formulierungen zu diesem wichtigen Topos. Es seien einige zitiert: Die Vollkommenheit ließe sich denken als »Vereinigung zweier Genießen« (»conjonction de deux jouissances« 171), bei der der Mann und die Frau zu sich kommen und ihre subjektive Verwirklichung erreichen würden. Gerade eine solche Vereinigung ist unmöglich, denn es gibt »eine auf ewig festgesetzte Ferne zwischen beiden Genießen« (»une distance à jamais établie entre les deux jouissances« 172). Unter diesen Umständen erläutert sich die Funktion des Phantasmas als Vermittler oder Medium (»intermédiaire«, »médium« 171), das die Geschlechter durch die Engen des Begehrens führt und den »feindlichen Polen des Genießens« (»pôles ennemis de la jouissance« 175) zu einem Verhältnis verhilft. Interessant ist an diesen Stellen, dass das Phantasma in der Rolle eines Vermittlers der Unterbrechung erscheint, der dem grundsätzlichen Missstand der Sexualität (»il y a quelque chose qui cloche du côté du sexe« 172) abhilft.

³⁶ »...le tout vient à sa place ... en faisant croire que lui, le tout, vient du sexe...« (248).

³⁷ Lacan schreibt an anderer Stelle zum selben Gedanken: »c'est l'objet a qui est au principe du mirage du tout« (»es ist das Objekt *a*, das am Ursprung des Trugbildes des Ganzen liegt« 237). Wenn man bedenkt, dass *a* hätte verschiedene Träger oder Unterlagen (»supports« 237) in typischen Objekten wie Abfall, Blick, Stimme,..., dann gilt es das Verhältnis des *a* zu erkennen, um »die Beziehung zum Term *Ganzen* ihrer Funktion zu entheben« (»destituer de sa fonction la relation au terme tout« 237).

Die Spaltung des Subjekts als Spaltung seines Begehrensobjekts und das Ende der Analyse

Der letzte Schritt in dieser Rekonstruktion der Kurwirksamkeit (WidKw) geht auf die Repräsentation der Spaltung des Subjekts, die von dieser seiner (Unter-)Brechung durch das Genießen und seine Wahrheit gezeitigt wird. Die Bezüge der *Spaltung* auf die Wahrheitsaversion des Subjekts als *Untaushaltbarkeit des Wissens um seine Brechung*, sowie auf die *phantasmatische Wirksamkeit von a* haben sich in unserer Darstellung schon deutlich abgezeichnet. Was noch auszuführen bleibt, ist der Bezug zur *Kastrationswirkung der Analyse*. Zunächst soll auf die *Spaltungswirkung von a* eingegangen werden. Dieses Objekt steht bekanntlich für das »anfänglich verlorene Objekt« (»objet perdu initial« 85) und wird von Lacan als »Ursache des Begehrens« angesetzt (»objet perdu cause du désir« 85). Es ist dieser *Verlust* und die Unmöglichkeit, ihn rückgängig zu machen – denn er ist uranfänglich und dadurch *unaufhebbar* –, die das Subjekt, das unwiderruflich von diesem Objekt abhängt, spalten.³⁸ Entgegen allem, was die Philosophie des *Subjekts* uns lehrt, ist dieses keineswegs Ursache seiner selbst (*causa sui*), sondern der *Effekt einer Begehrensbahnung*, die *um diesen Verlust* verläuft. Das Subjekt ist die »Folge des Verlustes« (»conséquence de la perte«) und muss sich daher, um an seine Wahrheit heranzukommen, »in die Folge des Verlustes stellen« (»il faudrait qu'il se mette dans la conséquence de la perte« 85). Nur so kann es nämlich »wissen, was ihm fehlt« (»savoir ce qui lui manque« 86). Dieses ihm Fehlende ist keineswegs ein beliebiges Objekt, dessen es auf bestimmten Wegen habhaft werden könnte, sondern vielmehr die Wahrheit dieses das Subjekt selbst zeitigenden Fehlens selbst. Zu diesem Wissen gelangt es einzig auf dem *Umweg der Analyse*, die das Subjekt *an ihrem Ende* für es selbst als »das geteilte Subjekt, das *Œ*« (»le sujet divisé, le Œ« 88) erweist. Dies ist die von Lacan recht eindrucksvoll »Subjektseffekt« (»effet de sujet«) genannte Wirkung, die sich am Ende und als Ende der Psychoanalyse als »eroberte Wahrheit« (»vérité ... conquise« 88) einstellt.

³⁸ »le sujet dépend de cette cause qui le fait divisé et qui s'appelle l'objet a« (85).

Im Seminar gebraucht Lacan in betonter Weise eine Metapher, die das darstellen hilft, was mit dem Objekt *a* in der Analyse geschehen soll. Diese *Metapher* bezeichnet den Prozess der Destitution dieses Objekts als das Wirken, das *dem Wirken von a in der Analyse entgegengesetzt* wird. Sie ist insofern wichtig und in unserem Zusammenhang bemerkenswert. Nach ihr soll im psychoanalytischen Akt als Kurwirken der Analyse das Objekt *a* »ausgetrieben« werden (»expulsé«). Diese *Austreibung* setzt Lacan dann mit einer Kastration gleich.

Das *a* soll ausgetrieben werden wie die »polaren Körperchen in der Meiose« (»globules polaires dans la méiose« 171), d.h. wie »das, dessen sich die sexuellen Zellen in ihrer Reifung entledigen« (»ce dont se débarrassent les cellules sexuelles dans leur maturation« 171). Am Ende des Prozesses steht »gewissermaßen die reduzierte Zelle« (»la cellule réduite en quelque sorte« 171). Der Prozess der *Analyse* ist ebenfalls ein *Reduktionsprozess*, der Kastration genannt werden kann und der das Subjekt jener Ansetzungen entledigt, welche die Wahrheit seiner Spaltung verschleiern. Erst wenn diese *Entledigung*, *Abstreifung* und *Austreibung* geschehen ist, erfolgt die Subjektivierung.³⁹ Die Enthebung oder »*Destitution des Subjekts*« (»destitution du sujet« 95), die vom psychoanalytischen Akt impliziert wird, »das nennt sich Kastration« (»ça s'appelle la castration« 95). Was *Kastration* hier bedeuten soll, erklärt Lacan folgendermaßen. Das Subjekt soll »gewahr werden, ... das es nicht das Organ des einzigen, unären, vereinigenden Genießens hat« (»réalise qu'il n'a pas ... l'organe de la jouissance unique, unaire, unifiante« 96), d.h. dass es ihm unmöglich ist, aus der »Vereinigung von Subjekten entgegengesetzten Geschlechts« (»conjonction de sujets de sexe opposé« 96) ein Genießen zu gewinnen, das eins wäre. Es muss gewahr werden, dass es »keine subjektive Verwirklichung des Subjekts ... als eines sexuierten Partners« des Geschlechtsakts gibt (»Il n'est pas de réalisation subjective possible du sujet ... comme partenaire sexué« 96).

Das Ende der Analyse ist eine solche vollbrachte Kastration. »Das Subjekt, das diese Aufgabe vollbracht hat, ... hat sich als Subjekt in der Kastration als vollzogenem Fehlen am Genießen der geschlechtlichen Vereinigung verwirklicht« (»le sujet qui a accompli la tâche... s'est réalisé comme sujet dans la castration en tant que défaut fait à la jouissance de l'union sexuelle« 100). Dies ist die Verwirklichung der »Operation Wahrheit« (»opération vérité« 85), die sich als $-\Phi$ schreibt und Kastration genannt wird. Sie kennzeichnet die »Kluft, die dem Geschlechtsakt eigen ist« (»béance propre à l'acte sexuel« 85).

Da das Objekt *a* das ist, was »diese Wahrheit maskiert, zuschließt, zustoift«, (»masque, obture, bouche cette vérité« 151), muss es durch ein *Manöver* ausgetrieben werden. Dieses *setzt*, wie wir gesagt haben, *an seine Stelle ein Subjekt, von dem man annimmt, dass es wisse*. Denn erst daraus, dass zwischen diesem Subjekt und dem anderen Subjekt, dem *Analysanden*, *von dem man annimmt, es sei Anspruch* (»demande«), ein Intervall entsteht und ausgehalten wird, *erübrigt sich das Objekt a* und wird zum »Residuum« (»résidu« 305). Der Analysand vollzieht dann die *Zurückweisung dieses Residuums*, indem er es – in seiner Identität mit dem Analytiker – aus sich herauswirft. Das Ende der Analyse ist der Punkt, an dem das Subjekt »sich entscheidend trennt, sich als durch das besagte Objekt verursacht ... in seiner Subjektteilung verursacht erkennt« (»décisivement se sépare, se reconnaît pour être causé par l'objet en question... causé dans sa division de sujet« 161). Damit »bleibt es von jener Kluft gezeichnet, die die seine ist« (»reste marqué de cette béance qui est la sienne« 161). Die *Analyse* vollzieht sich auf diese Weise in einer »doppelten Bewegung« (»double mouvement« 161): *Übertragung und Kastration*. Für Lacan ist es eine *Bewegung der Abtrennung und Auseinanderhaltung*, der »Disjunktion von $-\Phi$... und klein *a*« (»disjonction du $-\Phi$... et du petit *a*« 161).

Die »ruinöse« Bewegung der Kur

Lacans Auffassung des psychoanalytischen Prozesses als einer durch rückläufig wirkende Akte wirksamen Kur lässt sich nur adäquat erschließen, wenn man sie vor dem Hintergrund dessen begreift, was Lacan den *Seins-*

³⁹ Lacan schreibt: »à partir de là la subjectivation est faite« (171).

mangel nennt und von dem aus er die bis dahin leitende Vorstellung einer *heilungsorientierten Kur relativiert* und in Frage stellt. Ich habe an anderer Stelle versucht, Lacans provokative These, Heilung sei ein Wirkungsüberschuss der Psychoanalyse, aus der Anzeige des Seinsmangels am (Un)Grund des Subjekts zu erhellen.⁴⁰ Zum Verständnis der psychoanalytischen Kur als Austreibung des *a* und Vollzug der einzig entscheidenden Kastration am Subjekt muss man ebenfalls auf die Unhintergebarkeit des Seinsmangels verweisen. Denn dieser Mangel *macht das Subjekt* zu dem, was es ist, und macht es *grundlegend unheilbar*, insofern das Subjekt aus diesem Mangel heraus zu nichts anderem sich konstituieren kann als zu einem Begehren, das diesen Mangel mit aller Macht zu stopfen versucht. Das Subjekt konstituiert sich daher *notgedrungen als ein Effekt des Begehrens nach einem Objekt*, welches die Fülle eines Besitzes repräsentiert, der den *Seinsmangel verschleiert und verschließt*.

Dieses Objekt ist an der kardinalen *Kreuzung des Begehrens mit dem Begehren eines Anderen* anzutreffen, der Kreuzung mit anders (entgegengesetzt) sexuiertem Begehren. Das heißt, dass *a* nicht nur als Begehrtes repräsentiert wird, sondern als ein *Objekt*, das von der Inständigkeit des es angehenden Begehrens her *notgedrungen zurückbegehrt*. Alle Objekte *a* (Blick, Stimme, Busen, Skybalon, Phallus) sind Anspruchsobjekte, d.h. Objekte, die durch das sie erfassende Begehren zwangsläufig zu einem Anspruch (»demande«) belebt werden. Sie haben die Eigenheit, das Begehren von sich aus zu beantworten. Die *Verbindung des Begehrens mit seiner Antwort* ist das, was den *Objekten a ihre Härte*, ihre Solidität, ihre Unzersetzbarkeit *verleiht*. Objekte, bei denen das auf sie gerichtete Begehren sich nicht mit anderem Begehren verbinden, d.h. keine Konjunktion mit einem anderen Begehren eingehen kann, können nicht die Objektfestigkeit und -fülle erzeugen, die den anfänglichen Mangel ausfüllt.

⁴⁰ In meinem Beitrag »Le manque d'être. Sur la centralité d'un motif philosophique dans la psychanalyse«, der demnächst in den *Actes du colloque 'Pratique psychanalytique et politique'*, Berlin, 13.–16.5.2010, erscheint.

Die *Dynamik des Begehrens um diese Objekte* macht die *Subjektivierung und Sexuierung* des existierenden Subjekts aus und schafft dadurch die *Problematik des Krankwerdens* des Subjekts an allen möglichen *Erfüllungen* seines Begehrens, die stets von einer radikalen Unbefriedigtheit gezeichnet sind. Allen Formen der Erfüllung voran ist das *Genießen* anzuzeigen, das so markant am Mangel operiert. Ja, es ist die einzige Form der Erfüllung, nach der im Grunde gestrebt wird, und die *primäre Form der Erfüllung, die das Scheitern aller Kurierungen des Mangels offenbart*. Damit verhärten sich auch die Bahnungen des Begehrens um die Objekte *a* selbst: sie werden zum Ort des Leidens am Symptom und selbst heillos und unheilbar.

Lacan kann keinen anderen Weg zur Erweichung der Verhärtungen des Mangels im Symptom – das sich nunmehr als Knotung der Wahrheit des Subjekts im Subjekt erweist – aufzeigen *als den gänzlichen Fall des Objekts*. Es gibt keine andere Option, sei sie streng psychoanalytisch oder sonstwie psychotherapeutisch, die daran vorbei führte. Das Subjekt kann sich *dem Objekt* nicht *teilweise* oder leicht entwinden. Dieses muss in seiner Phantasmatik kraftlos und dadurch in seiner (agalmatischen) Ausstrahlung auf das Subjekt wirkungslos werden. *Das Objekt* als Ursache des Begehrens *darf keine Wirkungen im Begehrenden mehr zeitigen*. Es darf das Subjekt nicht mehr so erfassen, dass dieses seine Einklammerung des Objekts nicht mehr lösen kann. Metaphern der Erweichung, der Lösung, der Austrocknung sind denkbar, um das Prodrom der Austreibung, des Falls, des Hinfälligwerdens zu beschreiben. Im Zentrum all dieser Prozesse und ihrer Metaphoriken steht eins: der Verlust der Macht, des Aszendenten des Objekts, das dann von der Höhe seiner Macht über das Subjekt nur stürzen kann.

Die Bewegung der Analyse ist somit die eines Falls: Sie ist eine »ruinöse« Bewegung.⁴¹ Sie ist ein *ruere*, ein Zusammenbrechen und Hinstürzen. Eine Strömung der Mystik, die ich oben erwähnt habe, nämlich die quietistische, ist eine der wenigen, welche die *Wertigkeit dieses Falls umwertet*, von einem

⁴¹ Johanna Bossinade hat in ihrem Kongressbeitrag »Vom Abfall her denken?« ebenfalls das »Ruinöse« ins Spiel gebracht.

zerstörerischen Ruin zu einem fröhlichen Fallen. Sie bringt so viel Vertrauen ins Ablassen auf, dass sie den Fall selbst bejaht, ihn damit immer weiter beschleunigt und sich den Atem verschlägt. Der Fall wird zum freien Fall, zu einem *Eilen ins »Zentrum«*, das Madame Guyon als das Herz der Gottheit verstand. Madame Guyon hat dieses rasante in die Tiefe Stürzen wiederholt erfahren, geübt und gelehrt.⁴² Die Lösung einer jeden Umklammerung jedweden Objekts ist die Voraussetzung solchen Fallens. Eine solche Lösung widerstreitet jedoch der basalen Innervation des Menschen und seiner reflexologischen Ausstattung⁴³, wie Gilbert Durand (1960) gezeigt hat, der den am frühesten auftretenden Reflex einer motorischen Um- und Anklammerung als Abwehrmechanismus gegen den imaginären *Eigenkörpergestus des Fallens* (»chute«) interpretiert hat. Durand beschreibt diesen Gestus des Fallens als wesensmäßig mit den Affekten der Angst und der Trauer verbunden. Daher ist Anhängen physiologisch-motorisch die allererste Innervation oder, wenn man will, Handlung des Menschen. Dieses Ur-Anhängen erzeugt gleichsam ein Objekt von großer Festigkeit und Absolutheit, an das man sich gegen den unendlichen Fall ins Leere hängt. Die Objekte *a* lassen sich, von diesen Prämissen ausgehend, als das vorstellen, was sich *die in der basalen Innervation eingefleischte Urange vor der Leere erschafft* und woran sie sich illusionär beruhigt. Die Objekte sind Bildungen des Wunsches und der Angst, Realisierungen dessen, was mit dem Urmangel als Seinsmangel korreliert. Madame Guyons Erfahrung gehört zu den kühnsten und seltensten, insofern sie radikal vom Selbst ablässt und sich dem extremen Mangel aussetzt: Es ist die Erfahrung, *ohne Objekte auszukommen* oder die Objektstruktur selbst umzukehren vom Gegenstand der Umklammerung zu einem Nicht-Objekt mit unendlich fernem Zentrum, in dessen Sog sich das Subjekt begibt und aufgibt. Die *psychoanalytische Interpretation* beschreitet andere Wege als die mystische, wenn sie den Fall der Objekte evoziert. Ein beliebter Weg ist der *tragische*, der mit dem quietistisch fröhlichen stark kontrastiert: Die *Augen des Ödipus*, ausgestochen, blutig, sind exemplarisch für die fallenden Objekte,

wenn das Phantasma sich verzieht, machtlos wird und den (blinden) Blick auf die (gewesenen) Objekte freigibt. Anstatt der *quies* und der unendlichen Hingabe waltet hier grausige, barbarische Gewalt. Der Sitz der Seele ist dieses *a*, d.h. diese Augen: Dort hält sie sich auf und ist an sie als ihre festen und harten Objekte gebunden. Um fallen zu können, muss etwas geschehen, das die Seele von diesem ihren Sitz entsetzt, d.h. das Subjekt destituiert. Eben dies ist die *»Leistung« der psychoanalytischen Kur*: Sie »ruiniert« die Seele. Das Begehren lässt sich nicht heilen, sondern nur kastrieren und auch dies nur mit großer Not. Mit der großen Not einer Kur.

⁴² Zum Gedanken des Falls bei Madame Guyon, siehe Hatem 2010. In dieser Arbeit werden sehr genaue und ausführliche Verweise auf Madame Guyons Werke gegeben.

⁴³ Im Sinne der reflexologischen Schule Pawlows.

LITERATUR

CLAM, JEAN (2007):

L'intime. Genèses, régimes, nouages. Contributions à une sociologie et une psychologie de l'intimité contemporaine. Paris (Ganse Arts et Lettres).

CLAM, JEAN (2009):

»Emergenz und Emergenzsinn. Ein Denkgang in die Knotung von Kontingenz«, in: Soziologische Jurisprudenz. Festschrift für Gunther Teubner zum 65. Geburtstag. Berlin u.a. (Walter de Gruyter).

CLAM, JEAN (2012):

Orexis, désir, poursuite. Une théorie de la désirance, 1. Orexis. L'animation du corps. Paris (Ganse Arts et Lettres).

CLERCQ, CHARLES DE (1948):

Des sacrements. In: Traité de Droit canonique, dir. Raoul Naz, Tome II. Paris (Letouzay/Ané).

CODE DE DROIT CANONIQUE ANNOTÉ.

Paris (Cerf/Tardy) 1989.

DÜRING, INGEMAR (1966): Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens. Heidelberg (C. Winter).

DURAND, GILBERT (1960):

Structures anthropologiques de l'imaginaire. Paris (Bordas).

HATEM, JAD (2010):

Amour pur et vitesse chez Madame Guyon et Kleist. Paris (Cygne).

INCIARTE, FERNANDO (1970):

Forma formarum: Strukturmomente der thomistischen Seinslehre im Rückgriff auf Aristoteles. Freiburg (Alber).

LACAN, JACQUES (1955):

Le Séminaire II. Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse. Paris (Seuil) 1978 [Seminar II. Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Übers. Hans-Joachim Metzger. Weinheim/Berlin (Quadrige) 1991].

LACAN, JACQUES (1966):

Le temps logique et l'assertion de certitude anticipée. Un nouveau sophisme, in: Ecrits. Paris (Seuil), S. 197–213 [Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit. Ein neues Sophisma. Übers. Hans-Joachim Metzger, in: Schriften, Bd. III. Weinheim/Berlin (Quadrige) 1994, S. 101–121].

LACAN, JACQUES (1968):

Le séminaire XV. L'acte psychanalytique. Paris (Editions de l'Association Lacanienne Internationale). Publication hors commerce [2001].

LISKE, MICHAEL-THOMAS (1985):

Aristoteles und der aristotelische Essentialismus: Individuum, Art, Gattung. Freiburg (Alber).

LUHMANN, NIKLAS (1984):

Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

THOMAS VON AQUIN (1978):

Summa theologiae. Madrid (Biblioteca de Autores Cristianos).

Trauma und Migration

CHRISTIANE BUHMANN

Ich möchte heute über meine psychotherapeutische Arbeit mit afrikanischen Flüchtlingen sprechen. Genauer gesagt, von drei jungen Frauen, die ihr Land unter dramatischen Umständen verlassen haben. Sie kommen aus Guinea, einem westafrikanischen Land, welches von vier unterschiedlichen Ethnien bewohnt ist und dessen Landessprache und einzige Schriftsprache Französisch ist. Und dennoch hat es sie nach Deutschland verschlagen, weil nur hier ihnen die Tatsache, dass sie auf Grund ihres Geschlechts Verfolgung ausgesetzt waren, einen Aufenthaltstitel ermöglicht. Alle drei Frauen haben diesen Aufenthaltstitel erst einmal für zwei Jahre bekommen, aber in der Regel wird daraus ein unbefristeter. Das heißt, sie können hier leben, zur Schule gehen und eine Ausbildung machen und langfristig hierbleiben, wenn sie es wünschen.

Bineta war die erste afrikanische Frau, die ich als Therapeutin vor ungefähr fünf Jahren kennen lernte. Als Therapeutin, weil im Weiteren zu zeigen sein wird, dass diese Arbeit sich von meiner Arbeit als Analytikerin unterscheidet. Das Erstgespräch findet immer im Beisein einer Sozialarbeiterin oder Psychologin aus der Einrichtung statt, in denen die jungen Frauen leben. Es gibt mehrere, sehr unterschiedliche Einrichtungen, über Berlin verteilt. Die Frauen haben als minderjährige, unbegleitete Flüchtlinge die gleichen Rechte wie deutsche Jugendliche, also auch das Recht, eine vom Staat über die Jugendhilfe finanzierte Therapie zu machen.

Bineta war aus Conakry, der Hauptstadt Guineas, geflohen, weil ihr Stiefvater, der Mann, der nach dem Tod des Vaters als dessen Bruder die Witwe geheiratet hatte, sie mit dem Mann verheiraten wollte, der schon ihre ältere Schwester tot geprügelt hatte.

Wir haben hier zwei Elemente, die das kulturelle Leben bestimmen: der Bruder eines verstorbenen Mannes kümmert sich um dessen Witwe und heiratet sie und nimmt den Kindern gegenüber den Platz des Vaters ein. Das war Nr. 1, Nr. 2 beinhaltet die absolute Rechtlosigkeit von Frauen gegenüber den Ehemännern. Wie mir mehrere Einheimische erzählt haben, werden Verletzungen von und Morde an Ehefrauen nicht juristisch verfolgt. In der Regel wird zwar ermittelt, aber die Verfahren werden eingestellt und die Männer bleiben mit den zurückbleibenden Kindern und anderen Ehefrauen in den Häusern. Die Rechtlosigkeit von Kindern gegenüber den Vätern wird hier auch deutlich. Bineta wollte den gewalttätigen Schwager auf keinen Fall heiraten. Sie wurde aber nicht gefragt. In Guinea gibt es die Polygamie, ein Mann kann bis zu vier Frauen heiraten.

Jan Philipp Reemtsma vertritt in seinem Buch *Vertrauen und Gewalt* die These, dass moderne Gesellschaften sich durch Ächtung von Gewalt auszeichnen. Gewalt wird als Ausnahme angesehen und ruft entsprechende Berufe auf den Plan, die den Ausnahmecharakter nur verdeutlichen: Polizisten, Richter, Sozialarbeiter und Traumaspezialisten.

Die Frauen, von denen ich erzählen möchte, kommen aus einer vormodernen Gesellschaft, in der Gewalt von Männern gegen Frauen und von Erwachsenen gegen Kinder zum Alltag gehört und weit davon entfernt ist, die Ausnahme zu sein.

Dennoch gab es ein Ereignis, das die kulturell bedingte Gewalttoleranz mit einem Schlag außer Kraft setzte und die Flucht bewirkt hat. Bineta ist geflohen, weil ihre Mutter »nicht noch eine Tochter verlieren wollte«. Dieses Motiv hat sich im Laufe der Zeit als tragend erwiesen, bestand doch ein Teil ihrer traumatischen Erfahrung darin, dass sie nicht wusste und bis heute nicht weiß, ob ihre Mutter nicht vom Stiefvater aus Zorn darüber, dass sie ihre Tochter seinem Willen entzogen hat, von ihm getötet wurde.

Ich hatte die Arbeit von Pedro Grosz, einem in Zürich lebenden, aus Argentinien kommenden Psychoanalytiker im Kopf, der in Kassel seine Arbeit mit einem chilenischen Mädchen, das Zeuge der Ermordung seiner Eltern gewor-

den war, vorgestellt hatte. Dort war die Kontaktaufnahme zu den alten Klassenkameraden und zu Freunden der Eltern ein wichtiger Schritt in der Therapie gewesen. Ich sagte also zu Bineta, wir werden einer Klassenkameradin schreiben, dass sie im Geschäft deiner Eltern vorbeigeht und guckt, ob die Mutter da noch ist. Ein naives Versprechen, wie ich schnell gelernt habe. Es gibt keine Straßenbezeichnungen, kein Postsystem, keine Hausnummern in dieser Achtmillionenstadt. Man orientiert sich an besonderen Merkmalen von Geschäften und Häusern. Gleichzeitig gibt es aber Kommunikationswege, die ermöglichen, dass auch in einigen entlegenen Gegenden, im kleinsten Dorf, welches noch ohne Wasserversorgung und Strom ist, die Information ankommt, dass es in Europa ein Land gibt, in dem Frauen Zuflucht finden können, die vor Zwangsverheiratung und erneuter Genitalverstümmelung fliehen. Das trifft auf Oumé zu, von der ich noch sprechen werde. Sie kommt aus so einem kleinen Dorf.

Doch zurück zu Bineta. Ihre Symptome waren heftigste Migräneanfälle und starke Depressionen bis hin zu Suizidgefahr. Es stellte sich heraus, dass sie eine extrem enge Beziehung zu ihrer Mutter gehabt hatte und diese nach dem Tod des wohl eher friedlichen Vaters nur noch selten verlassen hatte, da sie Angst hatte, der Stiefvater würde der Mutter etwas antun. Aber die Mutter hatte sie immer wieder aufgefordert, mit ihren Freundinnen spielen zu gehen und nicht zu Hause zu bleiben.

Zwei Analytiker helfen mir bei dieser Arbeit besonders: Von Winnicott habe ich die Technik des Squiggelns übernommen, manchmal, nicht immer, zeichnen wir im Wechsel, oft zeichnen die Frauen (und Männer) auch selbst, als Basis des Sprechens oder aber auch als Mittel des Ausdrucks ohne Sprechen. Außerdem betrachte ich meine Praxis als Übergangsraum – mir ist bewusst, dass der Begriff inzwischen vielfältig gebraucht, wenn nicht missbraucht wird – zwischen den primären Bezugspersonen, deren Erinnerung ja bei mir wachgerufen wird, und ihrem jetzigen Alltag, zwischen den verlorenen Objekten, deren Platz ich zum Teil einnehme, und ihren neuen Beziehungen. Und die Praxis ist ein Übergangsraum zwischen den Kulturen, weil wir ja immer wieder, zumindest sehr stark in der Anfangsphase der Behandlungen, über die Unterschiede zwischen den Kulturen sprechen und ich mir ganz ausführlich

die kulturellen Techniken, die die Frauen erlernt haben, erklären lasse: bei Oumé, die wegen Suizidalität und extremer Erregungszustände zu mir gekommen ist, hat die Beschreibung des Melkens und die Tatsache, dass die Kuh, die sie gemolken hat, nicht angepflockt werden musste, weil sie ja Vertrauen zu ihr hatte, Wunder in der psychischen Stabilisierung bewirkt. Die Kulturtechniken sind immer die Nahrungsvorbereitung und -zubereitung und das Essen und bei einigen eben auch die Landwirtschaft und die Versorgung der jüngeren Geschwister und die Frisurherstellung, eine extrem wichtige kulturelle Praxis. Um nur ein Beispiel für die extremen Unterschiede zu nennen: Mir hat eine andere junge Frau aus dem Senegal erzählt, dass sie erst hier in Deutschland zum ersten Mal mit einer Gabel gegessen hat. Dabei sind die kulturellen Unterschiede zwischen dem Senegal und Europa nicht so groß wie die zwischen Guinea und Europa. Das ist allerdings natürlich auch immer eine Frage der Schichtzugehörigkeit.

Also die Praxis als vielfältiger Übergangsraum, das habe ich von Winnicott gelernt.

Francoise Dolto hilft mir, in den Situationen, in denen es ja immer um einen realen Verlust geht, das Begehren dieser Verschwundenen oder Verstorbenen hier ins Spiel zu bringen. Zu Bineta habe ich an einem Punkt der Behandlung gesagt: Deine Mutter wollte, dass du lebst, sie hat dir die Flucht bezahlt, weil sie dein Überleben wollte. Sie wollte, dass du hier ankommst.

Lacan hilft mir in den Extremsituationen mit seiner Ödipuslektüre. Seine Betonung der Aussage von Ödipus im Oedipus auf Kolonos: *Mieux vaudrait ne pas être né*, besser wäre es, nicht geboren zu sein, was ja auch für uns Neurotiker ohne erfahrene Lebensbedrohung als Basiserfahrung gilt. Und natürlich auch durch die Betonung des Symbolischen, als die Konstruktion, die das Reale lebbar macht.

Mannoni habe ich meine Erfahrung in der Versuchsschule Bonneuil zu verdanken, ein Ort zum Leben, wie er in einem ihrer Bücher heißt. Dort und bei ihr habe ich einen geschmeidigen, nicht orthodoxen Umgang mit Konzepten und Lebensäußerungen, die Bereitschaft zur Improvisation gelernt.

Ein Beispiel dafür möchte ich nennen:

Was an bestimmten, ausgewählten Stellen der Therapie sich als besonders hilfreich erwiesen hat, ist das Verfassen von Briefen.

Sabitou, von der bis jetzt noch nicht die Rede war, sollte am Tag nach ihrer ersten Regel auch von ihrem Stiefvater mit einem bedeutend älteren Mann zwangsverheiratet werden und dafür eine zweite Beschneidungszeremonie erleiden, also nach der Klitoris, die im Alter von circa 5 Jahren entfernt wird, werden die großen Schamlippen entfernt. Die Mädchen haben alle noch eine schreckliche Erinnerung an den Schmerz und die Gefahr der ersten Beschneidung, so dass die Flucht ihnen als der einzige Ausweg erscheint. Auch bei Sabitou war es die Mutter, die ihr zur Flucht verholfen hat. Auch wenn Sabitou ziemlich sicher ist, dass Mutter und kleiner Halbbruder noch leben, ist der für sie absolut unvorhersehbare, plötzliche Verlust ihrer Mutter die schmerzvollste Erfahrung gewesen.

Irgendwann habe ich Sabitou vorgeschlagen, einen Brief an die Mutter zu schreiben, um ihr von ihrem Leben hier zu erzählen. Vorher hatte sie mir schon einmal eine kleine Geschichte (»Meine Mutter«) diktiert, in der sie das Leben ihrer Mutter beschrieb, und als großen Unterschied herausgearbeitet hatte, dass sie selbst zur Schule gehen kann, während ihre Mutter nur die Feldarbeit kannte und Analphabetin geblieben ist. Und dass die Mutter sich gefreut hatte, dass ihre Tochter zur Schule gehen konnte. Ich schlage ihr auch vor, ihrer Mutter von hier zu erzählen, der Mutter zu beschreiben, wo sie gelandet ist. (Mein ethnologisches Interesse ist hier natürlich beteiligt: Wie und vor allem was hält sie für erwähnenswert?) Auch dieser Brief konnte wohlgerne aus oben genannten Gründen nicht abgeschickt werden. Er wurde aber der Lieblingserzieherin gezeigt. In dem Brief heißt es: »Du kannst auch meine zweite Mutter, Frau S. (die Erzieherin) kennen lernen, wenn du mich besuchst. Das wundert dich, dass ich eine zweite Mutter habe. Aber ich brauche eine zweite Mutter. Ich bin froh, dass es sie gibt.« Sabitou hat angefangen, Tagebuch zu schreiben, auf Deutsch, das sie ihrer Mutter vorlesen und übersetzen möchte, wenn sie sich wiedersehen.

Oumé, die junge Frau, hat in der Zeit, als sie ihren Freund kennen lernte, große Angstzustände mit halluzinatorisch erlebtem Verfolgungswahn erlebt. Ein Mann war in ihrem Zimmer zugegen, sie traute sich nicht einzuschlafen oder das Bett zu verlassen. Der Mann hatte Ähnlichkeit mit ihrem Vater, dem Imam, dessen Willen sie sich durch Flucht entzogen hatte. Wir haben dann zusammen einen Brief an den Vater geschrieben, dass er bleiben solle, wo er ist, nämlich in Afrika und sie hier in Ruhe lassen solle. Der Brief war sehr zornig, auch durch meine Formulierungen. Sie hat den Brief mit ins Bett genommen, um ihm dem verfolgenden, bösen Mann zu zeigen. Er hat sich nicht wieder blicken lassen.

Es sind einige Briefe in meiner Praxis geschrieben worden, hier nur die zwei Beispiele.

Ich möchte meinen Bericht aus Afrika am Wittenbergplatz mit ein paar Anmerkungen beenden.

Ich möchte nicht verhehlen, dass meine Freude, Wegbegleiterin zu sein, was das Leben von Frauen angeht – vom tiefsten schwarzen Kontinent in die Errungenschaften der europäischen Aufklärung – doch immer wieder massive Dämpfer erfährt, in Doltos Sinne, ich also immer wieder meine symbolische Berufskastation erlebe: die Partnerwahl und die Art, wie die Beziehungen hier gelebt werden. So wurde Oumé zwischenzeitlich von zwei Männern begehrt, welche sich aber in ihrem Kontrollbedürfnis nicht sehr unterschieden: Der eine hat bei einem ersten, gemeinsamen Restaurantessen sofort ihr Handy darauf untersucht, mit wem sie in Kontakt ist, der zweite, inzwischen einzige Mann, für den sie sich entschieden hat, hat sie unterdessen aus Holland auf ihrem Festnetz angerufen und anschließend Rechenschaft verlangt, warum sie nicht zu Hause war. »Ich habe viel Stress, Frau Buhmann«, ist einer ihrer Lieblingssätze.

Bineta hat den aus einem anderen, portugiesischsprachigen afrikanischen Land stammenden Mann geheiratet, den sie am ersten Tag in Deutschland in dem Aufnahmeheim kennen gelernt hat und hat inzwischen zwei Kinder mit ihm. Die Mutter- bzw. Vatersprachen der Kinder sind zwei afrikanische Stammes-sprachen, aber die ältere der beiden, sie wird demnächst zwei Jahre alt, spricht

auch deutsch. Bineta hat leider die Tendenz, mit ihren Kindern die symbiotische, fast sprachlose Beziehung, die sie mit ihrer Mutter hatte, zu wiederholen, obwohl sie einen Mann gewählt hat, der keinerlei Gewalttendenzen zeigt und darin vielleicht ihrem Vater ähnelt.

Wahrscheinlich ist das Ankommen hier ein Vorgang, der sich über mindestens zwei Generationen erstrecken wird. Das einzusehen, war für mich ein schwieriger Vorgang, auch wenn diese Einsicht für Außenstehende wahrscheinlich evident ist.

Ich möchte einige der Unterschiede benennen, inwieweit sich diese Arbeit von der analytischen unterscheidet. Ein Unterschied ist sicher die große Aktivität meinerseits: Ich frage, frage, frage, mache Vorschläge, erkläre, mische mich, wenn ich es für notwendig erachte, in Schulfragen ein, also welche Art von Schule ausgewählt wird, treffe mich regelmäßig mit den Erziehern und manchmal auch mit den Vormündern. Das entspricht natürlich den Elterngesprächen bei Kindertherapien, obwohl ein Teil der jungen Frauen wahrscheinlich de facto volljährig ist. Ich besitze Landkarten der afrikanischen Länder, aus denen ich Patienten habe, und eine kleine Bibliothek mit Büchern über Afrika, mit Illustrationen und Photos, auf die wir immer wieder zurückgreifen. Also ich improvisiere.

Das Entscheidende zwischen dieser therapeutischen Arbeit und der analytischen ist nicht so unterschiedlich: die Symbolisierung von Verlust- und Differenzenerfahrungen und dadurch der Aufbau von Schutzmöglichkeiten vor dem Realen, das in die Geschichte dieser Frauen so massiv eingebrochen war, und die Erkenntnis, dass es Grenzen für die Symbolisierung gibt.

Übertragungen

DOMINIQUE JANIN-PILZ

Da ich Ende dieses Jahres von Paris nach Berlin übergesiedelt bin, hatte ich in der letzten Zeit in meinen Analysen eine ganze Menge Besonderheiten zu beachten, die für mich ganz Neues gebracht haben. Unter anderem hatte ich es mit spezifischen Übertragungsphänomenen zu tun. Ich setze das Wort Übertragung in den Plural – es geht um Übertragungen – und werde im Folgenden ausführen, warum ich dies tue.

Tatsächlich wird sich in der Beschreibung des Falles, den ich Ihnen vorstellen möchte, zeigen, dass es um Übertragungen geht – um das, was sich vom Patienten aus hinsichtlich der Person des Analytikers einrichtet, aber auch um das, was sich auf Seiten der Analytikerin eingerichtet hat, insofern meine Abfahrt eine Grenze in der je unternommenen Kur fixiert hat.

Ich spreche in beiden Fällen von Übertragung, denn es handelt sich tatsächlich um eine Übertragung der Analytikerin auf die Patientin. Der Entschluss, im Rahmen dieses Kolloquiums darüber zu sprechen, um zu zeigen, dass trotz allem etwas von diesen Phänomenen in dieser Kur hat stattfinden können, mag als Beweis für meine Übertragung hinreichen.

Grundsätzlich ist ohnehin zu bemerken, dass die Übertragung des Analytikers derjenigen des Patienten vorausgeht. Ohne sie gäbe es keine Psychoanalyse. Lacan nennt dies »l'offre de T« (das Angebot der Übertragung): der Analytiker bietet dem Analysanten die Übertragung an.

Ich hätte es auch Gegenübertragung nennen können, aber im lacanschen Milieu wird nicht gern von Gegenübertragung gesprochen. Ich werde erklären warum. Freud hat seine Reflexionen zu diesem Thema relativ früh eingestellt. Seine Auseinandersetzung mit Jung über diese Frage ist wohlbekannt. Ab 1915 beschäftigte er sich nicht mehr länger mit dieser Frage; er hatte zwar noch vor, einen Aufsatz darüber zu schreiben, aber ein solcher Aufsatz ist nie erschienen. Erstaunlicher ist, wie sehr sich Lacan für diese Frage interessierte. Erst kürzlich hat P. Guyomard ein Buch mit dem Titel *Lacan und die Gegenübertragung* herausgegeben (Guyomard 2011).

Nachdem in den 1950er Jahren einige Arbeiten von (vorwiegend weiblichen) Analytikern – darunter Paula Heimann, Margaret Little, Annie Reich und Lucia Tower – zum Thema der Gegenübertragung erschienen waren, begann dieses Thema in der psychoanalytischen Bewegung eine immer größere Rolle zu spielen. Lacan hat sich unter anderem in seinem Seminar *Die Angst* mit den Thesen dieser Autorinnen beschäftigt. Bevor ich genauer darauf eingehe, möchte ich ein Zitat von Lacan anführen. Es handelt sich um einen Kommentar zu einer Anekdote aus dem Talmud, den Lacan anlässlich des Todes von Ernest Jones geschrieben hat.

»Man liest im Talmud von zwei Männern, die einer nach dem anderen aus dem Schornstein in den Salon steigen, und als sie sich ansehen, fragen sie sich: Wer wird wohl als erster auf die Idee kommen, sich das Gesicht zu waschen (*se débarbouiller*)? Die Weisheit hebt sich hier ab von jeder Art Feinsinnigkeit, um von der Schwärze der Gesichter abzuleiten, dass sie sich gegenseitig repräsentieren und dass sich die Überlegung bei jedem unterscheidet. Sie schliesst ausdrücklich: Wenn zwei Menschen sich am Ausgang eines Schornsteins treffen, müssen sich beide das Gesicht waschen.« (Lacan 1960)¹

¹ Diese und alle weiteren Übersetzungen von Lacanzitaten stammen von der Autorin [Anm. d. Hg.].

Eine Metapher, von der man weiss, dass sie sich auf die zwei grossen Signifikanten-Erfindungen von Anna O. bezieht, die die Psychoanalyse einerseits als »*Talking cure*« bezeichnete und die andererseits den starken Ausdruck prägte, der uns heute interessieren wird, das »*Chimney sweeping*«, dessen sexuelle Konnotation niemandem entgehen wird.

Einige Jahre später, 1966, als die Schriften Lacans mit diesem Text über Jones herauskamen, korrigierte Lacan den letzten Satz, indem er sagte: »Wenn zwei Männer aus einem Schornstein gestiegen sind, haben alle beide ein schmutziges Gesicht, haben beide ein dreckiges Gesicht« – »*tous les deux ont la figure sale*« (Lacan 1966, S. 717).

Wenn der durch die Übertragung unterstützte psychoanalytische Prozess stattfindet, stellt sich die Frage des sexuellen Begehrens, und zwar nicht nur auf der Seite des Patienten, sondern auch auf der des Analytikers: »*Tous les deux ont la figure sale*« – beide haben ein dreckiges Gesicht. Das ist eine Art anzuerkennen, dass im Rahmen der analytischen Erfahrung beide, Analytiker und Analysant, von deren Wirkungen affiziert sind.

Zwischen diesen beiden Versionen von 1960 und 1966 hielt Lacan 1962–63 sein Seminar über die Angst ab, in dem er sich in mehreren Vorlesungen mit der Frage der Gegenübertragung auseinandersetzte (Lacan 1962–63).

Er kommentierte Freuds Fall der jungen Homosexuellen (Sitzung v. 16.1.1963), die Schwierigkeiten hatte, ihre Analyse anzufangen, und die unterdessen anfang zu träumen – für wen? Ihre Träume seien, so Lacan, wie Versprechen zu lesen – Versprechen bezogen auf eine sexuelle Orientierung, die mit dem Begehren ihres Vaters (und dem Freuds) konform zu gehen scheinten. Aber gleichzeitig bemüht sie sich, Freud in ihren Traumassoziationen mitzuteilen, dass es ihr – *trotz Heirat* – weiterhin erlaubt sei, um Frauen zu werben und sich mit Frauen zu beschäftigen. Ihre Träume seien als Lügen konzipiert, um Freud zu täuschen und in große Schwierigkeiten zu bringen: das Unbewusste verdiene immer Vertrauensbildung. Freud fühlt sich an dem Punkt herausgefordert, an dem er vergisst, was er bereits bewiesen hat: dass die Wahrheit eine Struktur der Fiktion, der Erfindung ist. Das Unbewusste kann also durchaus täuschen,

nämlich über das tiefe Begehren des Subjekts. Dem widersprechen allerdings Freuds theoretische Annäherungen, und so kann Lacan sagen:

»Das stösst auf Schwierigkeiten, er interessiert sich *nicht* für das, was das gewöhnliche Räderwerk der Analyse ins Stocken bringt – für den kleinen Rest, der alles anhält«, für den Sand im Getriebe, wie es im Deutschen heißen würde. Freud agiere selbst, indem er sie – als Objekt – fallen lasse, wie sie selbst gefallen bzw. niedergekommen sei im Stadtbahngraben – von der Brücke hinuntergestürzt: Er entschied sich, das junge Mädchen zu einer Kollegin zu schicken (ebd.).

Lacan fügt, auf die Schwierigkeit Freuds eingehend, hinzu, dass dieser sich von einer imaginären Gegenübertragung löse: »Nun gut, sie hat es getan – *talking cure* und *chimney sweeping*. Oh ja, man hat so richtig den Schornstein gefegt/ man hat ganz gut gebürstet [*on a bien ramoné!*]« (ebd., S. 153 [164]).

Eine andere Analyse, die Lacan ausführlicher kommentierte, finden wir in einem Artikel von Lucia Tower – einer der oben bereits erwähnten Analytikerinnen. Tower stellt in dem einzigen Artikel, den sie über die Gegenübertragung verfasst hat, zwei Fälle von Angsteurose vor, die zahlreiche Analogien aufweisen. In beiden Fällen handelt es sich um erfolgreiche Geschäftsmänner, die unter extremen Sprachhemmungen leiden. Tower vergleicht beide Fälle miteinander und stellt zuletzt fest, dass nur eine der beiden Analysen erfolgreich abgeschlossen werden konnte. Woran liegt das? fragt sie sich. In dieser Arbeit über die Gegenübertragung analysiert sie einen Traum, in dem sie sich mit der Frau des Patienten anfreundet, um sich so aus der Position der Gegenübertragung zu lösen und dadurch die stockende Kur wieder in Gang zu setzen. Diese Arbeit präsentierte Granoff im Seminar von Lacan, als dieser sich im Urlaub erholte, während seine Jünger die Arbeit fortsetzten: Sie sollten sich weiter mit der Gegenübertragung beschäftigen, derweil im Hintergrund die Ausschlussverhandlungen der IPA liefen. Lacan beendete dieses Thema mit den Worten:

»Sagen wir, dass eine noch so geringe Verwicklung in die Schwierigkeiten des Begehrens es ihr erlaubt hat, aus ihrer analytischen Position heraus zu urteilen, wenn auch nicht gerade vernünftig, so doch ein bisschen freier als in ihrem

Artikel über die so genannte Gegenübertragung« (Lacan 1962–63, Sitzung vom 27.03.1963, S. 229 [vgl. 247f der dt. Ausgabe]).

Die Lektüre wies Lacan den Weg zu einigen neuen Begriffsbestimmungen, auf die er schon in seinem Seminar *Die Übertragung* hingewiesen hatte, namentlich den Begriff des Begehrens des Analytikers:

»Nur insofern er weiß, was das Begehren ist, aber nicht weiß, was dieses Subjekt, mit dem er sich auf das analytische Abenteuer eingelassen hat, begehrt – ist er in der Position, das Objekt dieses Begehrens in sich zu haben.« (Lacan 1960–1961, S. 234 [vgl. 243])

Es handelt sich, sozusagen, einerseits um die Beziehung des Analytikers zu seinem eigenen Objekt klein a und andererseits um den Analytiker als Schein – Anschein – des Objekts für den Analysanten. Der Analytiker muss wissen, wie er sich als Schein des Objektes klein a positioniert.

Die Kritik an Freud bezogen auf die Position des Analytikers in der Kur gehörte zu den ersten Abgrenzungsschritten Lacans von der IPA. Lacan hatte sich schon im Jahr 1953 von der ältesten französischen psychoanalytischen Gesellschaft, der Société Psychoanalytique de Paris, getrennt und mit einigen Kollegen an der Gründung einer neuen Gruppe, der Société Française de Psychanalyse teilgenommen. All dies kostete Lacan den Status eines Lehranalytikers in der IPA, er durfte nach 1963 auch keine Vorlesungen mehr im Rahmen der Ausbildung halten und wurde schließlich aus der IPA ausgeschlossen – exkommuniziert. Nach seinem Seminar über die Angst hat er sich in seinen Seminaren nie wieder mit der Frage der Gegenübertragung befasst.

Von diesen Eckpunkten her werde ich nun aus einer meiner Analysen berichten. Frau O., 47 Jahre alt, kommt mit einer so genannten schweren depressiven Episode zur Konsultation in meine Beratungsstelle. Als Grund für ihren Zustand sagt sie, daß sie sich in der Arbeit sehr stark unter Druck gesetzt sehe und ihren Arbeitsplatz verlieren könne. Sie kommt aber auch auf Druck ihrer Eltern, die sie in ihre Nähe hat ziehen lassen, um sie besser unterstützen zu können. Auch ihr Vater ist sehr depressiv und mit seiner beginnenden Demenz fast pflegebedürftig. Sie selbst lebt mit ihren zwei jugendlichen Kindern und ihrem Mann zusammen. Sie wird mir von einer Psychiaterin überwiesen, die nach

einer ersten Konsultation meinte, sie benötige nur ein Paar Sitzungen bei mir, um wieder zu funktionieren, da sie vor kurzem schon eine Psychotherapie beendet habe.

Als ich sie empfangen, stimme ich ihr zu und setze sie in diesem Zusammenhang der zeitlichen Terminierung davon in Kenntnis, dass ich in etwa zehn Monaten in Pension gehen werde. Wir vereinbaren regelmässige, wöchentliche Sitzungen. Sie ist sehr motiviert und in unserer sitzenden Arbeit beginnt sie umgehend ihre Assoziationsarbeit, die sie aus ihrer langjährigen Psychotherapie kennt.

Ihr Diskurs führt jedoch, anders als es das Eingangsgespräch bei der Psychiaterin vorsah, schnell zu dem Druck, den sie von ihren Eltern verspürt, und sie wünscht, über ihre Familiengeschichte zu arbeiten. Ihre eheliche Beziehung ist für sie vollkommen unzufriedenstellend – ihr Ehemann arbeitet im Theatermilieu, ist selten zu Hause und wenn, dann alkoholisiert, er kümmert sich weder um sie noch um die Kinder und schreit häufig herum; trotzdem ist klar, dass sie sich nicht von ihm trennen möchte. Ihr Hauptproblem sei die Beziehung zu ihren Eltern. Ihnen gegenüber fühle sie sich ständig schuldig, sie tue nie genug, schon früher habe ihr der Vater immer vorgehalten, dass sie in der Nähe der Eltern hätte bleiben sollen, um ihnen zu helfen, da sie das einzige Mädchen in der Familie sei – sie hat zwar noch einen jüngeren Bruder, aber dieser wird diesbezüglich nicht in die Pflicht genommen. Sie entschuldigt ihren Vater mit der Erklärung, er sei in einem bourgeoisen spanischen Milieu erzogen worden, und zeigt ihm gegenüber sehr viel Verständnis und Zuneigung. Sie hat mehr Schwierigkeiten mit ihrer Mutter, der gegenüber sie hörig erscheint. So ist es nicht weiter erstaunlich, dass diese Frau sehr schnell eine intensive Übertragung auf mich – als eine gute mütterliche Figur – herstellt. Diese Übertragung trägt die ganze Kraft und Gewalt des Infantilen in sich. Es ist die Figur von jemandem, der weiss, was sein Begehren sein könnte. Häufig fragt sie mich am Ende der Sitzung, was ich über das, was sie sage, dächte. Sie erwartet eine Art Resümee. Dieser Druck wird durch das Bewusstsein verstärkt, dass unsere Sitzungen bald ein Ende haben werden. Zwar hatte ich sie zu Beginn unserer Arbeit auf diesen Umstand hingewiesen, sie hatte diese zeitliche Befristung aber verdrängt. Erst kurz vor dem

Ende begreift sie das bevorstehende Ende. Jetzt verstärkt sich auch bei der Analytikerin die Unruhe, große Schuldgefühle, aber auch Wut angesichts ihrer Taubheit stellen sich ein. Ich nehme die Gefahr des Imaginären wahr, das sich an die Übertragung(en) geheftet hat. Ich erinnere mich an Lacan:

»Man hat niemals gesagt, dass der Analytiker keine Gefühle gegenüber dem Patienten empfinden darf – er muss lediglich wissen, dass er niemals davor zurückweichen darf, dass er sie an ihren Platz stellen und sich ihrer in seiner Technik adäquat bedienen sollte.« (Lacan 1953–1954, S. 55 [vgl. 45]).

Vielleicht ergänzend noch diesen Satz von Lacan: »Die Gegenübertragung ist ein unvermeidbares Phänomen unter der Bedingung, dass man nicht an sie glaubt« (Lacan 1956–57, S. 253). Ich müsste eine List, einen Trick anwenden, um unbehindert und glatt aus dieser Situation herauszukommen – für sie, aber auch für mich, um zu meiner Verantwortung für diese Kur stehen zu können, um eine Art von Durchqueren der Gegenübertragung zu gewährleisten.

Dieser Schwierigkeit begegnete ich in mehreren Analysen mit Patienten, die mich nicht gehen lassen wollten. Und tatsächlich gab es immer wieder ein Agieren – *un acte* –, damit ein Ausgang gefunden werden konnte.

»Einzig aufgrund der Tatsache, dass es Übertragung gibt, sind wir in die Position des Seins verwickelt, in der sich das Agalma befindet [...] den Ort, an dem sich das Subjekt als Begehren festsetzen kann« (Lacan 1960–61, S. 234 [242]). Der Analytiker ist in der Position, in der er dieses Objekt in sich trägt: *dieses Objekt als Ursache des Begehrens*. In der Analyse stellte sich dies wie folgt dar: »Ich liebe dich... aber weil ich – unaussprechbar – in Dir etwas mehr liebe als dich – das Objekt klein a –, deswegen verletze ich dich (... *je te mutile*)« (Lacan 1963–64, S. 241 [282]).

Rohkost und Grausamkeit der Übertragung und im Spiegel der Gegenübertragung – der Analytiker gebraucht ein Unbewusstes, welches zumindest ein wenig durchgearbeitet sein sollte, damit es ihm eine gewisse Passivität erlaubt, um die Dinge auf eine andere Ebene zu heben, nämlich von der Ebene des Genießens auf diejenige des Begehrens.

Denn es ist das Begehren des Analytikers, welches sowohl als letzter wie auch als erster Term in der Psychoanalyse wirkt.

Bei meiner Patientin O. ist die Zeit der Analyse begrenzt!

Die Zeit ist begrenzt, es ist für sie fast ein Count down. Beständig fragt sie, wieviel Zeit uns noch bleibe. Ebenso befragt sie die Beziehung zu der Person der Analytikerin, die sie in die Position des Ichideals gesetzt hat: »Können Sie mir sagen, was Sie jetzt denken? ... Ich habe sehr viel über das nachgedacht, was Sie mir das letzte Mal gesagt haben.« Imaginäre Übertragung, die den Analytiker in die Position eines Subjekts setzt, dem Wissen unterstellt wird. Dem Analytiker wird ein Wissen unterstellt, das den Text der Patientin betrifft, ein Wissen um ihre Wahrheit: ihre wiederholt auftretenden Ansprüche. »Können sie mir ein Resumee der letzten Sitzungen geben? Wenn ich denke, dass sie bald gehen werden, das ist doch nicht möglich, ich brauche noch mehr Zeit!«

Und jetzt ist klar, dass die Manifestation ihrer Liebe für die Analytikerin das ist, was sie sucht, was sie nicht gefunden hat: Es ist die Liebe ihrer Mutter, die sie nicht gefunden hat! Und von dieser Mutter wird sie – kurz vor Ende der Sitzungen – sagen, dass sie jetzt sagen kann, dass sie (ihre Mutter) pervers ist. In diesem Sinne liest sie jetzt das Buch von Hirigoyen (1998) über »*le harcèlement moral*« (den moralischen Missbrauch, die moralistische Belästigung): »Ich glaube, ich habe jetzt verstanden, was mit meiner Mutter los ist. Ich glaube, sie ist pervers!« Sie meint in der Beschreibung des Perversen in seiner Liebesbeziehung das Porträt ihrer Mutter wiedergefunden zu haben.

Sie beschreibt ausführlich Kindheitserinnerungen, in der die Mutter z.B. ihre schwarzen Haare nicht erträgt – die dunklen Haare, die sie von ihrem spanischen Vater geerbt hat und die sie zu engen Zöpfen flocht, damit sie weniger auffielen. Ebenfalls unerträglich ist der Mutter ihr gezeichneter Körper: Frau O. leidet unter Vitiligo an den Händen – ein Teil des Körpers, den man sieht, ist entpigmentiert, ihm fehlt die dunkle Färbung der Haut, auf sie sie so stolz ist – auch diese hat sie von ihrem Vater geerbt. Sie assoziiert, dass sie seit Beginn dieser psychosomatischen Erkrankung auf ausdrücklichen mütterlichen Befehl immer lange Ärmel tragen musste, um zu verstecken, was sie hat – aber auch das, was sie nicht hat: Farbpigmente in der Haut auf ihre Händen!

Eines Tages kommt sie mit sehr viel kürzeren Ärmeln zu mir, wodurch ihre Hände sichtbar werden: Das ist quasi das Ende des Parcours. Sie sagt, sie habe jetzt verstanden, was mit ihrer Mutter los sei. Es scheint, dass sie einen bedeutsamen *Schnitt und Schritt* gemacht hat, der das Genießen aufgehoben hat, das in der Beziehung zu ihrer Mutter so zerstörerisch wirkte.

Um meine Position als Analytikerin noch einmal zu präzisieren, musste ich von dieser idealen Position abrücken, um diese Schuld, von der ich in meiner Einleitung sprach, ein wenig aufzulösen. Schuld, sie zu verlassen – meine Patienten durch Weggehen »fallen zu lassen«. Der Analytiker macht sich zum Schein des Objekts, klar, sicherlich, und zwar durch die besondere Art, in der er sich in der Kur vergegenwärtigt: als unsicheres Objekt, als Objekt klein a. Der Trieb in Aktion dreht seine Tour und man weiss, dass sich dadurch etwas vom Genießen in der Kur dupliziert, um mit Hilfe des Manövers der Übertragung Platz zu schaffen für die Ursache des Begehrens – ein Abrücken von der idealen Position. Es gibt verschiedene Arten, das Ideal abzusetzen oder einzubüssen (*déchoir*), und ebenso gibt es verschiedene Arten, seiner notwendigen Unvollständigkeit ein Bild zu geben.

Aber um in der Analyse wirksam zu werden, konfektioniert sich, webt sich diese Unvollständigkeit ein, *in* und *mit* der Textur des Falles: Es ist nicht der Analytiker, der so tut als ob, »il se fait le semblant (er macht *sich* zum Schein)«. Er lässt also das Wort und das Objekt an den Platz des Triebes kommen. Jede Kur verpflichtet so den Analytiker etwas zu erfinden, in dem er Kunstgriffe anwendet, um seinen Platz als anscheinendes Objekt klein a einzunehmen in der Übertragung.

Ich komme jetzt zum Schluss. Am Ende des Parcours ist es so, als habe die vorzeitige Unterbrechung etwas *beschleunigt* (als physischer Begriff) und einige Elemente *kristallisiert*, fast als seien sie unter eine Lupe gelegt worden. Ich denke, wir könnten sie *als ein Stück des Realen* auffassen.

Ich habe von dieser psychosomatischen Krankheit gesprochen, von der sie befallen war, einer Krankheit, die buchstäblich ihre braune Haut entfärbte, und, wenn sie sich an meine Einleitung zum »*chimney sweeping*« erinnern, vom Dreck der zwei dem Kamin Entstiegenen, die meine Aufmerksamkeit

angezogen hatten. Sicher, diese Kur ist weit davon entfernt, in klassischen lacanianischen Begriffen beschrieben werden zu können z.B. als »Durchqueren des Phantasmas« auf Seiten des Analysanten oder, auf Seiten des Analytikers, als »Absetzung des Subjekts, dem Wissen unterstellt ist«.

Aber ich wollte auf die Koinzidenz der Signifikanten hinweisen, die beiden gehören – der Patientin in ihrer Kur und der Analytikerin in ihrer theoretischen Durch- und Aufarbeitung dieser Kur: Signifikanten, die während der Kur verdrängt worden sind, Bruchstücke, die auf einen Rest von imaginärer Gegenübertragung hinweisen und die in dem *après-coup* auftauchen, den diese Arbeit gefördert hat.

LITERATUR

GUYOMARD, PATRICK (2011):

Lacan et le contre transfert, Paris (PUF).

HIRIGOYEN, MARIE-FRANCE (1998):

Le harcèlement moral: la violence perverse au quotidien.
Ed. Les découvertes et Syros [dt.: Die Masken der Niedertracht:
Seelische Gewalt im Alltag und wie man sich dagegen
wehren kann. Übers. Michael Marx. München (dtv) 2002].

LACAN, JACQUES (1960):

A la mémoire d'Ernest Jones: sur sa théorie du symbolisme.
In: La psychanalyse, n° 5, Essais critiques.

LACAN, JACQUES (1966):

A la mémoire d'Ernest Jones: Sur sa théorie du symbolisme.
In ders.: Ecrits. Paris (Seuil), S. 697–717.

LACAN, JACQUES (1953–1954):

Le séminaire 1. Les écrits techniques de Freud. Paris (Seuil)
[Das Seminar, Buch I: Freuds technische Schriften.
Übers. Werner Hamacher. Weinheim/Berlin (Quadriga) 1990].

LACAN, JACQUES (1956–57):

Le séminaire 4. La relation d'objet. Paris (Seuil) [Das Seminar,
Buch IV. Die Objektbeziehung. Übers. Hans-Dieter Gondek.
Wien/Berlin (Turia+Kant) 2003].

LACAN, JACQUES (1960–1961):

Le séminaire 8. Le transfert. Paris (Seuil) [Das Seminar,
Buch VIII. Die Übertragung. Übers. Hans-Dieter Gondek.
Wien (Passagen) 2008].

LACAN, JACQUES (1962–1963):

Le séminaire 10. L'angoisse. Paris (Seuil) [Das Seminar,
Buch X. Die Angst. Übers. Hans-Dieter Gondek. Wien/Berlin
(Turia+Kant) 2010].

LACAN, JACQUES (1963–64):

Le Séminaire 11. Les 4 concepts fondamentaux de la
psychanalyse. Paris (Seuil) [Das Seminar, Buch XI.
Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Übers. Norbert Haas,
Olten/Freiburg (Walter) 1978].

»Lalangue« in die Augen schauen. Eine Text-Collage

AUSWAHL, ZUSAMMENSTELLUNG UND ÜBERSETZUNG VON GEORGETTE SCHOSSELER-PRUM

»In den bestgedeuteten Träumen muss man oft eine Stelle im Dunkel lassen, weil man bei der Deutung merkt, dass dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will, aber auch zum Trauminhalt keine weiteren Beiträge geliefert hat. Dies ist dann der Nabel des Traumes, die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt. Die Traumgedanken, auf die man bei der Deutung gerät, müssen ja ganz allgemein ohne Abschluss bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer Gedankenwelt auslaufen. Aus einer dichteren Stelle dieses Geflechts erhebt sich dann der Traumwunsch wie der Pilz aus seinem Mycelium«, so Sigmund Freud in der Traumdeutung (Freud 1900a, S. 530).

Claus-Dieter Rath schreibt in *»Einfühlen« und »Erschließen« bei Freud*:

»Aus dem Unergründlichen, dem Pilzgeflecht, ragt also etwas sinnlich Wahrnehmbares hervor: der Pilz – es ist ein komplexeres Bild als das von der Spitze eines Eisbergs. Für Freud steht fest: »Jeder Traum hat mindestens eine Stelle, an welcher er unergründlich ist, gleichsam einem Nabel, durch den er mit dem Unerkannten zusammenhängt« (ebd. S. 116). Lacan forciert dieses »Unerkannte« und erklärt, es sei nicht bloß das Noch-nicht-Erkannte, sondern das prinzipiell Unerkennbare, das Urverdrängte bzw. das Unmögliche oder Reale, das niemals gesagt werden kann. Ein Loch.« (Rath 2005, S. 23)

André Michels in seinem Vortrag *Vom pas-de-sens zum ab-sens (ab-sexe). Bemerkungen zu Wissen und Wahrheit und ihrer Bedeutung für die psychoanalytische Praxis*: »Der Nabel des Traumes wäre eine Metapher einer unaufheb-

baren Spaltung zwischen Sinn und Nicht-Sinn. Eine Metapher, die im Körper verankert ist und im Undarstellbaren der Körperöffnung Fuß fasst. Die Metapher würde die Kluft des Körpers mit jener des Unbewussten verbinden. Deshalb denken und sprechen wir mit dem Körper, und nur eine Metapher vermag diese Überwindung, das heißt eine Übersetzung zu leisten, in Bezug auf die ursprüngliche Marke, Narbe, die der Eintritt in das Leben als Narbe, Nabel, auf der Körperebene zurückgelassen hat; es ist zugleich ein Zeuge, ein Rest eines früheren Lebens, das nicht nur als intrauterin zu verstehen ist, sondern als Überbleibsel der Anfänge des Lebens überhaupt.« (Michels 2011)

Frage: Was haben »Nabel des Traumes«, das »Reale« und »lalangue«, in einem Wort geschrieben, gemeinsam?

»Endstation, alles aussteigen! Aber nein, mein Herr, bestehen Sie nicht darauf, es ist unmöglich weiter zu kommen, wir stoßen auf Reales.(...) Das Reale? Es ist doch keiner dieser Endstationssignifikanten.(...) Im Gegenteil, keimhaft; das Reale beendet ein Problem nicht, sondern repräsentiert seinen ursprünglichen Kristallisationskern. Mit dem Realen beginnt das menschliche Abenteuer, von den »Affekten« zum »Phantasma«, von der Sache zum Gedanken. Aber kann das Denken den Kristall verstehen, aus dem es kommt und den es auflöst?«

So Gérard Pommier in *Was ist das Reale?*.¹

¹ »Terminus, tout le monde descend! Mais non, monsieur, n'insistez pas, impossible d'avancer plus loin, nous nous cognons sur du réel! (...) Le réel n'est pourtant pas un de ces signifiants terminus, (...) Au contraire germinal, le réel ne clôt pas un problème, mais présente son cristal initiateur. Avec le réel commence l'aventure humaine, de la sensation au fantôme, de la chose à la pensée. Mais la pensée peut-elle comprendre le cristal dont elle provient et qu'elle dissout?« (Pommier 2000, Vorwort).

Kleine Kinder, bevor sie sprechen, lallen, lalala. Auf Französisch »lallation«, was dem Lateinischen »lallare«, singen, nahe kommt.² La, la, la sind die ersten Laute eines kleinen Kindes. Das Lallen, es ist noch keine Sprache, es sind Töne, die noch vom Sinn getrennt sind, aber, wie man weiß, nicht vom Zustand der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit des Kindes.³

»Lalangue« in einem Wort geschrieben, dieser Neologismus Jacques Lacans erinnert an Sprache, bevor diese syntaktisch strukturiert ist. Lacan sagt, in einem Wort geschrieben sei »lalangue« wie die Muttersprache, die parallel zur ersten Körperpflege gehört werde.⁴ Die erste unbewusste sexuelle Realität, »réalité sexuelle«, die mit dem »jouir«, dem Genießen der gehörten Sprache der ersten Anderen verbunden ist, könnte die Mischung sein, die in »lalangue« zu finden wäre. So Colette Soler.

Über die unbewusste sexuelle Realität schreibt Christian Hoffmann:

»Im Vortrag [von Genf über das Symptom vom November 1975] nimmt Lacan den Ausdruck »sexuelle Realität« (»réalité sexuelle«) wieder auf, indem er sich bemüht, diesen vom freudschen Begriff des »Autoerotismus« zu unterscheiden, aber dennoch darauf hinweist, dass das Kind sie zuerst an seinem eigenen Körper entdeckt. Die Pointe dessen, was Freud eingebracht hat, besteht laut Lacan in dieser Entdeckung eines sehr engen Zusammenhangs zwischen einem »ersten Genießen« und dem Unbewussten.

Das Beispiel, das gegeben wird, ist das des kleinen Hans und seines Penis (seines Wiwimachers, wie ihn der kleine Junge nennt). Von da an wird das Un-

² »Lallation« vient du *lallare* latin qui désigne le fait de chanter »la,la« (Soler 2009, S. 25).

³ »La lallation, c'est le son disjoint du sens, mais cependant, comme on sait, pas disjoint de l'état de contentement de l'enfant« (ebd., S.25).

⁴ »(...) *lalangue* évoque la langue émise d'avant le langage structuré syntaxiquement. Lacan dit d'ailleurs: *lalangue*, en un mot, c'est-à-dire la langue maternelle – autrement dit, la première entendue, parallèlement aux premiers soins du corps« (ebd., S. 25).

bewusste für Lacan als Entdeckung an die Begegnung gebunden, die gewisse Wesen mit ihrer eigenen Erektion machen.« (Hoffmann 2011, S. 154)⁵

Ein Jahr später, 1976, schreibt Jacques Lacan über das Unbewusste:

»Und dann, wie übersetze ich das [dieses Wort ›unbewusst‹]? Ich übersetze es einfach so mit einer Art Homophonie. Es ist sehr eigenartig, dass ich mir das erlaube; es ist im Grunde genommen eine Methode der Übersetzung wie jede andere auch! Nehmen sie mal an, dass jemand das Wort *Unbewusst* zum 66. Male in Wiederholung hört, und er hätte, wie man so sagt, ein Ohr fürs Französische. Wenn ihm das so, und natürlich nicht vorher, eingepaukt würde, würde er es mit *une bévue* übersetzen.«⁶

Das »unbewusst« hätte für Lacan mit der Begegnung zu tun, die der einzelne mit seiner eigenen Erektion hat.

Une bévue könnte ich wieder rückübersetzen mit *ein dummer Fehler, ein Gesehenes, ein an sich Gesehenes, ein Be-sehenes – une bévue*, man hört *bé, bê, bäh, bête*, Tier und *vue*, sehen, *vu*, gesehen, sichtbar, *vue*, Blick.

Das Sehen seiner eigenen Erektion am eigenen Körper, das »bêt-isch« das »Be-trieben«-werden, das Sexuelle, etwas vom Realen spüren. *Une bévue, une ba-*

⁵ Pas de sujet sans symptôme in: Analyse freudienne presse No.18: » (...) dans sa conférence (à Genève sur le symptôme en novembre 1975) Lacan reprend, faute de mieux, cette expression de ›réalité sexuelle‹, en prenant le soin de la distinguer du terme freudien ›d'autoérotisme‹, tout en indiquant que l'enfant la découvre d'abord sur son propre corps. La pointe de ce que Freud a apporté tient, dit-il, dans la découverte qu'il y a le plus étroit rapport entre un ›premier jouir‹ et ›l'inconscient‹. L'exemple donné est celui du petit Hans avec son pénis. Dès lors l'inconscient devient, pour Lacan, une découverte liée ›à la rencontre que font avec leur propre érection certains êtres‹.« (Hoffmann 2011, S. 154)

⁶ »(...) Et alors comment est-ce que je traduis ça? Je traduis ça comme ça par une sorte d'homophonie. C'est très bizarre que je me permette; c'est une méthode de traduire après tout comme un autre! Supposez que quelqu'un entende le mot *Unbewusst* répète 66 fois et qu'il ait ce qu'on appelle une oreille française. Si ça lui est seriné bien sûr, pas avant, il traduira ça par *Une bévue*. (...)«

vure, eine verkleckste Stelle, *baver*, Speichel auslaufen lassen, sabbern, Ausfluss, weiß, Milch, und schon sind wir wieder bei *lalangue*, die aus Stücken von (...) besteht, (...) »ou pire«, oder schlimmer noch. Die drei Punkte, schreibt Lacan in ...*ou pire*, »diese drei Punkte beziehen sich – es ist eigenartig – auf den Gebrauch gedruckter Texte, um eine leere Stelle zu kennzeichnen oder zu schaffen. Mein Titel ...*ou pire* [...] oder schlimmer]«, sagt Lacan im Seminar XIX, »unterstreicht die Wichtigkeit dieses leeren Platzes und beweist auch, dass es die einzige Art und Weise ist, etwas mit Hilfe der Sprache zu sagen.

Die Bemerkung, dass die Leere die *einzig*e Art und Weise ist, etwas mit der Sprache zu erhaschen, erlaubt uns, mit Recht in das Wesen eben dieser einzudringen.«⁷

Genève Morel in *La loi de la mère*:

Das Gesetz der Mutter »(...) ist aus Wörtern gemacht, die an das Vergnügen und an das Leiden, kurzum, an das mütterliche Genießen [*jouissance*], geknüpft sind; sie werden dem Kind seit dem Säuglingsalter übermittelt und prägen sich für immer in sein Unbewusstes ein, wo sie das Phantasma und die Symptome modellieren. Dieses Gesetz besteht wie die Muttersprache (oder, mit einem Wort Lacans, ›lalangue‹) aus Mehrdeutigkeiten, die die Wiege einer gewissen sexuellen Doppelbödigkeit [*ambigüité*] bilden.«⁸

⁷ »Ces trois points se réfèrent à l'usage des textes imprimés – c'est curieux – pour marquer ou faire une place vide. Mon titre ›... ou pire‹ souligne l'importance de cette place vide, et démontre aussi bien que c'est la seule façon de dire quelque chose avec l'aide du langage. La remarque que le vide est la seule façon d'attraper quelque chose avec le langage nous permet justement de pénétrer dans la nature de celui-ci« (Lacan 2011, S.11).

⁸ »[...] est faite de mots noués au plaisir et à la souffrance, bref à la jouissance maternelle, qui sont transmis à l'enfant dès son plus jeune âge et s'impriment à jamais dans son inconscient, modelant fantasme et symptômes. Cette loi est constituée d'équivoques, comme la langue maternelle (›lalangue‹ selon le mot de Lacan) qui font le lit d'une certaine ambigüité sexuelle (...)« (Morel 2008, S. 3).

In der Sprache gibt »der Code« den Sinn. Da jedes Element der Sprache (laut Lacan in *Télévision*) jeden beliebigen Sinn annehmen kann, kann Lacan sagen, dass »lalangue« nichts mit dem Wörterbuch zu tun habe.⁹ Das Wörterbuch erfasst die Wörter, die Signifikanten, und zeigt den Sinn, der vom Gebrauch geprägt wurde. Dass der Sinn aus dem Gebrauch hervorgeht, beweist gut, dass jede Sprache von der Rede her kommt, von dem, was gesagt wurde. In »lalangue« gibt es diesen Zusammenhang zwischen »Wort« und »vereinbarem Sinn« nicht. »Lalangue« wäre eher »das Gesamte der möglichen Vieldeutigkeiten, was aber keine Ganzheit ergibt« (Soler 2009, S. 27).¹⁰ Da »lalangue« vom gehörten Sprechen kommt, kann jedes gehörte Wort einen beliebigen Sinn annehmen, so Colette Soler.

Das Beispiel von Jean-Marie Jadin aus *Côté divan, côté fauteuil* mit den vielen »vert« – vert/grün, ver/Wurm, verre/Glas, vers/Vers – finde ich ein schönes Beispiel dafür, dass sich der Sinn ändert, während der Klang immer derselbe bleibt. Nur das Schreiben kann die einzelnen »vers« unterscheiden (Jadin 2003, S. 37).

Die Kinder hören Wörter, die sie lange als Klangbild oder »Wortmusik« schön finden, an die sie Erinnerungen haben, ohne zu wissen, was diese Wörter überhaupt heißen. Man könnte sagen, dass diese Wörter Erinnerungsträger sind für das gute Gefühl, das daran klebt, aber nicht gebraucht werden können, da sie nur aus Tönen ohne Sinn bestehen.

⁹ »Lalangue, que, je le répète, j'écrirais désormais en un seul mot. Et je justifierai pourquoi. Eh bien, lalangue n'a rien à faire avec le dictionnaire, quel qu'il soit« (Lacan: En revenant parler à Sainte Anne..., 04.11.71, copie sém., S. 4).

¹⁰ »Lalangue, c'est plutôt, je cite, »l'intégrale des équivoques« possibles, qui cependant ne fait pas un tout.«

Christop Meckel aus *Suchbild. Meine Mutter*: Als kleiner Junge: »Ich beschauete, am Gartentor wartend, die prallen Waden, Backen wie Apfelbäckchen mit sanftem Schimmer, schwarzes Haar mit dem Namen Lockenpracht, und hörte im Schlaf noch ihren Dialekt, elsässisch Zwitschern: leckemolekü! Leckemolekü meiner Kinderzeit. Melodie ohne Inhalt, ein Universum aus Klang, über die Zäune und aus den Fenstern gerufen, Verschworenheit zweier Lockvögel in Gezwitscher, Wortmusik, deren Inhalt Gelächter schien. Den Inhalt erfuhr ich später: leck mich am Arsch.« (Meckel 2005, S.33)

Hierzu passt vielleicht auch das Beispiel von Michel Leiris aus einem Text von Pierre Malengreau, *Les pouvoirs de la parole analysante* (2008, S. 67–70). Malengreau ist einer der vier miteinander debattierenden Psychoanalytiker aus dem Buch *Ce qui est opérant dans la cure*. Ich habe den Text ziemlich frei übersetzt und vielleicht auch etwas hinzugefügt oder weggelassen.

»Michel Leiris erzählt, dass er, als kleiner Junge, in einem Zimmer ein Spielzeug fallen ließ. Es war ein Soldat. Er hob ihn auf und betastete ihn. Wie groß war seine Freude, als er sah, dass der Soldat nicht kaputt war. Er rief vor Freude »reusement« [»ückerlicherweise«].

Jemand anderes war mit dem kleinen Michel im Zimmer und machte ihn darauf aufmerksam, dass es nicht »reusement« [»ückerlicherweise«] heißt, sondern »heureusement« [»glücklicherweise«], worauf seine ganze Freude verflogen war. Er war für eine kurze Zeit verdutzt und hatte ein ganz merkwürdiges [»étrange«/unheimliches] Gefühl.

Man sagt nicht »ückerlicherweise«, sondern »glücklicherweise« – das war ein Eingriff in seine Unbescholtenheit, in seine Integrität. Es war etwas geschehen: Dieses Wort, das er immer so ausgesprochen hatte, war ihm genommen worden, es war jetzt nicht mehr sein Wort. Es war jetzt ein sozialisiertes Wort, ein Wort, das er mit den Anderen teilen musste.«

Pierre Malengreau sagt, dass Michel Leiris hier ein wahres Erlebnis beschreibt, ein Erlebnis der Überschreitung und des Wegfallens: »Es ist eine Erfahrung von Überschreitung, wo er von einer privaten Sprache in eine öffentliche Sprache übergeht. [...] Es ist auch eine Erfahrung des Verlustes, insofern eine externe Intervention ein Moment intensiven Frohlockens unterbricht. Das

Hervortreten dieses ›reusement‹ [›üücklicherweise‹] zeugt von einem Moment des reinen Genießens in der Sprache, einem Moment der Sättigung des Sinns durch den Ton.« (Ebd., S. 70)

›Lalange‹ ist uneinnehmbares Wissen, aber nicht ohne Wirkungen, sonst gäbe es keinen Grund, sich dafür zu interessieren, meint Colette Soler (2009, S. 29).

Ich zitiere einen Ausschnitt aus einem E-Mail-Gespräch mit Jean-Piere Lebrun.¹¹

›Die Begegnung des Infans mit dem Genießen des mütterlichen Anderen‹, sagt

¹¹ In einem E-Mail Gespräch zwischen Jean-Pierre Lebrun und Georgette Schosseler-Prum im Jahr 2010 schrieb Lebrun: »(...) La rencontre de l'in-fans avec la jouissance de l'Autre maternel constitue pour chacun un réel qui va lui être singulier, puisqu'il va être le point de rencontre entre la mère et l'émergence des premiers signifiants. C'est ce que je crois que Lacan a appelé lalangue, en un seul mot. Je vous conseille à ce propos l'excellent livre de Geneviève Morel sur la loi de la mère. Le point-trou pour moi, c'est ce lieu du refoulement originnaire si l'on peut dire qui est toujours corrélé à ce lieu où la mère est femme, et où donc l'Autre maternel est manquant et référé à un autre qu'elle. C'est le point de non rapport des deux parents qui est la place du futur sujet. Je viens de terminer un livre qui abordera tout cela (...) Je vous en donne quelques extraits voulant surtout faire entendre comment dans notre monde, la jouissance semble avoir pris l'avantage sur le désir... Nous avons tous à vivre dans la division entre jouissance et désir, mais aujourd'hui l'axe de la division est peut-être un peu déplacé en faveur de la jouissance, ce qui est une autre manière de dire que la pulsion de mort a pris l'avantage. Je vous joins également encore inédit un texte qui pourrait vous intéresser. La psychanalyse permet au sujet qui s'y engage de retrouver les mots qui ont fait bord pour lui à cette perte inaugurale, ce qu'on appellera ses signifiants maîtres. Par exemple, pour quelqu'un qui n'a pas une naissance clairement établie ou qui est ce qu'on appelait autrefois un bâtard, ce mot de ›bâtard‹ aura un poids tout à fait particulier dans l'existence de ce sujet, car il sera comme venu border son point d'origine; il en sera autrement pour celui qui est aristocrate ou se trouve être un descendant d'un personnage célèbre (...) qu'il veillera d'ailleurs toujours à évoquer pour dire son identité. Dans une cure analytique, ce sont de tels signifiants qui vont petit à petit émerger; ce sera comme au tirage du loto, où l'on voit émerger du brassage des chiffres, les numéros gagnants, sauf qu'ici ce seront les signifiants marquants. Le passage par l'association libre va faire que, petit à petit, des mots vont venir se répéter et comme progressivement remonter à la surface; il s'agira d'aller jusqu'au point où seront identifiés les signifiants les plus importants, ceux qui bordent le lieu originnaire du sujet, ce que j'ai appelé ailleurs son point-trou. Ce seront d'ailleurs ces mots dont la rencontre ébranlera toujours le sujet avec une intensité particulière. Ils constitueront ce qu'on pourrait appeler son triangle des Bermudes et, comme nous le savons, chacun a le sien. Tout le monde a connu ce genre de moments où l'on ne se sent pas très bien, où on ressent comme un ébranlement intérieur; on peut supposer qu'à l'approche de cette zone tumultueuse, le sujet est ainsi prévenu de la possibilité de tempête.«

Jean Pierre Lebrun, »bildet für jeden ein Reales, das ihm eigen sein wird, das der Punkt der Begegnung sein wird zwischen der Mutter und dem Hervortreten der ersten Signifikanten. Das ist es, was Lacan meiner Ansicht nach ›lalange‹ nennt, ›lalange‹ in einem Wort geschrieben.

Für mich«, schreibt Jean-Pierre Lebrun, »ist der *point-trou* der Ort der Urverdrängung, wenn man so sagen kann, der immer zu dem Ort in Beziehung steht, wo die Mutter Frau ist und wo also der mütterliche Andere von Mangel gezeichnet auf einen Anderen als auf sich selbst verweist.

Es ist der Punkt der ›Nichtbeziehung‹ der beiden Eltern, der der Platz des zukünftigen Subjekts ist. [...] Die Psychoanalyse erlaubt dem Subjekt, das sich darauf einlässt, die Wörter wieder zu finden, die für es bei diesem ersten Verlust (*perte inaugurale*) den Rand abgesteckt haben, das, was man seine Herren-Signifikanten nennt.

So wird zum Beispiel für jemanden, der keine so klar festgelegte Herkunft hatte, oder der, wie man früher sagte, ein ›Bastard‹ war, für dieses Subjekt wird dieses Wort ›Bastard‹ ein ganz eigentümliches Gewicht in seinem Leben haben, da dieses Wort gleichsam zur Umrahmung seines Ursprungspunktes geworden ist; es wird anders sein für denjenigen, der Aristokrat oder Nachkomme einer Berühmtheit ist [...] und dies immer in Erinnerung bringen wird, um seine Identität zu sagen.

Es sind solche Signifikanten, die in einer analytischen Kur Schritt für Schritt auftauchen werden; es ist wie beim Lotto, wo man aus dem Gemisch der Zahlen die Gewinnnummern auftauchen sieht, nur dass es hier die kennzeichnenden Signifikanten sind.

Das Hindurchgehen durch die freie Assoziation führt dazu, dass sich nach und nach Wörter wiederholen und allmählich an die Oberfläche treten; es geht darum, bis zu jenem Punkt zu gehen, wo die wichtigsten Signifikanten identifiziert werden, die den ursprünglichen Ort des Subjekts umrahmen, das, was ich anderswo sein ›point-trou‹ genannt habe«, so Jean-Pierre Lebrun.

›Es werden übrigens diese Wörter sein, bei deren Begegnung das Subjekt immer mit einer speziellen Intensität erschüttert wird. [...] Jeder hat diese Art von Momenten kennengelernt, wo man sich nicht ganz wohl fühlt, wo man gleichsam eine innere Erschütterung spürt; man darf annehmen, dass das Subjekt durch die Annäherung an diese Zone der Aufwühlung vor der Möglichkeit eines Sturms gewarnt wird.«

Zum Schluss Jean-Pierre Lebrun in seinem Text *En (re)passer par le point-trou* über die freie Assoziation:¹²

»Freie Assoziation heißt nicht, alles sagen, was einem in den Sinn kommt, genau vom Besuch beim Friseur zu erzählen wie von seinen Ängsten, und das alles, nachdem man seinen Traum vom Vorabend und bevor man zum hundertsten Male vom Verhalten seiner Mutter oder seines Vater berichtet.

Nein, freies Assoziieren zielt darauf, auf die Ausrichtung seines Sprechen zu verzichten, sich so sprechen zu lassen, dass man zugleich das mitbekommt, was einem durch den Kopf geht. So wie ein Meteor oder eine Sternschnuppe. Eine lange Strecke der Kur ist manchmal notwendig, um für ein solches Verfahren anfällig zu werden, das uns allen doch so alltäglich ist. Aber das ist noch nicht alles – als ob es genügte, in der freien Assoziation alles zu sagen.

Nein, man muss das entfalten, was vielleicht eingedrungen ist, und damit einverstanden sein, indem man die Assoziationsarbeit weiterführt, die Signifikantenkette sich entrollen lässt, damit es möglich ist, dass diese den Zugang zu neuen Signifikanten eröffnet, die bis dahin verdrängt waren.«

¹² Lebrun 2008, S. 177. Vier Analytiker verschiedener Schulen haben über Jahre darüber debattiert, »was in der Kur wirkt«, und ihre Ergebnisse in diesem Buch festgehalten.

LITERATUR

FREUD, SIGMUND (1900a):
Die Traumdeutung. G.W., Bd. II/III.
Frankfurt a. M. (Fischer) 1999.

HOFFMANN, CHRISTIAN (2011):
Pas de sujet sans symptôme. In: Construction/déconstruction
du symptôme. Analyse Freudienne Presse, 18. Paris (érès).

JADIN, JEAN-MARIE (2003):
Côté divan, côté fauteuil. Le psychanalyste à l'oeuvre.
Paris (Albin Michel).

LACAN, JACQUES (2011):
Le séminaire livre XIX ...ou pire. Paris (Seuil).

LEBRUN, JEAN-PIERRE (2008):
En (re)passer par le point-trou. In: Ce qui est opérant dans
la cure. Des psychanalystes en débat, hg. Lina Balestriere,
Jacqueline Godfrind, Jean-Pierre Lebrun, Pierre Malengreau.
Ramonville Saint-Agne (érès).

MALENGREAU, PIERRE (2008):
Les pouvoirs de la parole analysante. In: Ce qui est opérant
dans la cure. Des psychanalystes en débat. hg. Lina Balestriere,
Jacqueline Godfrind, Jean-Pierre Lebrun, Pierre Malengreau.
Ramonville Saint-Agne (érès).

MECKEL, CHRISTOPH (2005):

Suchbild. Meine Mutter. Frankfurt am Main (Fischer).

MICHEL, ANDRÉ (2011):

Vom pas-de-sens zum ab-sens (ab-sexe). Bemerkungen zu Wissen und Wahrheit und ihrer Bedeutung für die psychoanalytische Praxis. Vortrag auf dem Bildungswochenende des Psychoanalytischen Kollegs in Karlsruhe.

MOREL, GENEVIÈVE (2008):

La loi de la mère. Essais sur le sinthôme sexuel. Paris (Economica, Anthropos).

POMMIER, GÉRARD (2000):

Qu'est-ce que le »réel«? Essai Psychanalytique. Point Hors Ligne. Paris (érès).

RATH, CLAUDIUS (2005):

»Einfühlen« und »Erschließen« bei Freud. In: Karl-Josef Pazzini, Susanne Gottlob (Hg.): Einführungen in die Psychoanalyse I. Bielefeld (transcript), S. 11–28.

SOLEL, COLETTE (2009):

Lacan. L'inconscient réinventé. Paris (puf).

SOLEL, COLETTE (2011):

Les affects Lacaniens. Paris (puf).

Placebowirkung

ILSABE WITTE

»Der Analytiker weiß, dass er mit den explosivsten Kräften arbeitet und derselben Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bedarf wie der Chemiker«, schreibt Freud (1915 [1914], S. 230). Unser Thema heute *Was wirkt in der Psychoanalyse?* beinhaltet genau die Frage nach den Kräften, mit denen es Psychoanalytiker zu tun haben, Kräften, die Symptome und Leiden verursachen, und Kräften, die heilen und lindern können.

Beim Nachdenken über Ursachen und Wirkung fiel mir als Präzedenzfall dafür ein Beispiel aus der Medizin ein, nämlich die Wirkung eines Antibiotikums auf seine Zielgruppe, das sind die Bakterien. Hier scheint doch alles zu stimmen: Die naturwissenschaftliche Medizin kennt die Verursacher der Krankheit, hat ihnen schöne lateinische Namen gegeben (z.B. *Escherichia coli*), und weiß gezielt Abhilfe zu schaffen, indem sie mit Hilfe des Antibiotikums die Krankheitsverursacher ausschaltet. Der Mensch wird gesund, jeder von uns hat das schon erlebt, wie wunderbar ein Antibiotikum wirkt und wie damit das quälende Krankheitsgefühl verschwindet, der Idealfall einer Heilwirkung. Nun gibt es aber den Fall, dass ein Antibiotikum wirkt, obwohl es das nach wissenschaftlicher Erkenntnis gar nicht dürfte, wenn z.B. eine Lungenentzündung nicht durch Bakterien, sondern durch Viren verursacht war, denn gegen Viren sind Antibiotika nachweislich macht- und wirkungslos. Das Antibiotikum hat also hier als Placebo gewirkt.

Was sind und wie wirken Placebos? Als Placebo wird eine an sich pharmakologisch unwirksame Substanz, z.B. Milchzucker, bezeichnet, die, als Medikament oder Scheinmedikament verabreicht, eine bedeutende therapeutische Wirksamkeit entfaltet. Im Falle des Antibiotikums, das gegen Viren eingesetzt wurde, spricht man von einem Pseudoplacebo, da eine an sich wirksame Substanz eingesetzt wurde, die aber bei dieser durch Viren verursachten Erkrankung unwirksam sein sollte.

Kann sich also die Wirksamkeit eines Placebos über psychische Faktoren vermitteln, wie sich auch die Wirksamkeit einer Psychoanalyse auf dem psychischen Feld abspielt? Gibt es dabei nun vielleicht gemeinsame Pfade, Wirkungswege im Psychischen, die sowohl von Placebo als auch von Psychoanalyse benutzt werden und lassen sich durch die Gegenüberstellung bzw. Begegnung der beiden manche Aspekte der jeweiligen Wirkungsweise erhellen?

Betrachten wir zuerst einmal genauer, was unter Placebo, Placebowirkung oder Placeboeffekt zu verstehen ist.

Mitte des 18. Jahrhunderts erfand ein englischer Arzt, William Cullen, die Bezeichnung *Placebo*, als er einem Patienten, der dringlich die Gabe einer Arznei verlangte, in Ermangelung eines wirksamen Medikaments etwas nach ärztlicher Lehrmeinung Unwirksames verabreichte, um damit das Verlangen des Patienten zu stillen. Und das »Scheinmedikament« hatte einen positiven Effekt: »Placebo«, lateinisch: »ich werde gefallen«. Er nahm dieses Wort aus dem damaligen Sprachgebrauch »to sing a placebo« / »einer hochgestellten Persönlichkeit schmeicheln«. Ein Schmeichler und Schönredner wurde auch »Placebo-Singer« genannt (Bundesärztekammer 2011, S. 21f.). Es schmeichelt also dem Kranken, wenn sein Arzt ein so hilfreiches Medikament für ihn finden konnte, und es schmeichelt dem Arzt, von seinem Patienten für einen guten Arzt gehalten zu werden.

In Deutschland war es Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie, der um dieselbe Zeit seinen Patienten »zur Stillung des Verlangens nach Arznei ... etwas Unschuldiges, Himbeersaft, einnehmen ließ« (ebd. S. 23). Meine eigenen Erfahrungen mit Placebogaben sind gering. Als ich in der kinder- und jugendpsychiatrischen Klinik gearbeitet habe, bekam einmal ein

junges Mädchen, das psychogene Anfälle hatte, ein Placebo. Es wurde ihr gesagt, die extra großen Tabletten seien erst vor kurzem aus den USA gekommen, sie seien sehr teuer und hochwirksam, sie dürfe deshalb nur eine halbe Tablette einnehmen. Diese Gabe hatte etwas Unseriöses, etwas Lügenhaftes an sich: hier der überlegene und wissende Arzt, dort die hysterische Frau, die sich mit einem unwirksamen Medikament abspesen lässt und der Suggestion einer großartigen Potenz (groß, teuer, amerikanisch) auf den Leim geht. Ein nach wissenschaftlicher Lehrmeinung wirksames Medikament trägt deshalb den Namen »Verum«, das Wahre.

In der heutigen Medizin entfaltet sich gerade ein neues Nachdenken rund um die Problematik des Placebos und damit geht eine völlige Neubewertung einher. In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der Veröffentlichungen zu diesem Thema rasant gestiegen. Ich beziehe mich im Folgenden auf ein vor kurzem erschienen Buch des wissenschaftlichen Beirats der Bundesärztekammer, in dem die Veröffentlichungen zu diesem Thema zusammengestellt und ausgewertet werden. Ich möchte Ihnen nun einige Beispiele dieser ganz erstaunlichen Effekte vorstellen. Die Forschung bedient sich medizinischer Studien, die z.B. die pharmakologische Wirksamkeit eines neuen Medikaments nachweisen möchten. Um dabei die Suggestionwirkung (»ich bekomme ein wirksames, neues Medikament, also werde ich eine Wirkung verspüren«) auszuschalten, wird mit einer sog. »doppelten Verblindung« gearbeitet: Weder Probanden noch Versuchsleiter wissen, wer Placebo und wer das Verumpräparat bekommt. Dabei ist es anscheinend äußerst schwierig, naturwissenschaftlich-pharmakologische Wirkung und Placebowirkung zu separieren, da sehr häufig die Wirkungsdifferenzen zwischen beiden nicht signifikant sind und da auch bereits die Teilnahme an einer Studie die Wirkung einer Substanz auf die Probanden verändert.

Einige andere Beispiele: Wird unbemerkt, durch eine Infusion, ein Schmerzmittel gegeben, so hat es keine oder nur eine sehr geringe Wirkung. Selbst das stärkste Schmerzmittel, ein Opiat, wirkt, unbemerkt gegeben, nur sehr verzögert. Wenn eine Krankenschwester die Spritze gibt, fällt die Schmerzlinderung deutlich geringer aus als wenn ein Arzt die Injektion macht. Mit Schmerzen verbundene Injektionen wirken besser. Bitter und unange-

nehm schmeckende Arznei ist am wirksamsten, sehr kleine und sehr große Tabletten werden als hochwirksam angesehen und sind es dann auch. Kapseln sind stärker wirksam als Tabletten, so lag die »Responderrate« bei Kapseln bei 80 %, dagegen zeigten sich auf Tabletten mit demselben »Wirk«stoff nur bei 30 % positive Reaktionen. Entscheidend für die Wirkung sind auch Farbe, Name und Preis eines Medikaments. Wenn Patienten z.B. von einem Originalpräparat auf ein sogenanntes Generikum, also ein billigeres No-Name-Produkt umgestellt werden, klagen sie häufig über eine geringere Wirksamkeit oder/und mehr Nebenwirkungen.

Sogar Scheinoperationen helfen: Patienten mit Schmerzen in den Knien mit der Diagnose »Kniegelenksarthrose« wurden innerhalb einer Forschungsstudie operiert: Entweder wurde dabei schadhafter Knorpel entfernt und das Gelenk gespült oder es wurde lediglich ein Hautschnitt gemacht und wieder vernäht. Bei den Nachuntersuchungen, die über zwei Jahre stattfanden, gab es keine Unterschiede hinsichtlich des Behandlungserfolges, beide Gruppen empfanden eine deutliche Besserung ihrer Beschwerden.

Placebos wirken gut sowohl auf eher psychische Symptome wie Depressionen oder Schlafstörungen, aber auch bei körperlich begründbaren Erkrankungen wie Morbus Parkinson, Allergien, Asthma und viraler Lungenentzündung (s. o.).

Bei der Frage, was wirkt eigentlich, wenn ich eine Placebotablette einnehme, ist in der Literatur viel von solchen Kontextfaktoren die Rede. Noch nicht gesprochen habe ich über das, was als das wirksamste Agens bezeichnet wird, nämlich die zentrale Rolle des Arztes. Man ist sich einig, dass eine gute Arzt-Patienten-Beziehung den Placeboeffekt ungemein fördert, dass diese Beziehung bisher aber nicht systematisch erforscht worden sei. Oft ist von der »sehr hohen Suggestivkraft« des Arztes die Rede. Damit ist ein Begriff eingeführt, der merkwürdigerweise in der durch den »Arbeitskreis Placebo« der Ärztekammer referierten Literatur kaum Erwähnung findet.

Was sagt die Medizin darüber, warum und wie ein Placebo wirkt? Welche kausalen Erklärungsansätze kommen für die Placebowirkung in Frage? Es werden

zwei Erklärungsansätze genannt, die übrigens, wenn auch in etwas anderen Worten, schon in einem Buch von 1924 mit dem Titel *Suggestion und Hypnose* zu finden sind:

Über eine unbewusste Lernerfahrung habe eine Konditionierung (im Sinne von Pawlow) auf eine bestimmte psychische und/oder physische Reaktion stattgefunden (sog. assoziativer Erklärungsansatz). Daneben gibt es den sog. mentalistischen Erklärungsansatz: Hier soll die »Befindlichkeit« und »Erwartungshaltung« des Patienten eine wichtige Rolle spielen. Beide Möglichkeiten werden mit Recht als gleichermaßen unbefriedigend empfunden und es wird konstatiert, dass die Wirkungsweise von Placebos bisher weitgehend rätselhaft ist. Ob das, was mit »Erwartungshaltung« gemeint ist, dem Verständnis weiterhilft? Ein schönes Beispiel, wie eine bestimmte Erwartungshaltung die Wahrnehmung verändern kann, fand ich gerade in der Sonntagsbeilage des *Tagespiegel* (vom 27.11.2011). Unter der Rubrik *Kleine Geschichten aus unserer großen Stadt* war zu lesen:

»Es weihnachtet sehr. Montag, die S-Bahn fährt auf den Bahnhof Messe Nord ein, der Bahnsteig ist schwarz vor Menschen. ›Wo kommen bloß die ganzen Leute her«, wundert sich halblaut eine Frau. ›Vom Himmel, vermutet ihre kleine Tochter. ›Das könnten doch Engel sein.««

Die Erwartung dieses kleinen Mädchens ist geprägt vom kulturellen Kontext: Es wird gerade viel über Weihnachten gesprochen, in der Familie, im Fernsehen, im Kindergarten; gleichzeitig gibt es in ihrem Psychischen eine positive Grunderfahrung, Erwartung, liebe sich auch sagen, eine unbewusste Vorstellung, mit deren Hilfe sich für sie das bedrohliche »schwarz vor Menschen« in ein »das könnten doch Engel sein« verwandelt. Dann würde sich hier etwas einmischen, das in der Psychoanalyse »Übertragung« genannt wird. Sie macht eine positive Übertragung auf das Geschehen auf dem Bahnsteig und erwartet etwas Wunderbares.

Um den Begriff der Erwartungshaltung zu systematisieren, werden folgende vier Wirkfaktoren zusammengestellt (Bundesärztekammer 2011, S. 28):

- Eine als Therapie anzusehende Beziehung zwischen einem Kranken und einer Person mit einer speziellen Ausbildung, die den Heiler in den Augen des Patienten als kompetent erscheinen lässt.
- Ein formalisiertes Behandlungsangebot in einem passenden institutionellen Rahmen (ich ergänze: Praxis mit Couch und Sessel).
- Ein spezielles Behandlungskonzept, auf dessen Grundlage dem Patienten sein Zustand erklärt und eine Behandlungsstrategie abgeleitet wird (ich ergänze: so ist es in der Kinderanalyse, aber nicht nur dort, nötig, dem Kind etwas darüber zu sagen, was in der Therapie passieren wird und warum dies hilft).
- Ein konsistentes Behandlungsritual auf der rationalen Basis dieses Konzeptes (ich ergänze: in der Psychoanalyse z.B. die »freie Assoziation«).

Unter diese vier Modi lassen sich also ganz verschiedene Behandlungsszenarien fassen: eine medizinische Behandlung in einer Arztpraxis; die Behandlung durch einen homöopathischen Arzt, der mit höchstverdünnten, also pharmakologisch nicht (?) wirksamen Stoffen behandelt (also mit Placebos?); ein Heiler, der mit seinem Glauben an Gott und mit Trinkkuren eines durch Auflegen seiner Hände veränderten Wassers arbeitet; und ein Psychoanalytiker.

Zu einer starken Wirkung bedarf es einer starken Kraft, die diese Wirkung hervorzurufen hilft. In der Psychoanalyse ist diese starke Kraft die Übertragung. Freud betont immer wieder, z.B. im Text *Die Übertragung* (Freud 1917, S. 428):

»Wenn der Kranke den Normalkonflikt mit den Widerständen durchzukämpfen hat, die wir ihm in der Analyse aufgedeckt haben, so bedarf es eines mächtigen Antriebes, der die Entscheidung in den von uns gewünschten, zur Genesung führenden Sinne beeinflusst.«

Die Übertragung als ein Mittel, das zusammenführt, was nicht zusammengehört. Das wird in der vielzitierten, ersten Definition der Übertragung aus der *Traumdeutung* (Freud 1900, S. 536) sehr schön deutlich:

»Aus dieser [Neurosenpsychologie] erfährt man, dass die unbewusste Vorstellung als solche überhaupt unfähig ist, ins Vorbewusste einzutreten, und dass

sie dort nur eine Wirkung zu äußern vermag, indem sie sich mit einer harmlosen, dem Vorbewussten bereits angehörigen Vorstellung in Verbindung setzt, auf sie ihre Intensität überträgt und sich durch sie decken lässt. Es ist dies die Tatsache der *Übertragung*.«

Ich möchte neben dem hier erstmalig auftauchenden Wort »Übertragung« auch das Wort »Tatsache« hervorheben, auf das ich noch zurückkommen werde.

Es gibt da also eine Unfähigkeit bzw. Unmöglichkeit: die unüberbrückbare Kluft zwischen der unbewussten Vorstellung und dem Vorbewussten. Und es gibt eine Kraft, die eine Verbindung herstellen kann zwischen der unbewussten Vorstellung und einer harmlosen, bereits bewussten Vorstellung, diese mit ihrer Intensität so auflädt, dass die beiden an sich unvereinbaren Vorstellungen fast zur Deckung kommen. Die eine wird sich hinter der anderen finden lassen. In diesem Sinne lässt sich die Übertragung auch als ein Mittel, ein Versuch verstehen, das ursprüngliche Trauma der Spaltung in einer immerwährenden Wiederholung einholen zu wollen. Auf ganz ähnliche Weise schafft die Übertragung als Liebe oder Hass die Verbindung zwischen den einzelnen Menschen und der abgrundtiefen, grundsätzlichen Kluft, die zwischen ihnen besteht.

In dem Text *Die Übertragung* von 1915/16 aus den *Vorlesungen zur Einführung der Psychoanalyse* spricht Freud im Zusammenhang mit der Fähigkeit zu libidinösen Objektbesetzungen über Bernheim.

»Bernheim hat die Lehre von den hypnotischen Erscheinungen mit unbeirrtem Scharfblick auf den Satz begründet, dass alle Menschen irgendwie suggestierbar, »suggestibel« sind. Seine Suggestibilität ist nichts anderes als die Neigung zur Übertragung. [...] Und wir müssen gewahr werden, dass wir unsere Technik der Hypnose nur aufgegeben haben, um die Suggestion in der Gestalt der Übertragung wiederzuentdecken.« (Freud 1915/16, S. 429)

Das ist ja nun wirklich eine irritierende Feststellung und Freud lässt sofort seinen imaginären Zuhörer empört reagieren: Das habe er ja schon immer vermutet, dass die Psychoanalyse mit der »Hilfskraft« der Suggestion arbeite. Wozu dann die ganze Mühe und die Umwege über Erinnerungen, Aufdeckung des Unbewussten, Deutungen usw.?

Wozu die ganze Mühe in der Psychoanalyse? Aber dann auch die Frage: Wozu die ganze Mühe bei der Erforschung neuer Wirkstoffe und Medikamente in der Medizin, wenn doch Placebos sehr oft genauso gut wirken? Placebos werden bisher nicht in einer Praxis verordnet, aber der Arzt soll sich endlich bewusster machen und damit arbeiten, dass er bei jedem Medikament neben der spezifischen, pharmakologischen Wirkung zusätzlich einen nicht unerheblichen Zugewinn an nichtspezifischer Wirkung durch den Placeboeffekt erzielt. Und es ist schon eine witzige Vorstellung, Pharmakonzerne würden sich einen harten Wettbewerb um das bessere Placebo liefern. Rigoros gedacht, stellt die Erfahrung mit der Placebowirkung unsere naturwissenschaftlich orientierte Medizin auf den Kopf, denn ein starrer, kausal festgefügter Zusammenhang zwischen der Krankheitserscheinung, ihrer Ursache und dem pharmakologisch-biochemischen Heilmittel/Agens ist so nicht mehr aufrecht zu halten.

Und die Psychoanalyse?

Freud beginnt den Übertragungstext mit der Frage, auf welchem Wege die psychoanalytische Therapie wirkt und was sie leistet. Er verspricht seinen Zuhörern, dass sie eine »neue Tatsache« kennenlernen würden, dass sie aber selber erraten sollten, um was es sich dabei handelt. (In einem anderen Text bezeichnet Freud die Übertragung als das vom Analytiker zu Erratende). Jedenfalls benutzt Freud dieses Wort »Tatsache« in seinem Text insgesamt sechs Mal und erst ganz zuletzt lüftet er das Geheimnis. Es ist ein Ratespiel für den Leser alias Zuhörer, der immer mehr auf die Folter gespannt wird, der Lösung langsam näher kommt, aber erst ganz zuletzt »erlöst« wird: Bei der versprochenen neuen Tatsache handelt es sich um die Übertragung. Das ist schon eine regelrecht rhetorische Inszenierung. Und ist es nicht merkwürdig und bezeichnend, dass dieser luftige Begriff »Übertragung«, so luftig, dass man ihn/sie erraten muss, zugleich eine Tatsache genannt wird, also mit einem Wort bezeichnet wird, das man benutzt, um Unumstößliches festzurammen, etwa indem man sagt: »Das ist nun aber wirklich eine Tatsache!«?

Und dann kommt diese »neue Tatsache Übertragung« sofort in den Verdacht, nichts anderes zu sein als die »alte Bekannte Suggestion«? Freud schreibt im

Anschluss einen weiteren Text, *Die analytische Therapie*, um zu entscheiden, ist Psychoanalyse nun Suggestion oder nicht, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten bestehen zwischen der hypnotischen und der psychoanalytischen Suggestion. Die Argumente wogen hin und her und die Lektüre lässt den Leser einigermaßen verwirrt zurück. Freud bekräftigt allerdings, »dass unsere Erfahrung wesentlich auf Übertragung, d. i. auf Suggestion, beruht« (Freud 1915/16, S. 431).

Was könnte das heißen? Der Analytiker würde seinem Patienten suggerieren, dass es gut sei, sich auf die Couch zu legen, sich zu erinnern, dass die freie Assoziation hilfreich sei, dass Sprechen insgesamt nützt und eventuell sogar heilt, und, last but not least, dass seine Deutungen richtig sein können und eine Wahrheit treffen.

Dem stünde auf der Seite des Analysanten die Suggestierbarkeit in Form seiner Übertragungsneigung gegenüber. Weil es diese Bereitschaft oder Erwartungsvorstellung gibt, einem anderen gegenüber offen zu sein, ihm zu glauben, ihm zuliebe sich einer bestimmten Prozedur zu unterwerfen, in ihm ein Subjekt zu sehen, dem Wissen zu unterstellen ist, lassen wir uns auf eine Psychoanalyse ein, sind bereit zu dieser »schweren Arbeitsleistung«, durch die unser Seelenleben dauerhaft verändert werden kann. Diese Übertragungsneigung, diese Suggestierbarkeit, die uns durch unsere Spaltung durch die Sprache aufgenötigt wurde, macht es uns andererseits möglich, an einen anderen Menschen, eine Sache, eine Idee zu glauben, macht es uns als Analytikern möglich, an die Psychoanalyse zu glauben. Wie wichtig wird es angesichts dieser Glaubensneigung, die Psychoanalyse, die Erfahrungen der Kur, in ihrer Theorie, in ihrer Metapsychologie ständig weiter zu befragen und auszuarbeiten! Freuds Junktim von Forschen und Heilen bekommt auf diese Weise seine eigentliche Brisanz.

Fame

CORNELIUS TAUBER

Teil I Konstruktionen in der Analyse

Heads I win, tails you lose



Martin Kippenberger,
The Happy End of Franz
Kafka's ›Amerika‹, 1992

In seinem Text *Konstruktionen in der Analyse* aus dem Jahr 1937 spricht Freud von zwei Schauplätzen der analytischen Arbeit. Der erste Schauplatz wird durch das Reden des Analysanden als Ort des Erinnerns des Vergessenen gebildet, der zweite Schauplatz, die zweite »Bühne des Geschehens« ist die Arbeit des Analytikers. Er teilt die Erinnerungen des Analysanden nicht, seine Arbeit besteht darin, aus den Fragmenten des Erzählten das Vergessene zu erraten, bzw. zu konstruieren oder zu rekonstruieren (Freud 1937d, S. 45). Die Konstruktion geht dabei über die Deutung hinaus. Sie bezieht sich nicht auf den konkreten Anlass eines Moments der Analyse, sondern auf ein ganzes Stück der »Vorgeschichte« (ebd.) des Patienten, das der Analytiker diesem in einer Art zusam-

LITERATUR

FREUD, SIGMUND (1900):
Die Traumdeutung. St.A., Bd. II.

FREUD, SIGMUND (1915[1914]):
Bemerkungen über die Übertragungsliebe.
St.A., Ergänzungsband.

FREUD, SIGMUND (1917[1916-17]):
Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse
27. Die Übertragung. 28. Die analytische Therapie. St.A., Bd. I.

BUNDESÄRZTEKAMMER (HRSG.) (2011):
Placebo in der Medizin. Deutscher Ärzteverlag Köln.

menfassenden Erzählung vorgibt. Freud nennt das Beispiel eines Kindes, das durch die Geburt eines jüngeren Geschwisters das Drama der Geschwisterivalität erlebt.

Die Konstruktion hat keinen Wert *sui generis* in dem Sinne, dass sie ein besonderes Werk des Analytikers darstellte. Ihre Bedeutung liegt vielmehr in der praktischen Arbeit der Analyse, in der alles, was das Voranschreiten des Prozesses befördert, als positiv gewertet wird, während die Dinge, die den Fortlauf einschränken, ein Widerstand sind. Sie entfaltet ihre Wirkung in verschiedener Weise. Hat der Analytiker mit der Konstruktion das Richtige getroffen, so zeigt sich das z.B. in einer Erleichterung der Arbeit, weil neue Einfälle hervorgebracht werden. Auch eine zunächst negative Wirkung, genauer, eine negativ scheinende Wirkung, spricht für die Richtigkeit der Konstruktion. Geht die Konstruktion fehl, dann hat sie keinerlei Wirkung und kann damit auch nicht schaden. In manchen Fällen, so Freud,

»gewinnt man den Eindruck, als hätte man, mit Polonius zu reden, den Wahrheitskarpfen gerade mit Hilfe des Lügenköders gefangen. Die Gefahr, den Patienten durch Suggestion irrezuführen, indem man ihm Dinge »einredet«, an die man selbst glaubt, die er aber nicht annehmen sollte, ist sicherlich maßlos übertrieben worden. Der Analytiker müsste sich sehr inkorrekt benommen haben, wenn ihm solches Missgeschick zustoßen könnte; vor allem hätte er sich vorzuwerfen, dass er den Patienten nicht zu Wort kommen ließ« (ebd., S. 49).

Ein zweiter Schauplatz des Textes neben der Entwicklung der Theorie der Konstruktion ist die von Freud eingangs erwähnte Kritik eines »sehr verdienten Forschers« (ebd., S. 43), der der Psychoanalyse den Vorwurf macht, sie habe den Anspruch, gegenüber dem Patienten immer recht zu haben. Würde dieser eine Deutung bejahen, so verstehe sich das als selbstverständliche Zustimmung, eine Verneinung jedoch würde als Zeichen des Ausweichens oder des Widerstands ebenfalls als ein Ja gelten. »Heads I win, tails you lose« (ebd.).¹

¹ Der Ausdruck bezieht sich auf das Werfen einer Münze, auf Deutsch würde er ungefähr lauten: Kopf, ich gewinne, Zahl, du verlierst.

Freud schließt eine längere, sehr differenzierte Betrachtung zur Frage an, in welcher Weise in der Analyse tatsächlich mit Zustimmung oder Ablehnung umzugehen sei, wobei beides ihm letztlich nicht als entscheidendes Kriterium gilt, aber man kann in der Frage der Konstruktion doch eine gewisse Ambivalenz wahrnehmen. Im Grunde irrt der Analytiker ja doch nie, bzw. sein Irren gilt als lässlich, weil es unschädlich ist. Zu oft dürfe der Analytiker aber nicht daneben liegen, meint Freud, denn dies beschädige das notwendige Vertrauen. Vielleicht lässt sich diese Betrachtung durch die praktische Erwägung schließen, dass es nützlich sein kann, wenn der Analytiker sich in der Kur so verhält, als ob er jederzeit recht habe; er behält in Zweifelsfragen meist auch recht, weil die Einschränkung jeder Äußerung durch den Vorbehalt, es könne alles auch ganz anders sein, sich auf den Fortschritt der Kur problematisch auswirken könnte.

Teil II Ikonografie

Lady Gaga: Wir geben uns glamourös, weil wir glauben, dass Glamour eine Projektion unserer Seele ist.



Lady Gaga,
Synthetic Pink

Kommen wir nun zu den Experten der Wirkungsforschung, ich meine die Künstler in ihrer Arbeit. Ich zitiere hierzu einige Passagen aus einem Interview, dass der Journalist Jan Kedves im Jahr 2009 für die Zeitschrift *Spex* mit der zurzeit wohl angesagtesten Popkünstlerin der Gegenwart, Lady Gaga, geführt hat.

»Lady Gaga, die Farbe Ihres Lippenstifts – ist das Barbie-Pink?

Fast. Wir nennen es ›Synthetisch Pink‹.

Wie ›Preußisch Blau‹? Diesen Namen haben Sie sich ausgedacht?

Selbstverständlich. Wir sind sehr genau, was die Farbpalette von Lady Gaga angeht. Es gibt natürlich Schwarz, Rot, Pink und noch ein paar andere Farben. Aber wenn wir von ›Pink‹ sprechen, kann es unmöglich einfach nur Pink sein – das Wort ist viel zu unspezifisch. Es hat keine Perspektive, es klingt nicht plastisch genug. Zu Lady Gaga passt nur ›Synthetisch Pink‹.« (Spex 09/10.2009).

Ich halte zunächst zwei Dinge fest, es geht um Perspektive und um Spezifik, wobei dies, ich ergänze, die Spezifik der Benennung ist. Ich zitiere einen zweiten Abschnitt zur Frage, wie man eine Wirkung geplant erzielen kann:



Lady Gaga, Ausschnitt Video Pokerface, Black Crystal Catsuit

»Ich kann es Ihnen erklären: Ikonografie. Die Theorie der Wiederholung. Man muss den Leuten ein Image immer und immer wieder in den Kopf drillen, bis sie es nicht mehr vergessen. Wenn Sie sich Fotos aus dem ersten Jahr meiner

Karriere anschauen – nach der Blondierung: Ich trug immer dasselbe Outfit. Es bestand aus einem schwarzen Vinyl-Catsuit, den Matthew Dada für mich design hat, sowie einem Blazer von Martin Margiela. Dazu Goldketten, ein Paar Lackstiefel von Burberry, mein weißer Pony und die schwarze Versace-Sonnenbrille. Dieses Outfit habe ich ein Jahr lang jeden Tag getragen, egal wo, egal wann, egal wie heiß es war. Wir legten ganz bewusst fest: Dieser Look ist ikonisch. An den kann man sich erinnern. [...] Wenn meine Fans meinen Kopf auf ein Banner malen, malen sie nicht mein Gesicht, sondern meinen Pony und meine Sonnenbrille. Ikonografie und Repetition!« (ebd.)



Lady Gaga, Ausschnitt Video Paparazzi, Korsege Thierry Mugler, Ausschnitt Video Bad Romance, Brille Versace

Halten wir den Begriff *Ikonografie* als einen der nächsten Bausteine der gageaschen Konstruktionstechnik fest. Mit dem Bezug auf die Ikonografie outet sich Lady Gaga als großer Andy Warhol Fan. Was für sie die Versacebrille bedeutet, das waren für Warhol die blondierten Haarteile, mit denen er eine immergleiche Selbstinszenierung geschaffen hat. Ganz besonders bewundert sie, dass man nach Warhols Tod in seinem Nachlass eine vollständige Sammlung sämtlicher je getragener Haarteile gefunden hat, die Warhol vor dem Aufsetzen stets weiß puderte, um ihre Künstlichkeit zu betonen.

Ich werde gleich darauf eingehen, in welcher Weise sich diese Bausteine als Elemente einer gagaschen Konstruktion verstehen lassen, möchte jedoch zuvor einen »Umweg« einschlagen, der uns zu der Arbeit von Andy Warhol führt.

Teil III Andy Warhol

»In the future, everyone will be world-famous for 15 minutes.«



New York 1966,
Junge [unbekannt],
Gerard Malanga,
Ingrid Superstar,
Andy Warhol

Andy Warhol gründete im Jahr 1962 seine legendäre Factory in New York. Die Factory war ein Ort, der für Warhol weit mehr als ein Atelier war. Der Bezug auf den industriellen Produktionsort ist dabei kalkuliert gewählt, auch wenn die Realität der Arbeit in der Factory eher an eine mäßig modernisierte Manufaktur erinnerte. Bemerkenswert ist aus meiner Sicht die Besonderheit der teilweise informellen Zusammenarbeit der verschiedensten Akteure, welche die Factory angezogen hat. Diese Mitarbeiter wurden nicht bewusst gesucht, sondern sie wurden eher durch die offene Wirkung der Factory angesprochen, in der jeder, der vorbeikam, erst einmal willkommen war.



Edie Sedgwick,
Candy Darling,
Nico [Christa Päffgen],
Plakat The Chelsea Girls



In der Factory wurde kollektiv in viele Richtungen experimentiert. So wurden mit fast allen »Neuankömmlingen« *Screentests* durchgeführt, bei denen sich der Proband vor eine Kamera setzen musste und die Gelegenheit bekam, sich selbst darzustellen. Was für den Hollywoodproduzenten ein Mittel darstellt, um potentielles »Hitmaterial« vom »Schrott« zu unterscheiden, das wurde bei Warhol eher in das Gegenteil verkehrt. Hier interessierte vor allem der »Trash«, so auch der Titel eines Filmes von Warhol, das heißt Menschen, die eher nicht in gängige Erfolgsschemen passten wie die junge Edie Sedgwick, die als Kind reicher Eltern das Studium abgebrochen hatte und sich die Zeit mit exzessivem Nachtleben und dem Konsum diverser Drogen vertrieb, oder wie Candy

Darling, die als Transsexuelle weit mehr dem Bild einer Femme Fatale nahe kam, als es eine »echte« Frau vielleicht vermochte. Aus dem bereits bekannten Fotomodell Nico, die mit bürgerlichem Namen Christa Päffgen hieß und aus Köln stammte, wurde die zeitweilige Sängerin der heute legendären Rockband Velvet Underground, deren erstes Album Warhol produziert hat. Alle diese Protagonisten der Factory waren keine Stars, sie waren, in der Sprache Warhols, Superstars.

Mit der Factory hat sich Warhol eine künstlerische Identität geschaffen, man könnte auch sagen, konstruiert, die es ihm erlaubte, an Arbeitsprozessen teilzuhaben, die einem bildenden Künstler, der er in erster Linie war, sonst nicht zugänglich waren. In der Factory wurden Filme gedreht, Bücher geschrieben, Rockshows inszeniert, fotografiert, Partys veranstaltet, Siebdrucke und Fotos bearbeitet und vieles andere mehr. Von 1969 bis 1980 fungierte Warhol als Gründer und Herausgeber der monatlichen Zeitschrift *Interview*, der er bis zu seinem Tode 1985 unterstützend verbunden blieb.

Ich möchte nun auf eine Episode in der Arbeit Warhols eingehen, die ich als eine eher missglückte Konstruktion bezeichnen möchte:

»Am 1. Oktober bekam ich Ärger wegen einiger Collegevorträge, die die Agentur, bei der ich unter Vertrag stand, für mich im Westen gebucht hatte. Ich nahm immer ein paar Superstars mit, wenn ich »Vortragsverpflichtungen« hatte, weil ich zu schüchtern und ängstlich war, um selbst zu sprechen – die Superstars redeten und beantworteten die Fragen des Publikums, und ich saß stumm auf der Bühne, wie eine geheimnisvolle Sphinx. [...]

Eines Abends saß ich im Max's zwischen Paul und Allen. Wir sollten am nächsten Tag in den Westen, um Vorträge zu halten, und ich hatte plötzlich keine Lust mehr, ich hatte viel zu tun. Nachdem ich eine Weile herumgejammert hatte, schlug Allen vor: »Dann fahr eben ich als du.« Der erste Moment nach diesem Satz glich der klassischen Filmszene, wenn alle eine blöde Idee serviert bekommen und nach und nach begreifen, dass sie vielleicht gar nicht so blöd ist. Wir schauten uns an und dachten: Warum nicht? Allen sah so gut aus, dass sie an ihm vielleicht noch mehr Freude hätten.

Er musste nur den Mund halten, wie ich, und Paul das Reden überlassen. Bei



(Alan Midgette als Andy Warhol, Andy Warhol)

Partys und Eröffnungen in New York spielten wir seit Jahren Superstar-wechseldich und machten den Leuten weis, Viva sei Ultra, Edie sei ich, und ich sei Gerard – manchmal verwechselten die Leute von sich aus Tom Baker (I, a Man) mit Joe Spencer (Bike Boy), und wir korrigierten sie erst gar nicht, es machte zu viel Spaß, wenn sie alles durcheinander brachten, für uns war es ein Scherz. Wir trieben also ohnehin solche Antistar-Identitätsspielchen, sie waren nichts Neues.

Am nächsten Tag flogen Paul und Allen – mit Silberspray im Haar – nach Utah, Oregon und weiteren Stationen, um die Vorträge zu halten, und berichteten hinterher, alles sei bestens gelaufen.

Vier Monate später sah jemand von einem der Colleges ein Foto von mir in der *Voice* und verglich es mit dem, das er von Allen auf dem Podium gemacht hatte, und wir mussten das Geld zurückerstatten. Als mich die dortige Zeitung

um eine Stellungnahme bat, konnte ich dazu nur sagen: ›Zu diesem Zeitpunkt schien es eine gute Idee zu sein‹« (Warhol und Hackett 2008, S. 392–4).

Diese gute Idee, die auch auf den zweiten Blick einiges Gutes bietet – Warhol lobt in der Folge noch einmal den Gedanken, wie schön es sei, sich durch jemanden darstellen zu lassen, der jünger und attraktiver sei als man selbst –, kam anscheinend nicht bei allen gut an. Warhol sagt: »Wer will die Wahrheit? Dazu ist das Showbusiness doch da – zu beweisen, dass nicht zählt, was man ist, sondern wofür man dich hält« (ebd., S. 394).

Der Künstler kann sich mit seinen Ideen, anders vielleicht als der Analytiker mit seinen Konstruktionen, Fehler nur bedingt leisten. Der Irrwitz der Warholschen Identitätsspiele war auf Dauer seinem Ruhm sicher eher zu- als abträglich, aber es galt dabei immer eine Grenze zu beachten, um die grundsätzliche Seriosität der Arbeit zu wahren. Als Warhol einmal eines Tages, als ein Art Test, in einem Interview äußerte, eigentlich hätte ja nicht er, sondern seine Mitarbeiterin Brigid Polk die Siebdrucke farbig bearbeitet, da trug ihm dies eine monatelange Kontroverse mit wichtigen Sammlern ein, die um den Wert ihrer Arbeiten fürchteten.

Das entscheidende Merkmal der Konstruktion in der künstlerischen Arbeit liegt für mich darin, dass sie sich nicht auf eine »Vorvergangenheit« richtet, sondern eine Projektion der Zukunft darstellt, die es erst noch zu erfinden gilt. Der Künstler schließt mit seinem Publikum eine Wette ab, oder vielleicht genauer, er tritt in einen Prozess des Wettens ein, in dem er dafür einsteht, dass Publikum immer wieder auf eine überraschende oder zumindest anregende Weise anzusprechen.

Teil IV Superstars

»Ich will, dass du mich als die Rock-Göttin zeigst, die ich in Zukunft sein werde. Ich will, dass du die Lüge zur Realität werden lässt.«



David LaChapelle:
Lady Gaga in
Bubblesuit,
Entwurf House of
Gaga, 2009, nach
Hussein Chalayan,
2007

Kommen wir nun zurück zu Lady Gaga, über deren konstruktive Arbeit ich schon in Ansätzen gesprochen habe. Ich zitiere einen weiteren Auszug aus dem zuvor genannten Interview:

»Ich komme nun mal aus New York, einer Stadt, die mit Stil und Mode hochgradig gesättigt ist. Wir New Yorker sind kopflose Fashion-Nutten. Eitelkeit ist für uns kein Schimpfwort. Wir geben uns glamourös, weil wir glauben, dass Glamour eine Projektion unserer Seele ist. Man könnte sagen: Lady Gaga war schon berühmt, bevor irgendjemand wusste, wer sie ist – schlicht aufgrund der Art und Weise, wie ich mich präsentierte.

Die Projektion wurde Realität?

Genau. Im Zentrum steht die Überzeugung, dass ein bestimmtes Image das Potenzial hat, das Leben zu verändern – wenn man es konsequent nach außen projiziert. Am besten lässt es sich mit dem Titel meines Debütalbums *The Fame* erklären: Das ›The‹ ist sehr wichtig, denn es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen ›Fame‹ und ›The Fame‹. ›Fame‹, also Ruhm, genießt man, wenn jeden Tag in der Klatschpresse über einen berichtet wird, wenn also jeder Mensch weiß, wer man ist. ›The Fame‹ genießt man, wenn einen noch niemand kennt,

aber alle unbedingt wissen wollen, wer man ist. »The Fame« ist also eine Strategie, sich wie ein Star zu präsentieren. Es ist ein kreatives Bewusstsein, eine künstlerische Sensibilität« (Spex 09/10.2009).



Jana Sterbak: Vanitas, Flesh Dress for an Albino Anorectic, 1987, House of Gaga, Bleeding bodysuit, MTV Awards 2009

In dem Wort »the« steckt der Eingang zitierte Begriff Perspektive. Die Geschichte von »fame« kommt dabei scheinbar aus dem Nichts, kann aber doch ohne signifikante Elemente nicht auskommen. Hierzu dienen all die Versatzstücke, die Kostüme wie das Fleischkleid, die Accessoires wie die Brille oder die Ikonografie eines immer gleichen Looks aus Vinyl dress, toupiertem blondem Haar und Sonnenbrille, die es jedem Kind ermöglichen, das Bild von Lady Gaga mit drei Strichen zu zeichnen.

»Ist alles, was Sie tun, ikonisch?

Natürlich. Damit will ich nicht sagen, dass alles, was ich tue, auch automatisch legendär ist. Das kann nur die Geschichte entscheiden. Aber wenn ich ikonisch sage, meine ich damit: Alles bei Lady Gaga ist durchdacht, theoretisiert und designt, um erinnert zu werden.« (ebd.)

Erinnert werden kann nur, was wiederholt werden kann. Legendär wird *Fame* erst dann, wenn der gegenwärtige Ruhm als zukünftig vergessener einstmals wieder entdeckt werden kann. Interessant wird es, wenn die Konstruktion von *Fame* beginnt ein Eigenleben zu entwickeln, das so von der Künstlerin nicht zu intendieren war. Hierzu haben die Performance-Künstlerin Kate Durbin und die Literaturwissenschaftlerin Meghan Vicks, die gemeinsam den Blog *Gaga Stigmata* betreiben, folgendes Beispiel genannt:

»Es geht hier um ein antikes Motiv, das in der Kulturgeschichte auf verschiedene Menschen und Figuren und heutzutage eben auf prominente Frauen projiziert wird: Lady Gaga ist die Göttliche, die wir aus der griechischen Mythologie kennen oder von der Jungfrau Maria aus dem christlichen Glauben. [...] Lady Gaga hingegen weiß, dass angehimmelt und überhört zu werden, Teil ihres Berufsprofils ist. Ihre Rolle als *Mother Monster* begann, nachdem ihre Fans anfangen, sich als *Little Monsters* zu bezeichnen. Die Mutterrolle entstand also aus einem Wechselspiel und verkompliziert das Bild der Mutterschaft, denn Lady Gaga ist von ihren Fans geboren worden, so wie sie diese gebiert« (Spex 07/08.2011, S. 40).

Das aktuelle Album von Lady Gaga trägt entsprechend den Titel *Fame Monster*. Kommen wir zurück zu dem Gedanken, dass die Konstruktion *Fame* in all ihren Aspekten dazu gemacht worden ist, erinnert werden zu können. Das Wiederherstellen der Erinnerung ist das Ziel der Analyse. »Das Gewünschte ist ein zuverlässiges und vollständiges Bild der vergessenen Lebensjahre des Patienten«, schreibt Freud dazu (1937d, S. 44).

Jutta Prasse hat in ihrem Vortrag *Konstruktionen in der Psychoanalyse* darauf hingewiesen, dass dieses »Gewünschte« mit dem Bild der Vollständigkeit auch imaginäre Aspekte bedient: »Das Gewünschte, um dessen Herstellung es sich in der Analyse handelt, [...] ist als Konstruktion so künstlich wie das Schlusstableau der Posse, mit dem Unterschied, dass es kein Schlusstableau ist und dass es keine Moral hat« (Prasse 1990, S. 13).

Ich meine, die Künstler dürfen für ihre Arbeit ebensowohl die gleiche Unabgeschlossenheit in Anspruch nehmen wie auch ein Bild liefern, das nicht unbedingt eine Moral haben muss oder sollte. Das Eigenleben der künstlerischen

Produktion kann und soll andere zu eigener Konstruktionsarbeit oder zumindest zu eigener Arbeit anregen.



Born this way, Duet
Lady Gaga mit Maria
Aragon, Toronto,
04.03.2011

In den letzten Monaten häufen sich auf Youtube Einträge von jungen Talenten, die Songs von Lady Gaga nachspielen. Sie stützen sich dabei auf den Umstand, dass Lady Gaga einige ihrer Songs regelmäßig auch in einer *unplugged version* spielt, das bedeutet in einer nicht verstärkten, bzw. technisch bearbeiteten Fassung am Klavier. Neu im Verhältnis Star zu Fan ist, dass sie jetzt begonnen hat, mit diesen jungen Talenten, wie z.B. der elfjährigen Maria Aragon aus Kanada, Stücke bei ihren Konzerten zu spielen. Dazu findet man auf Youtube, wo die Mitschnitte dieser Auftritte eingestellt werden, auch witzige Einträge von Nutzern wie die Bemerkung, dass der Song besser wäre, wenn Lady Gaga nicht singen würde – der Superstar ist zugleich der Antistar.

Zum Abschluss möchte ich eine Gegenüberstellung von zwei Bildern vornehmen, nämlich die *Sixtinische Madonna* von Raffael und das Bild *Raphael Madonna 6,99 \$* von Andy Warhol. Zu dem Bild von Warhol zitiere ich noch einen Auszug aus dem Interview mit Lady Gaga:

»Vor kurzem habe ich in Paris in einer Ausstellung Andy Warhols letztes Gemälde gesehen, es trägt den Titel *Raphael Madonna, \$6,99*. Es ist Raphaels berühmtes Madonnenbild, auf dem Maria den kleinen Jesus hält, Warhol hat es dupliziert und mit einem Preisschild versehen: \$6,99. Das war sein Kommentar zu Merkantilismus und klassischer Kunst. Danach starb er. Was mich aber noch mehr an dem Bild faszinierte: Warhol verwandte opaleszente Töne –



Raffael, Sixtinische Madonna, 1512/13
Andy Warhol, Raphael Madonna 6,99 \$, 1985

Türkis, Rosa. Meine Farbpalette! Und David LaChapelles Farbpalette! Als ich das sah, fing ich an zu weinen. Ich rannte aus der Ausstellung und rief sofort David LaChapelle an. Ich schrie in mein Blackberry: »David, David – ich sehe dich! Ich sehe dich!«

Wie reagierte er?

Er fragte: »Was redest du da, Gaga?« Ich erklärte ihm, dass ich gerade Warhols letztes Bild gesehen habe und dass es mich genau an seine Bilder erinnere – dass sein kreatives Bewusstsein also auf magische Weise mit dem des späten Warhol synchronisiert sei! David sagte nur: »Interessant, dass du das sagst, Gaga – denn ob du es glaubst oder nicht: Ich war dabei, als Andy dieses Bild malte.« (Spex 07/08.2011)

Die Dynamik der Grundregel. Umgänge mit den Einfällen

SANDRINE AUMERCIER

Die Grundregel lautet, der Patient habe »alles zu sagen, was ihm durch den Kopf gehe, auch wenn es ihm unangenehm sei, auch wenn es ihm unwichtig, nicht dazugehörig oder unsinnig erscheine« (Freud 1909, S.385). Das fand ich immer enorm. Daher mein Thema heute. Es ruft sicher einige paranoide Fantasien hervor. Ein Beweis dafür ist, dass es letztendlich *eine so geringe Anzahl von Leuten gibt*, die sich in die Erfahrung begeben, eine Analyse zu machen. Die Grundregel zu befragen, heißt also auch, die Stelle der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit zu untersuchen: wie sie z.B. von Leuten wahrgenommen wird, die kaum eine Ahnung davon haben. Ich habe immer mit großem Interesse verschiedene Leute spontan gefragt, was sie davon halten, wie sie sich das vorstellen. Es taucht oft auf, dass es irgendwie zu *tief* wäre (wie etwa in dem Ausdruck »Tiefenpsychologie«), und dann irgendwie gefährlich, also fast zu wirksam. Vielleicht unternehmen die Wissenschaftler riesige Forschungen, um zu zeigen, dass es nicht wirkt, während das Volk die Pest unmittelbar spürt? Aber ich habe sogar Analytiker gehört, die es so verstehen: »Alles was Sie sagen, kann gegen Sie verwendet werden«. Was nicht dabei hilft, die paranoide Fantasie zu bearbeiten! Ich möchte es daher anders betonen.

Freud und der Einfall

Havelock Ellis meinte, er habe in der psychoanalytischen Methode eine allerdings poetische Methode von einem Dichter des 19. Jahrhunderts, J. J. Garth Wilkinson, wiedererkannt. Dieser Dichter hatte eine Methode formuliert, die darin bestand, von einem gewählten Thema aus alle Einfälle, die sich mit

LITERATUR

FREUD, SIGMUND (1937d):
Konstruktionen in der Analyse. G.W., Bd. XVI,
Frankfurt am Main (Fischer) 1999, S. 43–56.

PRASSE, JUTTA (1990): Konstruktionen in der
Psychoanalyse, in: Brief der Psychoanalytischen
Assoziation »Die Zeit zum Begreifen«,
Nr. 5, Berlin, S. 5–14.

SPEX, HEFT NR. 322, September/Okttober 2009,
darin: Interview mit Lady Gaga. Die Rock-Göttin,
die ich in Zukunft sein werde
(s.a. <http://www.spex.de/2009/09/07/mode-interview-mit-lady-gaga/>).

SPEX, HEFT NR. 333, Juli/August 2011, darin:
Das klärende Gespräch über Lady Gaga.

WARHOL, ANDY, UND HACKETT, PAT (2008):
POPism. München (Schirmer und Mosel).

diesem assoziierten, ohne kritische Prüfung anzunehmen. Freud unterschrieb mit dem anonymen Kürzel F. eine Antwort auf Havelock Ellis' Bemerkung, in der er von sich selbst in der dritten Person sprach. Er wandte ein, dass viele andere die Idee dieser Technik schon früher gehabt hätten und fügte hinzu: »Ihre systematische Anwendung in der Psychoanalyse wird uns nicht so sehr als Beweis für die künstlerische Artung Freuds erscheinen, wie als Konsequenz seiner nach Art eines Vorurteils festgehaltenen Überzeugung von der durchgängigen Determinierung alles seelischen Geschehens.«¹ (Freud 1919, S. 311). Es handle sich dabei also nicht um jene schon bekannte literarische Technik, sondern um die Entdeckung des intimen Bezugs des Subjekts zu seinen eigenen Einfällen. Dieses freudsche »Vorurteil« können wir vielleicht als etwas Axiomatisches in der Psychoanalyse annehmen. Aber inwiefern?

Freud ersetzt die Behauptung von Havelock Ellis durch eine andere Erinnerung. Er erzählt autobiographisch (aber weiter in der dritten Person), er habe in der Jugend ein Buch mit dem Titel *Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden* gelesen. Dieses Buch von Ludwig Börne (eigentlich Löb Baruch, 1786–1837) war 1823 erschienen. Freud meint, es sei das einzige Buch aus seiner Jugendzeit, das er noch 50 Jahre später besessen habe, und »war besonders erstaunt, in der Anweisung zum Originalschriftsteller einige Gedanken ausgesprochen zu finden, die er selbst immer gehegt und vertreten habe, zum Beispiel: »Eine schimpfliche Feigheit zu denken, hält uns alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt.« (ebd. S. 312).

Es waren nicht nur die Schriftsteller, sondern auch die Psychologen, die sich damals für das Prinzip der Ideenassoziation stark interessierten. Man kann u. a. das 1906 von Jung herausgegebene Buch erwähnen, in dem die Autoren sich der Typologisierung der Antworten zuwandten, mit denen man auf einen Auslöser reagieren kann. Man stellte dabei fest, dass nicht alle Ideenassoziationen die

gleiche Qualität und die gleiche Bedeutsamkeit hatten. Die experimentelle Psychologie machte damals viele solche Experimente, bei denen immer wieder die Grenzen des Assoziationsverfahrens hervorgehoben wurden.² Es ging also bei Freud darum, diese verschiedenen Versuche von dem persönlichen Bezug auf den Einfall zu unterscheiden, der sich als solcher jeder systematischen Induktionstechnik entzieht. Joël Bernat bemerkt bei Freud einen allgegenwärtigen Bezug auf den Einfall, der bis in die Ausarbeitung der Theorie hineinreicht. Sogar die Theorie sollte von selbst »einfallen«. Daher meint Bernat, man könne behaupten, »Freud ist die Psychoanalyse, denn seine Wesensart, sein Bezug auf seine inneren Objekt, und seine ganze Art zu denken sind zur psychoanalytischen Technik selbst geworden« (1996, *Einführung*). Der besondere Umgang Freuds mit seinen eigenen Einfällen, aus dem die Psychoanalyse als Methode entstanden ist, erlaubt uns, die Psychoanalyse gleichzeitig als die extrem spezifische Erfindung einer Subjektivität und als eine objektive Herstellung des Unbewussten zu betrachten. Bernat fügt hinzu, dass die Grundregel »kein Über-Ich-Gesetz sei, sondern eine Regel, die als solche von selbst im Spiel natürlicherweise praktiziert wird. Aber ihre Mitteilung (und nicht ihre Ankündigung) impliziert Übertragung und Unterwerfung, nämlich die Übertragungsneurose.« Ich möchte im Folgenden, nach einem Umweg über die Surrealisten, die Konsequenzen dieser Bemerkungen untersuchen.

¹ Es ist zu bemerken, dass »durchgängige Determinierung« als »déterminisme universel«, also »universeller Determinismus«, ins Französische übersetzt wurde, wodurch sich die Bedeutung verändert hat. Vgl. Freud (1984), S. 255.

² Vgl. dazu Hesnard (1929), S. 175: »Der größte Teil der Assoziationen, vor allem am Anfang und bei den mehr oder weniger zögernden Neuropathien, stammt aus sehr oberflächlichen psychoreflektorischen Akten, deren Vorgänge nicht mit den Wurzeln des seelischen Lebens verbunden sein können: Fehlaufmerksamkeit; Zerstreutheit; Assonanzen; Ähnlichkeit der allgemeinen Figur des Wortes; ergänzende Assoziationen; durchgängiger Verbalismus, der die Teile mit dem Ganzen assoziiert; Gegenteile oder Gegensätze; der Gebrauch oder das Objekt; Standhaftigkeit einer schon ausgedrückten Idee, usw.« So wie Jung einer der ersten Mitarbeiter Freuds war, war Hesnard einer der ersten Verbreiter freudscher Ideen in Frankreich.

Die Surrealisten, das automatische Schreiben und der »objektive Zufall«

André Breton, der Begründer des Surrealismus, hatte den Fund (*trouvaile*) zur Zauberformel der Begegnung mit dem Unbewussten erhoben. Jeder Fund – sei es auf der Straße, sei es die Liebe auf den ersten Blick, sei es das automatische Schreiben, auch die Traumberichte, etc. – wurde als Begegnung mit dem Unbewussten bezeichnet. Je unzensierter und unvorhergesehener der Fund, desto direkter der Bezug zum Unbewussten, so dass das Subjektivste und das Objektivste (in einem approximativen, hegelschen Sinne³) als identisch wahrgenommen werden. Der Surrealismus hatte den »reinen psychischen Automatismus« zum Ziel, und zwar ein kontrollfreies »Denk-Diktat« (Breton 1993 [1924], S. 26) als revolutionäre Lebensart. Das, was der Analytiker zur Quelle der Deutung nimmt, wurde also auf die ganze Realität ausgeweitet, so dass die Realität von Sinn übersättigt schien. Freud selbst aber hatte die Determinierung des *Zufalls* streng von der Determinierung des *Einfalls* unterschieden. Die erste nannte er Aberglaube, aus der zweiten wollte er eine Wissenschaft machen (Freud 1901, S. 286–87). Obwohl es stimmt, dass André Breton vom Okkultismus fasziniert war (er suchte z. B. Wahrsagerinnen auf), kann doch der Surrealismus nicht darauf reduziert werden. Es geht ihm weder um einen rein innerlichen noch um einen rein äußerlichen Prozess, sondern um einen idealen Standort, der beide verbindet.⁴ (Georges Bataille behauptete dagegen, ein solcher Standort existiere gar nicht, das Subjektive und das Objektive seien radikal heterogen, und nannte diesen Gesichtspunkt *Heterologie*. Er betonte dabei auch die Funktion des Rests. Ich denke, beide Positionen behaupten die Beschreibung eines Realen. Aber da dieses Reale grundsätzlich nicht beschreibbar ist, scheint mir dieser Streit ziemlich gegenstandslos. Die Frage, was das

³ Vgl. Robert (1988), S. 63.

⁴ Breton (1993) [1930], S. 55: »Alles lässt uns glauben, dass es einen bestimmten geistigen Standort gibt, von dem aus Leben und Tod, Reales und Imaginäres, Vergangenes und Zukünftiges, Mitteilbares und Nicht-Mitteilbares, Oben und Unten nicht mehr als widersprüchlich empfunden werden. Indessen wird man in den Bemühungen des Surrealismus vergeblich einen anderen Beweggrund suchen als die Hoffnung, eben diesen Standort zu bestimmen.«

Reale ist, bleibt letztlich ohne Antwort. *Diesseits dieses Bezugspunkts* kann man das Fenster darauf verschieden zu beschreiben versuchen. Das Fenster ist aber nicht die Sache selbst.)

Das automatische Schreiben hat zahlreiche Experimente angeregt, war aber nach Bretons eigener Bilanz nicht sehr erfolgreich (Breton 1970 [1933], S. 171): Es habe oft nicht die Ergebnisse produziert, die man sich davon erwartet habe, und sich im Gegenteil oft mit schablonenhaften Zeichnungen vermischt oder in »Bravourstücke« verwandelt (Breton 1993 [1930], S. 78). Breton glaubte jedoch weiter an das Prinzip selbst, auch wenn es oft missbraucht wurde. Das Unheimliche wurde als Kriterium ausgewählt: »Ich insistiere darauf, dass man sich darin nicht irren kann: Es ist genau, als hätte ich mich verloren und würde plötzlich Nachrichten von mir bekommen.« (Breton 1992 [1937], S. 13). Er behauptete auch von Anfang an, dass er mit dem automatischen Schreiben genau das praktiziere, was die Psychoanalyse von dem Kranken erwarte (Breton 1993 [1924], S. 24). Freud seinerseits jedoch stand dem Surrealismus sehr misstrauisch gegenüber. Eine Begegnung zwischen Freud und Breton ist für beide Seiten enttäuschend verlaufen (während es Dali 1938 gelang, Freud gnädiger zu stimmen). Breton beschrieb den Ort und den Mann als besonders bescheiden und unauffällig (Schlesier 2005, S. 194), während Freud später an Breton schrieb: »Ich selbst bin gar nicht im Stande, mir klarzumachen, was Ihr Surréalisme ist und will« (Brief vom 26. Dezember 1932, ebd., S. 207).

In welchem Maße der Surrealismus in der Linie der freudschen Theorie stand, kann uns im Rahmen dieses Aufsatzes nicht eingehender beschäftigen, doch sollen zumindest einige Fragen aufgeworfen werden: Ist man von allem, was einem zufällt, gleichermaßen betroffen? Ist jeder Zufall ein Einfall? Wenn nicht, so stellt sich die Frage, ob die Überdeterminierung des Funds nicht auch der Verdrängung dienen kann. Führt sie nicht letztlich zu einem harmlosen Spiel und dient dadurch einem Widerstand? Wenn er als systematisch unterstellt wird, wird das traumatische Potential des Zufalls gleichsam neutralisiert. Und verhält es sich nicht ebenso mit den Einfällen? Angenommen, jemand könnte alle Einfälle selbst wahrnehmen und etwas davon fruchtbar machen – was man durchaus für möglich halten kann (Lacan war sogar der Meinung, dass der Künstler dem Analytiker vorangeht) –, dann bleibt dabei doch die künstliche

Aktualisierung der Kräfte des Unbewussten, also die Übertragung, ausgespart. Hier ein freudsches Gütezeichen für die Psychoanalyse:

»Die psychoanalytische Theorie ist ein Versuch, zwei Erfahrungen verständlich zu machen (...): die Tatsache der Übertragung und des Widerstandes. Jede Forschungsrichtung, welche diese beiden Tatsachen anerkennt und sie zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit nimmt, darf sich Psychoanalyse heißen, auch wenn sie zu anderen Ergebnissen als den meinigen gelangt.« (Freud 1976 [1914], S. 152)

In Bretons Text *Nadja* bleiben die Begegnung mit dem Sexuellen (die Nacht mit Nadja) und die Begegnung mit dem Wahn (ihre Internierung) unproblematisiert, wenn nicht schlicht vermieden. Der 1928 erschienene Text ist 1964 grundlegend vom Autor überarbeitet worden, so wurde z.B. die Erwähnung der Nacht im Hotel entfernt. Die Liebe wird zwar immer noch hoch gepriesen,⁵ aber ohne dass über ihre Auswirkungen im Realen nachgedacht wird. Die Suche nach dem *Wunderbaren* im Alltag lässt leicht vergessen, wie dramatisch eine Geisteskrankheit und auch eine Beziehung sein kann. (Bataille hat symmetrisch dazu eine Verklärung des Abfalls formuliert.) Sie lässt uns fälschlicherweise glauben, man könne durch Experimentieren näher an die Geisteskrankheit herankommen oder etwas Ähnliches erleben; es ist aber »nicht jeder verrückt, der will«, wie Lacan sagt. Und schon ging Lacan einen Schritt weiter, indem er mit der *Trouvaille* zugleich auf die Dimension des Verlusts hinwies.⁶ Wo André Breton auf

⁵ Die Frauen, die Breton begegneten, mögen einen ganz anderen Gesichtspunkt eingenommen haben! Vgl. Jean (1978), S. 321–323.

⁶ Lacan (1987) [1964], S. 31: »Die *Trouvaille*, die gleichzeitig Lösung ist – nicht unbedingt die vollendete, aber doch, wie unvollständig immer, mit jenem gewissen Etwas, das uns so seltsam berührt – Theodor Reik hat es schön herausgearbeitet – herausgearbeitet, denn Freud lenkte ja bereits vor ihm die Aufmerksamkeit darauf – die *Überraschung* – also das, worin das Subjekt sich übergangen sieht, wo es zu gleicher Zeit mehr aber auch weniger vorfindet, als es erwartete – jedenfalls etwas, das im Verhältnis zur Erwartung unvergleichlich wertvoll ist. Sowie sie auftritt, ist die *Trouvaille* ein Wiederfinden, aber auch immer bereit, sich wieder zu entziehen und so die Dimension des Verlusts zu instaurieren.«

der Erregung der Unmittelbarkeit des Zusammentreffens insistierte, hat die Psychoanalyse die Historisierung und die nachträgliche Wirksamkeit der analytischen Arbeit in den Vordergrund geschoben.

Die Brisanz der Debatten, die der Surrealismus generiert hat, ist aber im Rahmen der Überlegungen zur psychoanalytischen Praxis von großem Interesse. Stellvertretend sei hier noch der Konflikt mit Raymond Queneau erwähnt, der in den sechziger Jahren das Oulipo (Ouvroir de Littérature Potentielle – Werkstatt für potenzielle Literatur) mitbegründete, das sich deutlich gegen die Mystik einer freien Inspiration richtete. Das Oulipo definierte sich vielmehr durch mathematische Sprachspiele mit vorgegebenen Formzwängen. Die Potentialität der Sprache könne durch das Kombinatorische, durch einen selbst auferlegten Zwang, aufgedeckt werden. Die Programmatik des Oulipo richtete sich gegen die romantische Subjektivität und auch gegen den Wunsch nach einer sozialen Wirksamkeit der Literatur und betrachtete den Anspruch der modernen Literatur, sie müsse das Leben verändern, als eine Zwangsvorstellung. Es gab neu-lich im Rahmen der *Freud-Lacan Gesellschaft* einen spannenden Vortrag über Unica Zürn, welche ein Beispiel dafür ist, weil sie sich einerseits mit den Surrealisten beschäftigte, sich aber andererseits selbst mit Leidenschaft dem Formzwang des Anagramms unterstellte. Inwiefern entsprechen solche Formzwänge strukturellen psychischen Zwängen? Ist es das Gleiche, ein Anagramm als literarisches Spiel zu betreiben und als subjektiven Zwang im Kontext eines Leidens?

Missbrauch der Grundregel

Es ist schon mehrmals in der Geschichte der psychoanalytischen Theorie wahrgenommen worden, dass die Grundregel missbraucht werden kann. Ferenczi schrieb 1919 einige einleuchtende Bemerkungen dazu. Bei einigen Patienten kann es vorkommen, »dass sich sein Widerstand gerade dieser Grundregel bemächtigt und den Arzt mit der eigenen Waffe zu schlagen versucht« (Ferenczi 1919, S. 272). Zum Beispiel können Zwangsneurotiker *nur* oberflächlich Sinnloses erzählen, was die analytische Arbeit verunmöglicht. Ein anderer Patient meint, dass ihm »überhaupt nichts einfällt«; ein anderer erhebt umgekehrt den Einwand, dass »ihm zu vieles auf einmal einfällt«. Und wenn man die

Patienten auffordert, sich doch um die Befolgung der Grundregel zu bemühen, meinen sie, sie könnten nichts dafür. Wieder ein anderer Patient führt jeden Satz mit »ich denke daran, dass...« ein, was bedeutet, dass es bereits eine kritische Prüfung zwischen Wahrnehmung und Mitteilung gibt... Übrigens gibt es auch Analysen, die perfekt ablaufen, aber ohne Wirkung bleiben...

Henning Graf von Schlieffen, der Autor eines Aufsatzes zum Thema *Psychoanalyse ohne Grundregel*, hebt auch zahlreiche klinische Schwierigkeiten bezüglich der Grundregel hervor (Graf von Schlieffen 1983), unter anderem:

- (1) die Annahme der Grundregel als Über-Ich-Gebot;
- (2) der Hang, sich nicht für das verantwortlich zu fühlen, was in der Analyse abläuft; Fragen wie »Was hat Sie darauf gebracht? Was fällt Ihnen dazu ein?« erleichtern dem Patienten »an heikle Probleme heranzugehen, ohne sich von ihnen überwältigt zu fühlen«, sie beinhalten aber auch das Angebot, »einen Widerstand zu umgehen, anstatt ihn zu analysieren. Zum zweiten verführen sie dazu, eine passive Haltung einzunehmen. Und drittens schlägt sich der Analytiker implizit auf die Seite der in der verleugneten Handlung enthaltenen regressiven Befriedigungen, statt auch diese einer analytischen Deutung zugänglich zu machen« (ebd., S. 487);
- (3) die Befriedigung des Analytikerbedürfnisses nach freien Einfällen, was zu Analysen führt, die »einen künstlichen, abstrakten Beigeschmack« haben;
- (4) die Überdeckung des Wunsches zu sprechen durch das Sprechen-Sollen.

Die Mitteilung der Grundregel ist also nach diesem Autor von historischer Bedeutung und inzwischen veraltet. Dabei wird aber vielleicht die Tatsache übersehen, dass die zahlreichen oben erwähnten Schwierigkeiten *auch ein Stück des Prozesses sind*. Ich will mich also nicht für oder gegen die Mitteilung der Grundregel äußern, sondern befragen, was sie dynamisch impliziert, sei sie mitgeteilt oder nicht.

Natürlich kann man auch diese Schwierigkeiten psychologisieren, und zwar indem man den Analysanten weiter auffordert, es doch zu versuchen; das Pro-

blem besteht jedoch darin, dass es mit der Struktur des Unbewussten zu tun hat, dass der Andere schon immer in der Rede eingeschlossen bzw. ein konstitutiver Teil davon ist, was unvermeidlich zu einer Art Magnetisierung durch den Diskurs des Anderen führt und verführt. Die Rede macht den Widerstand besonders spürbar, und zwar nicht als Ding, gegen das man zu *kämpfen* hätte, sondern als wahrzunehmende Tatsache der subjektiven Rede selbst. Ein Paradox der Grundregel liegt darin, dass diese »Spontaneität« nicht nur grundsätzlich unerreichbar ist, sondern dass sie gerne in das genaue Gegenteil umschlägt, sobald sie eingefordert wird. Der angebotene Rahmen der Analyse *verhindert* nämlich diese Spontaneität, statt sie zu *fördern*, indem der Analytiker als großer Anderer schon eine Reihe von Schwierigkeiten verkörpert: vermutetes Urteil, vermutetes Genießen, vermutete Erwartung usw. Die Grundregel gebietet also einerseits ein Verfahren, dessen Ausübung sie andererseits besonders schwer macht, als verlange man, sich darum zu bemühen, die Unerreichbarkeit der Grundregel – bzw. des Objekts – zu erleben. Freies Sprechen ist wie freie Natur oder das Urojekt des Triebes – man kann sie suchen, aber man findet sie nie. Um diese Erfahrung zu machen (und zwar nicht als intellektuelle Skepsis, sondern als Erlebnis), müsste man so tun, als ob man daran glaube, dass das Urojekt vorliege und wiederzuentdecken sei oder als ob ein freies Sprechen erreichbar sei. Aber die Erfahrung bleibt unvollkommen, da die Verdrängung ständig aktiv ist.

Wird sie prinzipiell eingesetzt, kann man die Grundregel als permanente und sogar lebenslange Wette betrachten. Die »Freiheit« der »freien Assoziation« gibt es also nie, sondern stattdessen den strengen Zwang der Struktur, die das Spiel erschwert. (In diesem Sinne sagte Lacan: »Man muss getäuscht sein«, das heißt, man soll die Struktur herrschen lassen.) Jemand, der in der Kur oft zu sagen versucht, worüber er »schon nachgedacht hat«, sagt plötzlich nach einigen Sitzungen, schon vor der Tür stehend und kurz davor, sich zu verabschieden, dass er »sich falsch fühle« und »nicht mehr daran glaube, wenn er wiederholt, was er vorbereitet hat«. Diese Wahrnehmung und deren plötzliche Mitteilung ist schon analytisch. Veränderungen in dem Modus des Sprechens sind Zeichen einer subjektiven Entwicklung in der Analyse: Da sind verschiedene Redensarten und Register zu erfahren. Lacan meinte sogar, die Definition der Kur bestehe durch »die Aufhebung der Stummheit« in das Sprechen selbst [Lacan, 1973].

Die Grundregel ist nicht nur wesentlich widersprüchlich, sondern auch von einem anderen mitgeteilt oder zugestanden, z.B. von dem Analytiker am Anfang der Kur, oder von der Psychoanalyse selbst als verbreiteter freudscher Methode, oder von dem Analysanten, der sich mehr oder weniger mit der Grundregel identifiziert und ihr wie ein Kind gehorchen oder sie verweigern oder umgehen will... Man kann der Grundregel auch mit einer Stopfrede ausweichen. Marie Cardinal schrieb einen bekannten Bericht über ihre Analyse, in dem sie erzählt, dass, als sie sich in der zweiten Sitzung wieder über ihre Blutungen und ihren schlechten Zustand beklagte, der Analytiker »sanft und ruhig« antwortete: »Das sind psychosomatische Störungen, das interessiert mich nicht. Reden Sie mal von etwas anderem« (Cardinal 1975, S. 35). Nachdem sie geschluckt hatte, dass der Analytiker ihr eigentlich sagte, »ihr Blut interessiert mich nicht«, hörten die jahrelangen Begleitsymptome der Blutungen auf und fing die Analyse an. Hier kann vielleicht die Forderung »Reden Sie mal von etwas anderem« als besondere – und wirksame – Mitteilung der Grundregel verstanden werden, und zwar von der Stelle des Analytikers oder von der Einstellung seines Begehrens (»das interessiert mich nicht«) her. Jean Clavreul behauptet, die Grundregel sei so zu verstehen, dass *der Analytiker sich verpflichtet, bis zum Schluss zuzuhören*; er meint auch, dieses Verständnis der Grundregel sei viel gewagter als umgekehrt (Clavreul 2007, S. 227). Zumindest übernimmt da derjenige die Grundregel, der sie ausspricht. Verfügbarkeit des Zuhörens muss aber kein Einverständnis sein. Das Wirkende der Psychoanalyse besteht darin, dass der Analytiker die Grundregel verkörpert: Für ihn sollte kein Einfall inakzeptabel sein. Die Ausübung des Sprechens führt zu der Aufdeckung dieses Phantasmas, ein Alles-Sagen zu vollenden – was nicht klappt – oder ein Alles-Sagen zu müssen – was eher mit einer Beichte zu tun hätte (das ist die Kritik von Michel Foucault an der Psychoanalyse). Die Rede ist kein verschlossener Inhalt, den man erschöpfend in das Ohr des Analytikers zu schütten hätte, um sich zu befreien (so etwa wie ein allgemeiner Glaube, »Sprechen tut gut«, also »je mehr sprechen, desto besser«, oder wie jemand, der mir sagte, »mein Analytiker ist mein Mülleimer, ich werfe alles hinein, was mir weh tut«). Die »Feigheit zu denken« auf die Probe des großen Anderen zu stellen, heißt, einen Akt riskieren.

Einfall in der Kur, Einfall außerhalb der Kur

Man hat mich auf die militärische Bedeutung des Einfalls hingewiesen, was mit dem Trauma und mit dem Akt zu tun hat. Eine Analyse ist kein glattes Spiel. Wie geht es im Alltagsleben, also um die Sitzung herum, vor der Kur, neben der Kur, nach der Kur oder sogar ohne Kur? Kann die Analyse eine Veränderung des Umgangs mit den Einfällen produzieren? Wird sie umgangen oder bestritten, führt die Grundregel dazu, dass man eine andere Wahrnehmung vom eigenen seelischen Leben bekommt: Subjekt ist Spaltung. Jeder hat schon die Erfahrung gemacht, dass eine Idee in der Sitzung blitzartig vorüberging und erst nachträglich angenommen wurde. Dann stellt sich die Frage: Warum? Oder dass etwas Ungesagtes oder Unsagbares oder Unannehmbares geträumt oder agiert wurde... *Diese Verschiebung ist kein Verstoß gegen eine Regel, es ist die Dynamik der Grundregel selbst.* Das Nicht-Gesagte wäre nach dieser Auffassung genauso gültig und wirksam wie das effektiv Gesagte. Was an der Grundregel empörend ist, sagt etwas darüber aus, was zwischen den Zeilen spürbar ist: Symptome und Einfälle bedürfen keiner Analyse; aber diese macht fassbar, wie man damit umgeht (und nicht, wie man damit umgehen sollte). Man kann daher behaupten, die Grundregel verfolge den Menschen – unabhängig davon, ob er sie befolgen will oder nicht –, insofern immer etwas geschieht oder einfällt, das danach drängt, in sein eigenes Recht gesetzt zu werden. Auch wenn man nichts davon wissen will. Deswegen wird die Grundregel, wie in meinem eingangs erwähnten Zitat, »als solche von selbst im Spiel natürlicherweise praktiziert«. Sie ist nicht das, dem man sich in der Analyse zu unterwerfen hat, sondern der Stoff der Übertragung selbst. Und wenn man behaupten kann, *Freud ist die Psychoanalyse*, im dem Sinne, dass er durch seinen Umgang mit dem Unbewussten das psychoanalytische Werkzeug erfunden hat, dann ist man vielleicht Freudianer, wenn man den eigenen Umgang mit dem Unbewussten untersucht und *neues Werkzeug für dieses Spiel erfindet*. Diese Übung, Analysant zu sein, wird von dem Widerstand und von der Übertragung gestört, wodurch die Wette entsteht, neue Mittel, neue Werkzeuge zu erfinden. Diese Störung aufzugreifen kann ein Ziel der Analyse sein, um die dementsprechende Problematik tatsächlich erfahrbar zu machen.

Man könnte denken, dass das *Objekt a* eigentlich das *Objekt Lacan* sei (er sagte, es sei seine einzige Erfindung – was nicht stimmt), insofern Lacan erst damit die eigene Position formuliert hat, die Stelle, an die er sich begeben hat, und *wie er selber mit den Dingen umging*, – was ist hier nicht psychologisch gemeint ist, sondern als Werk eines Begehrens (1976 nannte Lacan es »dieses Stück Reale, von dem ich gerne ein anderes finden möchte, um Ihnen davon zu reden«). Die narzisstische Infrastruktur ist unvermeidlich, aber gewohnheitsmäßig, überraschungslos: Der Einfall, als das Moment eines subjektiven Bruchs, überspringt gelegentlich die narzisstischen Spiele. Auch neben den ritualisierten Sitzungen passiert manchmal etwas Auffallendes, das man ebenso als Störung wie als Ereignis empfinden kann. Die Analyse ist ein Laboratorium, das eine neue Wahrnehmung des seelischen Lebens ermöglicht, zu der schweigen, zögern, versagen, sich täuschen, auch agieren und eine neue Symptomatik entwickeln, also alle Register, dazugehören.

LITERATUR

- BERNAT, JOËL, (1996):
Le processus et la théorie freudienne. Paris (L'Harmattan).
- BRETON, ANDRÉ, (1993) [1924]:
Erstes Manifest des Surrealismus, in:
Die Manifeste des Surrealismus. Hamburg (Rowohlt).
- BRETON, ANDRÉ, (1993) [1930]:
Zweites Manifest des Surrealismus, in:
Die Manifeste des Surrealismus. Hamburg (Rowohlt).
- BRETON, ANDRÉ, (1970) [1933]:
Le message automatique, in: Point du jour. Paris (Gallimard).
- BRETON, ANDRÉ, (1992) [1937]:
L'amour fou. Paris (Gallimard).
- BRETON, ANDRÉ (1964):
Nadja. Paris (Gallimard).
- CARDINAL, MARIE, (1975):
Les mots pour le dire. Paris (Grasset).
- CLAVREUL, JEAN (2007):
La règle fondamentale n'est pas la loi, in:
L'homme qui marche sous la pluie. Paris (Odile Jacob).
- FERENCZI, SÁNDOR (1919):
Zur psychoanalytischen Technik, in:
Schriften zur Psychoanalyse, hg. Helmuth Dahmer.
Gießen (Psychosozial-Verlag) 2005.
- FREUD, SIGMUND, (1901):
Zur Psychopathologie des Alltagslebens.
G.W., Bd. 4, Frankfurt am Main (Fischer) 1999.
- FREUD, SIGMUND (1909):
Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose.
G.W., Bd. 7, Frankfurt am Main (Fischer) 1999
- FREUD, SIGMUND (1914):
Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung.
G.W., Bd. 10, Frankfurt am Main (Fischer) 1976.

FREUD, SIGMUND (1919):
Zur Vorgeschichte der analytischen Technik.
G.W., Bd. 12, Frankfurt am Main (Fischer) 1986.

FREUD, SIGMUND (1984):
Sur la préhistoire de la technique psychanalytique, in:
Résultats, idées, problèmes, Tome I. Paris (PUF).

GRAF VON SCHLIEFFEN, HENNING (1983):
Psychoanalyse ohne Grundregel, in: Psyche 6, 37. Jahrgang.
Stuttgart (Klett-Cotta).

HESNARD, REGIS (1929):
La psychoanalyse des névroses et des psychoses.
Ses applications médicales et extramédicales. Paris (Alcan).

JEAN, MARCEL (1978):
Souvenirs de Susanne Musard,
in: Autobiographie du surréalisme. Paris, (Seuil).

JUNG, CARL GUSTAV (1906):
Diagnostische Assoziationsstudien.
Beiträge zur experimentellen Psychopathologie, Bd. 1.
Leipzig (Barth).

LACAN, JACQUES (1987):
Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse.
Das Seminar Buch XI. Berlin (Quadrige) [1964].

LACAN, JACQUES (1976):
Clôture du neuvième congrès de l'École freudienne de Paris,
in: Lettres de l'École freudienne, n° 19.

ROBERT, BERNARD-PAUL (1988): Antécédents du surréalisme.
Ottawa (Presses de l'université d'Ottawa).

SCHLESIER, RENATE (2005):
Drei Visiten, in: Freiburger literaturpsychologische Gespräche,
Bd. 24, Kulturtheorie. Hg. von Ortrud Gutjahr.
Würzburg (Königshausen & Neumann).

Wissen, Wahrheit und Wirkung

BERNHARD SCHWAIGER

Die Begriffe *Wissen*, *Wahrheit* und *Wirkung* werden im weiten Feld der Psychotherapien meist in folgendem, stereotypen Zusammenhang definiert: Die Wahrheit des Subjekts wird mit der Diagnose gleichgesetzt, dann kommt ein auf die Diagnose bezogenes therapeutisches Wissen bzw. Verfahren zum Einsatz, dessen Wirkung schließlich evaluiert wird. Um diesen Zusammenhang wissenschaftlich zu untermauern, kommen dann statistische Mittel der Evaluierung zum Einsatz, die den Einzelfall mit Normen vergleichen. Grundlage einer solchen Vorgehensweise ist der Moment der Diagnose, der das reale Symptom in ein formales symbolisches Raster (wie DSM oder ICD-10) einfügt: Es handelt sich dabei um einen Wahrheits-Akt ohne Subjekt.

Wissen, Wahrheit und Wirkung sind aber auch zentrale Begriffe der Psychoanalyse. Freud schreibt in *Bemerkungen über die Übertragungsliebe*: »Da man vom Patienten strengste Wahrhaftigkeit fordert, setzt man seine ganze Autorität aufs Spiel, wenn man sich selbst von ihm bei einer Abweichung von der Wahrheit ertappen lässt« (Freud 1915a, S. 312). Die Wahrheit ist hier nichts Vorgegebenes, sondern entsteht erst in der Übertragungssituation; das Wissen (die Autorität) ist dabei von der Wahrheit oder Wahrhaftigkeit der Übertragungssituation abhängig. Hinzu kommt, dass Freud eben die Übertragung als »stärkste Triebfeder« (Freud 1916–1917a, S. 460), aber auch größten Widerstand der Analyse beschreibt, was schon darauf hinweist, dass diese Wahrheit keinen Absolutheitsanspruch gleich einer Offenbarung haben kann, sondern vielmehr ein subjektives Moment beschreibt: eine Bewegung, die in der analytischen Kur etwas enthüllt und aufscheinen lässt.

Lacans vier Diskurse nehmen diese Bewegung bekanntlich auf: Die Wahrheit hat einen festen Platz, das Wissen (S2) wechselt je nach Diskurs den Platz. Im Diskurs des Analytikers befindet sich das Wissen auf dem Platz der Wahrheit. Aber für Lacan handelt es sich um *ein Wissen, das sich nicht weiß / un savoir qui ne se sait pas* – im Unterschied zur *Erkenntnis / connaissance*. Das Wissen auf dem Platz der Wahrheit ist also keine Offenbarung, sondern ein Moment der Entbergung (*a-letheia*). Dieses Moment der Wahrheit hat Wirkungen. Ich möchte hier unter anderem zu zeigen versuchen, dass diese Wirkung in den lacanschen Diskursmathemen mit dem Platz der Produktion artikuliert werden kann. Die Plätze der Wahrheit und der Produktion sind also feste Positionen in den Diskursmathemen – das Wissen hingegen zirkuliert (Lacan 1991).

der Agent	der andere
die Wahrheit	die Produktion

Ich will nun versuchen, anhand einer Fall-Vignette und der Diskursmatheme einen Zusammenhang zwischen *Wissen, Wahrheit* und *Wirkung* zu formulieren – einen Zusammenhang, der vielleicht zeigt, wie sich die Analyse von anderen therapeutischen Behandlungen unterscheidet. Diese Vignette ist hier natürlich sehr gerafft.

Ein damals 19jähriger Jugendlicher, den ich hier P. nenne, verbüßt wegen mannigfaltigen Körperverletzungs- und Eigentumsdelikten eine Haftstrafe von zwei Jahren. Die Aufnahme- und Diagnoseabteilung der Anstalt erklärt mir, dass er bereit sei, mit mir Gespräche zu führen, und dass eine therapeutische Behandlung unbedingt notwendig sei. Er habe mehrere stationäre Drogentherapien abgebrochen und seine Prognose sei sehr schlecht. Er wird mir als *unberechenbar* vorgestellt. Es liegt ein psychologisches Gutachten vor, das ihn – obwohl er zum Zeitpunkt der Begutachtung erst 18 Jahre alt war – als *dissozial* diagnostiziert: »Dieser Persönlichkeitsstörung liegen die Bindungsunfähigkeit und mangelnde Empathie gegenüber dem Mitmenschen zu Grunde.« Hinzu komme ein Abhängigkeitssyndrom bei multiplem Substanzmissbrauch. Ich solle mich aber in den Gesprächen mit ihm in Acht nehmen, da er wohl unbe-

rechenbar sei und aggressiv-impulsive Handlungen nicht ausgeschlossen werden könnten; vor allem wenn man auf seine Familie zu sprechen komme.

Ich bin also – noch vor jedem Sprechen mit P. – mit einem Wissen über ihn konfrontiert. Vor allem den Ergebnissen des Gutachtens. Ich setze hier den *Expertendiskurs* dem *Diskurs des Herren* gleich, da das Gutachten vom juristischen Gesetz eingefordert bzw. in Auftrag gegeben wurde (also nicht von der Wissenschaft). Es beruht auf der hegelianischen »Herr-Sklave« Dialektik: Der Sklave liefert das Wissen, das den Herren in seiner Position bestätigt, aber gleichzeitig davon abhängig macht. Der Gutachter in der Position des *agent* richtet sich kraft seiner Autorität *S1* mit seinem Wissen an die Institution (*S1* → *S2*). Dieser Diskurs des Meisters etabliert per Gutachten ein soziales Band: Der Signifikant *S1 dissozial* auf der Position des Agenten richtet sich an ein Wissen (auf dem Platz des anderen), das seine Wirkungen sehr wohl produziert: die Objekte *a* – oder um es konkret zu formulieren: die antizipierte Angst, P.'s Blick und seiner Stimme ausgesetzt zu sein, und die Angst der Gesellschaft vor Dissozialität, das heißt dem Zerreißen des sozialen Bandes, wenn die Forderungen, die an sie gestellt werden, zu große Ausmaße annehmen – man denke hier an die überdimensionale und antisoziale *Mutterbrust* bei Woody Allen und die Verachtung der Gesellschaft, wenn das antisoziale Subjekt ihr die Gegenleistung verweigert, ihr trotzt, nicht bereit ist, sich zu kontrollieren, und sie ganz einfach für *Scheiße* hält (das Objekt *Kot*).

$$\begin{array}{c} M \\ \frac{S1 \rightarrow S2}{\mathcal{S} \quad a} \end{array}$$

Als ich ihn das erste Mal spreche, ist er mürrisch, obwohl er von sich aus einen Antrag gestellt hat, um regelmäßige Sitzungen zu haben. Darauf weise ich ihn auch hin. Er erwidert: »Ist schon gut, ich möchte schon mit Ihnen reden.« Kaum hat er Platz genommen, weist er mich darauf hin, dass ich ihn aber keinesfalls über seine Familie ausfragen solle, da würde er wütend werden und er könne sich dann auch nicht mehr beherrschen. Ich erwidere, dass es auch nicht um ein Ausfragen gehe, da fängt er auch schon an, über seine Familie zu spre-

chen: Es kommen nun Geschichten von erlittener Gewalt und vor allem die Ablehnung, die er schon von Kind an durch seine Mutter erfahren hat. Sie habe ihn nie gewollt und immer zurückgewiesen. Das Schlimmste aber sei, dass sie dies auch dem Gutachter erzählt habe. Sein Anwalt habe ihm eine Kopie des Gutachtens gegeben und dort stehe es nun schwarz auf weiß, dass seine Mutter gesagt habe, dass es ihn eigentlich gar nicht geben dürfe.

Nach diesem bewegten ersten Gespräch finden dann regelmäßige Sitzungen statt. Er berichtet über abgebrochene Therapien, Drogenerfahrungen und Gewalt; der Hass auf seine Mutter kommt dabei regelmäßig zur Sprache. Er schmiedet auch Zukunftspläne nach der Entlassung, über die er mit mir sprechen will. Außerdem erzählt er mir von seinen Musikprojekten als DJ – er habe sich in seiner Heimatstadt schon einen Namen gemacht. Seine Leidenschaft sind Techno-Partys, bei denen er die Musik auflegt. Nach ca. drei Monaten sagt er mir: »Die Gespräche mit Ihnen fetzen, ich hab' ja schon mit vielen Psychologen und Therapeuten gesprochen, aber mit Ihnen ist das anders, da kann man wirklich über alles reden, die anderen habe ich alle auflaufen lassen, weil sie gar nicht wissen wollten, wie's mir geht.«

Diese Form der Idealisierung, die Effekt der Übertragung ist – Motor und Widerstand, wie Freud betont –, hysterisiert. Der *Diskurs der Hysterie*, in dem sich das gesplante Subjekt an einen Meister richtet, produziert ein Wissen, das Lebensgeschichte *re-konstruiert* und Wünsche formuliert. Das Jubilieren als Folge, dass dieses Wissen endlich einen Adressaten gefunden hat, erzeugt die Wirkung, die ein Weitersprechen ermöglicht.

$$\begin{array}{c} \text{H} \\ \frac{\mathcal{S} \rightarrow S1}{a \quad S2} \end{array}$$

Nun spricht er über seinen Drogenkonsum, Horrortrips, Straftaten und den Hass auf seine Mutter. Es stellen sich für ihn Zusammenhänge her, über die wir sprechen: also *Konstruktionen* (in der Analyse). Nach ca. einem ¾ Jahr stellt sich die Frage nach dem weiteren Vollzugsverlauf. Er spricht über seine Wün-

sche nach der Haftentlassung, über Ausbildung und seine Musikprojekte. Er hat in der Haft den qualifizierten Hauptschulabschluss erfolgreich absolviert und würde in Freiheit gerne eine Ausbildung zum Bühnentechniker angehen. Er strebt nun Lockerungen und eine vorzeitige Entlassung an, was ihn zu Beginn seiner Haftzeit überhaupt nicht interessierte. Er konnte sich auf die Forderung von Seiten des Vollzugs, sich nach der Entlassung einer ambulanten Drogentherapie zu unterziehen, einlassen. Es stellt sich nun die Frage, wer für ihn die Lockerungsstellungnahme schreibt. Die Vollzugsleitung gibt mir die Möglichkeit, diese anzufertigen, u.a. auch weil ich argumentiere, dass diese Lockerung auch Teil der Behandlung sei und ich die ersten Begleitlockerungen mit ihm zusammen durchführen werde. Die Lockerungen werden schließlich genehmigt.

Im *Diskurs der Universität* agiert das Wissen: Die Fragen nach dem Stand der *Straftataufarbeitung* – also den Konstruktionen der Zusammenhänge von Biographie, Delinquenz und Nachreifung. Dieses Wissen *S2* richtet sich im konkreten Fall der Lockerungsstellungnahme nun an die eingangs erwähnten Objekte: die *Wissenseinheiten* (die universitären *unités de valeurs*, wie Lacan sie nennt): Stimme, Blick, Brust, Kot – kurzum die Frage, ob P. reif genug ist, um diesen (gesellschaftlichen) Forderungen zu genügen. In dieser Stellungnahme argumentiere ich unter anderem, dass die Diagnose der *dissozialen Persönlichkeitsstörung* verfrüht gestellt wurde: einmal aufgrund seines jugendlichen Alters, aber auch aufgrund der veränderbaren, d.h. entwicklungsfähigen Persönlichkeitsfaktoren. Er darf also als gesplantes (*geloockertes*) Subjekt, das auf einen Teil seines Genießens verzichtet, bedingt in Freiheit.

$$\begin{array}{c} \text{U} \\ \frac{S2 \rightarrow a}{S1 \quad \mathcal{S}} \end{array}$$

Nachdem ich mit ihm Begleitausgänge durchgeführt habe, bekommt er schließlich Begleitlockerungen mit einem Bediensteten der Anstalt. Diese Ausgänge dienen nun dazu, sich in seiner Heimatstadt um Arbeit und Wohnung zu kümmern. In den Sitzungen berichtet er mir, dass alles so laufe, wie er es sich wünsche. Am meisten freue er sich aber darauf, endlich wieder Musik machen und

Techno-Festivals besuchen zu können. Der Termin zur geplanten vorzeitigen Entlassung ist in ca. zwei Monaten. Kurz bevor ein größeres Festival in der Gegend stattfindet, kommt er von einem Ausgang nicht zurück. Es wird – wie immer bei sogenannten *Nichtrückkehrern aus Lockerungen* – eine polizeiliche Fahndung ausgelöst. Ich gehe ein paar Tage später in Urlaub, als ich einen Monat später zurückkehre, lese ich, dass er ungefähr eineinhalb Wochen nach seiner Nichtrückkehr festgenommen wurde und nun wieder hier in der Anstalt ist. Als wir wieder sprechen, ist es ihm peinlich: »Ich habe Sie da wohl sehr enttäuscht, aber meine Musik und das Festival, ich konnte da nicht widerstehen. Aber ich habe keine neuen Straftaten begangen, nur gefeiert.« Er spricht nun in den folgenden Sitzungen davon, wie er diese eineinhalb Wochen in Freiheit exzessiv verbracht hat – zuerst begeistert, dann in einer Sitzung klagt er plötzlich, dass ihm das eigentlich zu viel sei. Er werde immer überall eingeladen, komme gar nicht zum Schlafen oder zur Ruhe; er könne sich nun gar nicht mehr vorstellen, wie das draußen gehen solle, mit seiner Familie (also hauptsächlich mit seinem Vater) habe er es sich ja nun völlig verscherzt. Ich erwähne, dass seine Freunde, mit denen er draußen gefeiert habe und auf dem Festival gewesen sei, wohl auch eine Art Familie für ihn seien. »Ja, Mann«, erwidert er brüsk, »das ist meine eigentliche Familie, die halten zu mir.« »Aber es ist ihnen auch zu viel geworden, da Sie keinen Platz außerhalb haben?« frage ich. Er ist erstaunt und überlegt. Er artikuliert nun den Wunsch, dass er einen Platz für sich brauche, den keiner kennt, der ihm Rückzug ermöglicht. Ich überlege: »Also eine Art Wohnung, die keiner kennt«, und führe aus, dass das ja ein wenig wie hier in der Haft sei, ein Platz, zu dem keiner Zutritt hat. Er lacht ironisch, aber der Wunsch nach einem Platz für sich, außerhalb von *Familien* bleibt präsent.

Nach dem vermeintlichen Scheitern der Lockerung wurde nun ein Moment möglich, das sich hier vielleicht mit dem *Analytischen Diskurs* formalisieren lässt. Das Wissen *S2* auf dem Platz der Wahrheit artikuliert die Grenzen des Genießens; die Objekte *a* auf dem Platz des *agent*: die Blicke und Stimmen (zu der auch die Musik gehört), die Versorgung mit Alkohol und Drogen (Brust) und die damit einhergehenden Forderungen, sich nicht zurückzuziehen, sondern mitzumachen (*Scheiße bauen* im Jargon); diese Objekte als Ursachen des Begehrens richten sich an ein gespaltenes Subjekt (in dem Falle mich, als demjenigen, der durch ihn enttäuscht wurde) und produzieren als *dechet*, als Abfall den

Herrensignifikanten *S1 Familie*. Das Begehren nach einem Platz außerhalb dieses Signifikanten kann sich formulieren. Das Sprechen in den Sitzungen bekam von da an eine Dimension: Es ging um die Frage nach seinem Platz nach der Entlassung.

$$\begin{array}{c} A \\ \frac{a \rightarrow \mathcal{S}}{S2 \quad S1} \end{array}$$

Die Darstellung der Diskurswechsel, die ich hier vorgenommen habe, ist natürlich etwas konstruiert und schematisch. Es gibt keine Etappen, die überwunden werden müssen, um sich schließlich im analytischen Diskurs aufzulösen. Solche Diskurswechsel finden auch immer innerhalb einer Sitzung statt. Ich möchte hier herausarbeiten, dass die Besonderheit der psychoanalytischen Wahrheitsuche bzw. die Besonderheit des analytischen Wahrheitsdispositivs darin liegt, dass die Psychoanalyse darum weiß, dass der Platz und damit die Funktion des Wissens innerhalb der Sprachstruktur mobil ist. Es geht also nie um ein kumulatives Wissen, das ständig zunimmt und sich dadurch immer mehr einer Wahrheit annähert – was dann einer *Erkenntnis* gleichkäme –, sondern um einen ständigen Wechsel. Das Wissen befindet sich immer nur für einen Moment auf dem Platz der Wahrheit, aber dieser Moment entbirgt etwas, was die Position des Subjekts in Bezug auf die Signifikantenkette $S1 \rightarrow S2$ verändert: was man als einen analytischen Akt bezeichnen kann.

Die Psychoanalyse ist kein Erkenntnisprojekt und keine Weltanschauung. Freud betonte das Junktim von Forschen und Heilen, die eingangs zitierte Wahrfähigkeit und das Paradox der Übertragung als Motor und Widerstand:

»In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein Junktim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohlthätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt.« (Freud, 1927a, S. 293–294)

Der psychoanalytische Diskurs entwirft sich also in einem Spannungsfeld, das

nicht aufgelöst werden kann: *Forschen* als Wissen (S2), das zirkuliert, *Heilung* als Wirkung bzw. Produktion, *Wahrhaftigkeit* und Übertragung als *Motor (agent)* und *Widerstand (l'autre)*. Jeder Versuch, die Struktur des Diskurses zugunsten einer absehbaren, kontrollierbaren und damit evaluierbaren Wirkung zu verändern, schreibt den Platz des Wissens fest. Vielleicht wollte Lacan dieses gesellschaftliche Phantasma, das Subjekt und Wissen im Namen der Wissenschaft und der Produktion in einen direkten und dauerhaften Bezug setzt, mit seiner Fantasie über den *Kapitalistischen Diskurs*¹ darstellen. Ich nenne den Kapitalistischen Diskurs hier eine Phantasie, da die Festschreibung eines Diskurses, in dem das Wissen nicht mehr auf den verschiedenen Plätzen zirkulieren kann, in der Realität vermutlich sehr schnell am Unbehagen in der Kultur scheitern würde: Was passiert, wenn die imaginären Schuldgefühle der Subjekte mit dem Wissen um reale Schulden gleichgesetzt werden, erleben wir ja aktuell. Man verabschiedet sich sehr schnell von demokratisch gewählten Politikern und ruft nach Experten – also Herren, die die Situation meistern sollen. Der Versuch einer dauerhaften Festschreibung eines Wissens des Subjekts um seine Schuld wird schnell unerträglich; die dauerhafte Produktion von Konsumgütern (a) wirkt dann nicht als Freispruch. Aber vielleicht kann ja auch der Kapitalistische Diskurs als ein Moment im Wechsel der Diskurse gelesen bzw. aufgefasst werden: wenn nämlich eine subjektive Schuld objektiv beglichen wird, z.B. beim Bezahlen einer Sitzung. Es löst sich dabei etwas auf und ermöglicht einen Wiedereintritt in die Diskurse bei der nächsten Sitzung.

Andererseits ist der Wunsch nach einem dauerhaften, stabilen psychoanalytischen Diskurs wohl ebenso ein Phantasma: *Wissen* und *Wahrheit* wären dann in der analytischen Situation ständig kongruent, ein Offenbarungsquell, eine Produktionsstätte von Meistersignifikanten, die so ähnlich wie in der Romantik funktionieren würden: »Dann fliegt vor einem geheimen Wort das ganze verkehrte Wesen fort« (Eichendorff). Von diesem Wissen könnte man dann nichts mehr mitteilen, da jedes nachträgliche Sprechen über die Analyse, so wie z.B. meine Fallvignette, ja unweigerlich dem universitären Diskurs angehört.

¹ Siehe den Vortrag von Jacques Lacan an der Universität Mailand am 12. Mai 1972 (Lacan 1972).

Mit dem festgeschriebenen Platz der Wahrheit und der Zirkularität des Wissens in der lacanschen Diskurstheorie hingegen eröffnet sich ein Forschungsfeld, das wie Freuds Jungtim zwar seine Wirkungen haben kann, das Weiterfragen und Weitersprechen aber nicht verhindert. Das Postulat eines *Wissens, das sich nicht weiß / un savoir qui ne se sait pas* wird nur aus einer Verknennung heraus möglich und nicht aufgrund einer stereotypen, sich stets wiederholenden Anwendung.

Aber auch der Platz der Wahrheit in der Psychoanalyse, zu dem sich das Wissen positioniert, ist bei Lacan weder transzendental noch formal definiert. Diese Wahrheit entsteht nur im Sprechen. So formuliert Lacan in *Die Wissenschaft und die Wahrheit* (Lacan 1966/1991 [*La science et la vérité*]) vier Ursachen der Wahrheit. Lacan greift dabei die aristotelische Unterscheidung von Form und Inhalt auf:

- In der Magie ist Wahrheit Ursache als *causa efficiens* (Wirkursache). Die Sprache bzw. das Sprechen wirkt direkt z.B. in Form einer Beschwörung. Man könnte hier an Methoden wie Suggestion und Hypnose denken.
- In der Religion (wie in der Zwangsneurose) ist Gott bzw. der Herr/Meister Ursache der Wahrheit. Das Schuldgefühl ist eine Wirkung der Wahrheit und es besteht ein Misstrauen dem Wissen gegenüber: Die *causa finalis* (Zweckursache) bringt ein eschatologisches Denken hervor. Man könnte hier an Bestrebungen bzw. Richtungen in der Psychoanalyse denken, die vom Forschen oder von der Mitteilung von Falldarstellungen nichts mehr wissen will – einer Psychoanalyse, die ihr eigener (Heils-)Zweck wäre.
- Die Wissenschaft will von der Wahrheit als Ursache nichts wissen – diese wird verworfen: Die *causa formalis* (Formursache) produziert Wissen, das sich einer Überprüfbarkeit und Evaluation unterziehen muss, um eine formale Allgemeingültigkeit zu erlangen. Man könnte hier an kognitive Trainingsprogramme denken.
- In der Psychoanalyse hingegen wirkt die Materialität des Signifikanten: die *causa materialis* (Materialursache). »Dies macht ihre Originalität in der Wissenschaft aus« (ebd., S. 254). Die Psychoanalyse hat ihre Wahrheit in der Materialität der Sprache – dem Materialismus des Sprechens. Genau dieses Sprechen ist es, was jedes Subjekt unverwechselbar macht. Die *ousia*, das

Wesen – so Aristoteles –, ist nie etwas Allgemeines. Ich denke, aus dieser Einzigartigkeit des Subjekts ergibt sich das freudsche Junktim.

Ich möchte nun abschließend noch einmal kurz auf den Fall P. zurückkommen. P.'s Geschichte des Findens eines eigenen Platzes erinnert immer wieder an die freudsche Darstellung des *Fort-da*: Er wünscht sich einen eigenen Platz außerhalb seiner Familie (seiner Musikfreunde), ohne diese verlassen zu müssen; er bleibt bei Lockerungen mal eben für eine Woche fort und auch seine DJ-Tätigkeiten und seine Leidenschaft für *Techno*- und *Goa*-Musik basieren auf einem Rhythmus, der ein martialisches »Fort-Da« inszeniert.

Ich möchte nun einen Satz von Alain Didier-Weill aus seinem Buch *Un mystère plus loin que l'inconscient* zitieren. Ausgehend von einem Rhythmus, der die Sprache selbst konstituiert, stellt Didier-Weill die Frage, ob Freuds berühmtes Beispiel des Fort-da-Spiels (»a–o«) nicht eben solch einen Rhythmus beschreibt:

»Wenn das Kind (*infans*) verlautbart, dass das Sprechen (*parole*) nicht ohne den Rhythmus erscheinen kann, müssen wir dann nicht schlussfolgern, dass es diesen Rhythmus wiedergeben kann, weil es ihn schon einmal gehört hat; als wenn es den Rhythmus einer inneren Trommel mitteilte, einen Rhythmus, der seit seinem ersten Zusammentreffen mit der Sprache (*langage*) still zu pulsieren begonnen hat.« (Didier-Weill 2010, S. 31; Übersetzung B.S)

Dann führt Didier-Weill weiter aus, dass dieser Rhythmus auch als ein Wechsel von *Logos* (als Loch im Realen und in der Sprache) und *Nomos* (als symbolisches Gesetz) verstanden werden kann: als eine Überschreitung und Rückkehr.

Zur Ethik der Psychoanalyse gehört ein »Nicht-nachgeben-in-seinem-Begehren«. Die Wahrheit, die P.'s Geschichte prägt, kann sich auch in einem Scheitern entüllen, was hier, im institutionellen Kontext, sowohl die Verantwortung für das Subjekt als auch für die Gesellschaft impliziert: Die Psychoanalyse ist und bleibt eine gefährliche Methode, eben weil es Wirkungen gibt – Wirkungen, von denen im Einzelfall berichtet werden kann, aber die sich jeder statistischen Berechnung widersetzen.

LITERATUR

DIDIER-WEILL, ALAIN (2010):
Un mystère plus loin que l'inconscient.
Paris (Flammarion/Aubier).

FREUD, SIGMUND (1915a [1914]):
Bemerkungen über die Übertragungsliebe.
G.W., Bd. 10, S. 312.

FREUD, SIGMUND (1916–1917a):
Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.
27. Kap.: Die Übertragung. G.W., Bd. 11, S. 460.

FREUD, SIGMUND (1927a):
Nachwort zur »Frage der Laienanalyse«.
G.W., Bd. 14, S. 293–294.

LACAN, JACQUES (1966/1991):
Die Wissenschaft und die Wahrheit.
Aus dem Französischen von Hans-Jörg Rheinberger.
In: *Schriften II*. Berlin (Quadrige), S. 231–257.

LACAN, JACQUES (1972):
Vortrag an der Universität Mailand am 12. Mai 1972.
<http://www.ecole-lacanienne.net/documents/1972-05-12.doc>.

LACAN, JACQUES (1991):
L'envers de la psychanalyse.
Séminaire XVII 1969–1970. Paris (Seuil).

Die »neuerliche Prüfung« als Ziel der Konstruktionen in der Analyse. Drei Arten der Verwerfung bei Freud

CLAUS-DIETER RATH

Wer eine Psychoanalyse macht, will ein anderes Leben, selbst wenn seine Klage sich an einem einzelnen Symptom festmacht. Eine leidende Person kommt zum Psychoanalytiker, weil ihr etwas fehlt und weil sie etwas hat. Was ihr fehlt, weiß sie nicht recht, und dass sie an ihrer Hemmung, ihrer Angst, ihrem Symptom vielleicht etwas haben könnte, glaubt sie kaum. Auf dem Weg des »Wo Es war, soll Ich werden« beginnt die Revision, die »neuerliche Prüfung« einiger in der Kinderzeit vorgenommener Verdrängungen, und dabei gehen psychoanalytische »Scheidungsarbeit« und Rekonstruktionen eine eigentümliche, aber fruchtbare Verbindung ein. Doch soll die Analyse etwas rekonstruieren helfen? Oder helfen Rekonstruktionen etwas analysieren, scheiden?

1. Konstruktionen und Rekonstruktionen

Rekonstruktion und Reproduktion

Zwei Arten der Reproduktion sind auseinanderzuhalten: die *automatische* Reproduktion in Form von Ersatzbildungen und eine *gedankliche* Reproduktion des Verdrängten. Die erstere strebt automatisch nach Erledigung (Abfuhr)

in Aktionen und widerstrebt der gedanklichen Reproduktion als auch der Rekonstruktion. So geschieht die Arbeit an der Rekonstruktion eines Verbrechens oder eines Unfalls mit dem Ziel, es *denken und beurteilen* zu können, nicht es zu wiederholen.

»Die unbewussten Regungen wollen nicht erinnert werden, wie die Kur es wünscht, sondern sie streben danach, sich zu reproduzieren, entsprechend der Zeitlosigkeit und der Halluzinationsfähigkeit des Unbewussten [...]. Der Kranke spricht ähnlich wie im Traume den Ergebnissen der Erweckung seiner unbewussten Regungen Gegenwärtigkeit und Realität zu; er will seine Leidenschaften agieren, ohne auf die reale Situation Rücksicht zu nehmen.« (Freud 1912b, S. 374)

Also einerseits Repetition (Wiederholung) und *agierende* Reproduktion, andererseits Versuch der Erinnerung (*Rememoration*), *gedankliche* Reproduktion, Rekonstruktion und Analyse. Aus diesem Konflikt ergibt sich in der Praxis der psychoanalytischen Kur eine Art Kampf, den Freud so beschreibt: Der Analytiker wolle den Patienten »dazu nötigen«, seine Leidenschaften, seine unbewussten

»Gefühlsregungen in den Zusammenhang der Behandlung und in den seiner Lebensgeschichte einzureihen, sie der *denkenden Betrachtung unterzuordnen und nach ihrem psychischen Werte zu erkennen*. Dieser Kampf zwischen Arzt und Patienten, *zwischen Intellekt und Triebleben, zwischen Erkennen und Agierenwollen* spielt sich fast ausschließlich an den Übertragungsphänomenen ab.« (Ebd.; Hervorh. CDR)

Der Analytiker bemüht sich, von dem Verdrängten »möglichst viel in die Erinnerung zu drängen und möglichst wenig zur Wiederholung zuzulassen« (Freud 1920g, S. 17).

Womit wird rekonstruiert?

Dreierlei Materialien helfen »die verlorenen Erinnerungen wieder zu gewinnen«: »Erinnerungsbrocken, Assoziationen und aktive Äußerungen des Ana-

lysierten«. Das erste bezieht Freud auf die Traumerinnerungen, das zweite auf Einfälle durch »freie Assoziation« von Vorstellungen, Ideen, die das anerkannte Textgewebe durchbrechen, aus ihm herausragen. Und das dritte, die Aktion, auf die Übertragung, also auf die »Andeutung von Wiederholungen der dem Verdrängten zugehörigen Affekte in wichtigeren oder geringfügigen Handlungen des Patienten innerhalb wie außerhalb der analytischen Situation« (Freud 1937d, S. 44).

Das Gewünschte

Aus diesen Rohstoffen, so Freud, »sollen wir *das Gewünschte* herstellen. *Das Gewünschte* ist ein *zuverlässiges* und in allen *wesentlichen* Stücken *vollständiges* Bild der vergessenen Lebensjahre des Patienten« (Freud 1937d, S. 44; Hervorh. CDR).

Die zweifache Nennung von »Das Gewünschte« kann man doppelt lesen: als gewünschtes Bild und als Bild des Gewünschten; zum einen als Ziel der Arbeit: das, was »wir Analytiker« wünschen, zum anderen als deren Objekt: das Begehren des Analysanten, nämlich der »unzerstörbare Wunsch«, das Ebenbild des Vergessenen, von dem Freud am Ende der *Traumdeutung* (1900a, S. 626) spricht. Das »in allen wesentlichen Stücken vollständige Bild« ist nicht schon das Ziel selbst, sondern eine Voraussetzung für die Erreichung des Kurzziels. Das *Gewünschte* ist jeweils ein Etappenziel und es betrifft den *Moment einer vorzeitigen Entscheidung*. Das »vollständige Bild« ist nicht ein rekonstruierter, wiederhergestellter Lebensfilm, den man endlich in der ungeschnittenen Fassung genießen könnte. Freud grenzt die psychoanalytische Konstruktion von der Rekonstruktion durch den Archäologen ab, für den diese »das *Ziel* und das Ende der Bemühung ist«, wohingegen sie in der Analyse nur eine *Vorarbeit* darstellt. Dies hat mit der Arbeitsteilung der beteiligten Personen zu tun:

»Der Analytiker bringt ein Stück Konstruktion fertig, teilt es dem Analytierten mit, damit es auf ihn wirke; dann konstruiert er ein weiteres Stück aus dem neu zuströmenden Material, verfährt damit auf dieselbe Weise, und in solcher Abwechslung weiter *bis zum Ende*.« (Freud 1937d, S. 47;

Hervorh. CDR)¹

Hier stellt sich die Frage: Wünscht die Kur das herzustellende Bild als neue Lebensgrundlage oder zum Zweck der neuerlichen Prüfung? Käme es dann darauf an, das Phantasma der Person fertigzustellen oder es zu dekonstruieren? Ist Ziel der psychoanalytischen Kur ein geglückter, berichteter Familienroman? Wird ein Mythos durch einen anderen ersetzt? Oder geht es darum, dass sich anstelle einer »starken« Geschichte, mit der man sich so sehr identifiziert, dass sie einen »hat«, ein geschwächtes, aber dennoch tragfähiges Gewebe ergibt?

Was gilt als Konstruktion?

Konstruktion ist die Struktur, also der – gelungene, mangelhafte oder missratene – Bau oder Aufbau eines Wesens, wie sie etwa in den Topologien der Psyche dargestellt wird. Aber auch das eigene Phantasma ist eine Konstruktion. Also einerseits *ist man konstruiert*, gebaut, strukturiert, andererseits *konstruiert man sich* – man denke an die unbewusste Identifizierung mit Vorbildern, denen man gleich werden oder die man unbedingt vermeiden will (»Ganz der Vater!« – »Nein, danke!«). Weitere Konstruktionen kommen

¹ Vgl. die Dialektik von Gerüst und Bau bzw. von Hilfskonstruktionen in Bezug auf die Theorie.

Das Phantasma ist eine Hilfskonstruktion, auf die das Subjekt baut – etwas, worauf es abfährt und die es zugleich verhüllt. Zu seinen Inhalten gehört wesentlich die Rolle, die man im Leben eines Anderen auszufüllen hat, also was man glaubte darstellen zu müssen, um gewollt und geliebt zu werden. Die Erwartungen, die man an sich gestellt sieht, gehen aus dem Diskurs des großen Anderen, dem elterlichen Diskurs, hervor, der dem Kind unbewusst einen Platz zuweist. Das Kind wird beispielsweise angesprochen als ein *Labsal*, *Trostspender*, *Augenstern*, *Goldschatz*; dies macht sich – verhüllt durch das Phantasma – fest an den vier Triebobjekten: Brust, Stimme, Blick, Kothäufchen.

Wir stützen uns auf Konstruktionen, die uns vermittelt werden und oft brüchig und widersprüchlich erscheinen: in der großen Geschichte, der Historiografie, der wir nicht nur in der Schule begegnen, in der Familiengeschichte. In den Medien und Manifestationen der sogenannten öffentlichen Meinung. Und in unseren alltäglichen Geschichten bis in die kleinsten Wahrnehmungen hinein, aus denen wir etwas erschließen, damit wir uns orientieren können, auch bezüglich des Begehrens des Anderen.

hinzu, mit denen wir uns Halt geben, uns über Wasser halten, angefangen mit den Theorien, die wir uns als Kind angesichts der merkwürdigen und unheimlichen Erscheinungen dieser Welt bauen und mit denen wir uns einen imaginären und einen symbolischen Platz dem großen Anderen und weiteren Nebenmenschen gegenüber in oder außerhalb der Welt einrichten. Dabei kommt dem Ich eine orthopädische Funktion zu, als eine Art Hausmarke mit Placebo-Wirkungen.²

Wichtiger als der volle *historische* Realitätsgehalt ist für die psychoanalytische Arbeit das »vollständige Bild« vom Phantasma des Patienten. Man kann Teile der in der Analyse auftauchenden historischen Realität als Übersetzung einer Fantasie in Historie auffassen, in der Art dessen, was Freud den *Familienroman des Neurotikers* nennt (Freud 1909c [1908]).

Es kommt darauf an, wie sehr man vom Phantasma gefangen ist bzw. wie »besetzt« es ist, denn dieses Stützkorsett beengt uns, vergleichbar einer Schwimmhilfe, die am Sich-frei-Schwimmen hindert. Ein Ziel der psychoanalytischen Kur ist, dass das Subjekt ein Stück Freiheit gegenüber seinem Phantasma und damit auch gegenüber – eigenen und manchen fremden – Zwängen gewonnen haben wird.³

Es geht darum, sich aus den eingeschliffenen Bahnen zu befreien, es geht um einen neuen Diskurs bzw. um das Heraustreten aus der Hülse des allzu Vertrauten. Ein dritter Aspekt – neben der Struktur und dem selbst gebauten Phantasma – betrifft die *Konstruktion* als eine nach wissenschaftlichen, künstlerischen oder technischen Kriterien angewandte Methode: das Konstruieren.

² Vgl. den Beitrag von I. Witte zum Placebo.

³ Dies umfasst auch seine Beziehungen zum Ideal, bspw. zu den Formen der Idealisierung und des Fanatismus, von Führer-Faszination und von Berausung an religiösen Vorstellungen oder bestimmten Opfer- und Opferungsvorstellungen: einer Gottheit Opfer bringen, sich opfern oder andere opfern müssen. Auch von der Euphorie der Vollkommenheit sollte eine Psychoanalyse befreien.

Konstruktion und Realität

»Konstruktionen in der Psychoanalyse« grenzt Freud gegen die *Deutungen* in der Psychoanalyse ab, die auf einzelne Handlungen, Einfälle und Traumerinnerungen beschränkt sind.

»*Deutung* bezieht sich auf das, was man mit einem *einzelnen Element des Materials, einem Einfall, einer Fehlleistung* u. dgl. vornimmt. Eine *Konstruktion* ist es aber, wenn man dem Analysierten ein Stück seiner vergessenen Vorgeschichte etwa in folgender Art vorführt:

[Dann in direkter Rede; CDR]

»*Bis zu Ihrem nten Jahr* haben Sie sich als alleinigen und unbeschränkten Besitzer der Mutter betrachtet, dann kam ein zweites Kind und mit ihm eine schwere Enttäuschung. Die Mutter hat Sie für eine Weile verlassen, sich auch später Ihnen nicht mehr ausschließlich gewidmet. Ihre *Empfindungen* für die Mutter wurden ambivalent, der Vater gewann eine neue Bedeutung für Sie«

und so weiter.« (Freud 1937d, S. 47f.; Absätze u. Hervorh. CDR)

In diesem Konstruktionsbeispiel gibt es zwei Schwerpunkte: Das *nte* Jahr betrifft die *historische* als *materielle Realität*, hingegen der letzte Satz – mit den veränderten Empfindungen für die Mutter und den Vater – die *psychische Realität*.⁴ Hier wird deutlich, dass Gegenstand der vom Analytiker vorgenommenen »Konstruktionen in der Analyse« auch *vorgängige* Konstruktionen des Analysanten sind. Seine damaligen Empfindungen für Mutter und Vater waren ja mehr als Befindlichkeiten, sie enthalten ein »Wie finde ich das denn?«, also Vorstellungen, Gedanken, Theorien, Wünsche, die ihm nicht bewusst verfügbar sind, deren Folgen dennoch in ihm ihre Wirkung tun: Sie lösen anhal-

tende Gegen-, also Abwehrreaktionen des Ichs aus und führen eventuell zu Kompromissbildungen in Form von Symptomen.

Konstruktion des Analytikers und Konstruktion des Patienten stoßen aufeinander.⁵ Die Psychoanalyse *dekonstruiert* bestimmte Konstruktionen, die zu der Ausrüstung des Patienten gehören, die er sich einem Korsett gleich zurechtgemacht hat und die sein Leben mehr und mehr beengen. Lebensentscheidend ist, dass sie als Halt gebende Gebilde nicht brachial zerstört, sondern mit Takt angegangen werden

Freuds Text *Konstruktionen in der Analyse* beginnt mit einer idealtypischen Darstellung und nähert sich dann der konkreten und immer ungenügend bleibenden analytischen Arbeit; zugleich rückt er von der Dominanz der Analytiker-Konstruktion ab und hebt dagegen die Funktion des Wissens des Analysanten hervor, das sich in dessen Diskurs äußert. Der Konstruktionstätigkeit des Analytikers kommt letztlich nicht eine leitende, sondern eine dienende, der Geburtshilfe vergleichbare Funktion zu.

2. »Nach neuerlicher Prüfung« Drei Arten der Verwerfung bei Freud

Anna und Sigmund 1913

Psychoanalytische Volljährigkeit spricht aus einem Brief der siebzehnjährigen Anna Freud, die zu einem mehrmonatigen Kuraufenthalt in Meran weilt. Sie formuliert gegenüber dem Vater, von dem sie »schon furchtbar lange« nichts mehr gehört hat, einen Wissensanspruch:

»Lampl [Hans Lampl, der spätere Psychoanalytiker; CDR] schreibt mir manchmal von Deinen Vorlesungen, die heuer sehr schön sein müssen. Ich habe hier auch einige von Deinen Büchern gelesen, aber Du darfst nicht entsetzt darüber sein, ich bin doch jetzt schon groß, und da ist es

⁴ Zur Rekonstruktion von Fantasien vgl. auch Freud 1919e, S. 210.

⁵ Zu den Schöpfungen in der Analyse zu zählen sind auch die Bildungen der Übertragungsneurose und des von Lacan so genannten *Sinthomes* als einer Umarbeitung des Symptoms.

doch kein Wunder, wenn ich mich dafür interessiere. Könntest Du uns nicht auch die letzte Imagonummer, die ich in Wien versäumt habe, herschicken?» (31.1.1913. Freud, Sigmund/Freud, Anna [2006], S.102.)

Postwendend antwortet der 57-jährige Papa am 2. Februar 1913 aus Wien:

»Einen Monat, meine ich, wirst Du es noch gut aushalten. Wenn Du dann hier bist, wird es sich um die Frage handeln, ob Du bei Deinen Beschäftigungen das leidenschaftliche Übermaß meiden kannst, an dem Du bisher gescheitert bist. Du nimmst jetzt die Rechte eines großen Mädchens in Anspruch, die ich Dir sehr gerne einräume. Dann wirst Du aber aus den Büchern, die Du liest, verstanden haben, dass Du darum so übereifrig, unruhig und unzufrieden warst, weil Du wie ein Kind vor manchen Dingen davongelaufen bist, vor denen sich das erwachsene Mädchen nicht schrecken darf. Wir werden die Änderung daran erkennen, dass Du Dich nicht mehr asketisch von den Zerstreungen Deines Alters zurückziehst, sondern das gerne tun willst, was anderen Mädchen Vergnügen macht. Es bleibt daneben Raum genug für ernste Interessen. Wenn man aber zu ehrgeizig, zu empfindlich ist und einem Stück des Lebens und seiner eigenen Natur fremd bleiben will, findet man sich auch in dem gestört, worauf man sich werfen möchte. Du wirst hier alle Bildungsmittel frei zugänglich finden, wenn Du sie zum rechten Zweck verwenden willst.« (Ebd., S.103f.; Hvh. CDR)

Welchen »rechten Zweck« der Vater Freud wohl im Sinn haben mochte? Das von Anna thematisierte Alter, also was es heißt, ein großes, erwachsenes Mädchen zu sein, wie auch das von ihr vermutete *Entsetzen*, greift er analytisch auf (sie: »Du darfst nicht entsetzt sein« – er: »vor denen sich *das erwachsene Mädchen* nicht schrecken darf«). Seine Antwort hat unverkennbar therapeutische Tendenz – Anna solle ihre verdrängten Wünsche bzw. Triebregungen akzeptieren und das neurotische Gemisch aus Leidenschaft, Ehrgeiz, Empfindlichkeit und Askese lösen. Damit formuliert er einen Kernvorgang der psychoanalytischen Kur gleichsam für ein jugendliches Laienpublikum. Dies fünf

Jahre vor der Analyse, die die beiden gemeinsam unternehmen werden.⁶ In der professionellen Fassung hört sich (Ende der dreißiger Jahre) dieser Kernvorgang so an: Die »Absicht der analytischen Arbeit« bestehe darin,

»den Patienten dahin zu bringen, dass er die Verdrängungen – im weitesten Sinne verstanden – seiner Frühentwicklung wieder aufhebe, um sie durch Reaktionen zu ersetzen, wie sie einem Zustand von psychischer Gereiftheit entsprechen würden« (Freud 1937d, S. 44).

Verdrängung

Die Verdrängung einer Triebregung ist für Freud das psychische Pendant zur Flucht vor einem äußeren Reiz, und sie ist eine Vorform, eine Vorstufe, der »Urteilsverwerfung (Verurteilung)« (Freud 1915d, S. 248). Verdrängung setzt ein, sobald die Erreichung eines Triebziels »mit anderen Ansprüchen und Vorsätzen unvereinbar« ist und in diesem Konflikt »das Unlustmotiv eine stärkere Macht gewinnt als die Befriedigungslust« (S. 249).⁷ Diese Unlust kann infolge von Unterdrückung wie auch aufgrund bestimmter Unmöglichkeiten entstehen.⁸ Es geht nicht nur um äußerliche Grenzen, sondern um ein *Zuviel*, das mit dem Verhältnis von Genießen und Lust zu tun hat.

⁶ Anna Freuds Analyse beim Vater wird etwa vier Jahre dauern und gelegentliche Fortsetzungen erfahren.

⁷ Diese »anderen Ansprüche und Vorsätze« können von außen wie von innen, von Kulturellem wie Organischem herrühren, von Forderungen, die man an sich selbst stellt oder die man durch eine Person, ein Gesetz, eine Sitte, eine Mode an sich gestellt sieht. Wiewohl Verdrängung durch Unterdrückung oder bestimmte Unmöglichkeiten motiviert sein kann, lässt sie bei Verringerung des äußeren Drucks keineswegs automatisch nach, denn sie ist nicht nur der innere Niederschlag äußerer Forderungen und Erfordernisse.

⁸ »Die Frühblüte des infantilen Sexuallebens war infolge der Unverträglichkeit ihrer Wünsche mit der Realität und der Unzulänglichkeit der kindlichen Entwicklungsstufe zum Untergang bestimmt.« (Freud 1920g, S.19)

Vorläufer und Bedingung jeglicher Verdrängung ist die »Fixierung«. Meist misslingt die Verdrängung und es kommt zum Durchbruch am Punkt der Fixierung und zu einer Wiederkehr des Verdrängten (Freud 1911c [1910], S. 303ff.). Grundlage jeder Verdrängung ist die Urverdrängung, die unzugänglich bleibt.⁹ Von dem Ursignifikanten wird Lacan sagen, er sei sinnlos.

Beherrschung, Ersatz

Vier Jahre vor dem Brief an Anna hat Freud das Moment der Aufhebung der Verdrängung seinem amerikanischen Publikum ausführlich beschrieben: Es sei notwendig, dass das Symptom auf den »nämlichen Wegen«, »auf denen sich die Ersatzbildung vollzog«, »wieder in die verdrängte Idee übergeführt werde«. »Ist das Verdrängte wieder der bewussten Seelentätigkeit zugeführt«, könne der »psychische Konflikt, den der Kranke vermeiden wollte, unter der Leitung des Arztes einen besseren Ausgang finden, als ihn die Verdrängung bot«. Zu diesem Prozess gehört ein Moment der Wahl oder Entscheidung:

»Entweder wird die Persönlichkeit des Kranken überzeugt, dass sie den pathogenen *Wunsch mit Unrecht abgewiesen* hat und veranlasst, ihn ganz oder teilweise zu *akzeptieren*, oder dieser Wunsch wird selbst *auf ein höheres und darum einwandfreies Ziel geleitet* (was man seine Sublimierung heißt), oder man erkennt seine *Verwerfung als zu Recht bestehend an, ersetzt aber den automatischen und darum unzureichenden Mechanismus der Verdrängung durch eine Verurteilung* mit Hilfe der höchsten geistigen Leistungen des Menschen; man erreicht seine bewusste Beherrschung.« (Freud 1910a [1909], S. 25f.; Hervorh. CDR)

⁹ Diese Urverdrängung ist ein theoretisch erschlossener Vorgang wie auch die anderen, nicht direkt beobachtbaren Vorgänge und Strukturen im Unbewussten. »Wir haben also Grund, eine Urverdrängung anzunehmen, eine erste Phase der Verdrängung, die darin besteht, dass der psychischen (Vorstellungs-) Repräsentanz des Triebes die Übernahme ins Bewusste versagt wird. Mit dieser ist eine Fixierung gegeben; die betreffende Repräsentanz bleibt von da an unveränderlich bestehen und der Trieb an sie gebunden.« (1915d, S.250)

Drei Möglichkeiten also: 1. Der seinerzeit verdrängte Wunsch darf endlich unbehindert zum Zuge kommen, 2. Er wird auf einem anderen Wege realisiert, nämlich als eine Sublimierung, 3. Er wird aufs Neue verworfen, dieses Mal jedoch besser beherrscht.

Es geht um Unrecht, Recht, Verurteilung, um höhere, einwandfreie Ziele, höchste geistige Leistungen und um Urteilen, Akzeptieren und Verwerfen.¹⁰ Und etwas soll *ersetzt* werden, und zwar nicht infolge einer Verdrängung, sondern dank deren Aufhebung. Dieser »Ersatz« ist in der psychoanalytischen Kur nicht ein Objekt minderer Qualität, für das im Französischen dieses deutsche Wort (etwa bezüglich des Kaffees) steht, sondern ein Mechanismus, der dem veralteten, von Automatismus und Reflexhaftigkeit bestimmtem Verdrängungsvorgang überlegen ist. Dieser neue Mechanismus bedeutet zugleich eine neue psychische Ökonomie.

Verdrängung, Physik und Sprache

Freuds Begriffswahl siedelt die Verdrängung in einem physikalischen Bild an. Im Schulunterricht haben wir die Dynamik dieses Vorgangs kennenlernen können, etwa die Verdrängungsleistung eines Schiffs: das archimedische Prinzip betrifft das Verhältnis zwischen dem *verdrängten* Volumen einer Flüssigkeit, dem Gewicht des *verdrängenden* Körpers und dem Gewicht des Flüssigkeitsvolumens. Mit dem *Auftrieb*, der Gegenkraft zur Verdrängung, bezeichnet Freud die Dynamik der Wiederkehr des Verdrängten, etwa im Schlafzustand (Freud 1932, S. 30–31; 1937d, S. 53–54).

Allerdings liefert das archimedische Modell keine Vorstellung von dem Verhältnis zwischen Urverdrängung und sekundärer Verdrängung (Nachdrängen) und von der Verdrängung als einer Wiederkehr des Verdrängten. Die physikalische Metaphor erschwert das Verstehen der Verdrängung als eines Buchstaben-Geschehens (vgl. Freud 1985c [1887–1904]) und der Aufhebung der Verdrän-

¹⁰ *Verwerfung* hat in diesem Zitat den Wert einer *Verdrängung*, darauf komme ich zurück.

gung und der Fixierung als einer Befreiung von einer Signifikantenverklebung. Verdrängung bestehe in »Verweigerung der Wortvorstellung«, schreibt Freud (1985a [1915], S. 635). Verdrängung wirkt sich zwar auf Körperliches, Physisches aus, aber sie läuft über Linguistik und das, was Lacan *Linguisterie* nennt, über Sprache(n) und über *lalangue* – sie ist eine Buchstabenangelegenheit auf den Wegen der Ersatz- und Symptombildung, denen die Analyse nachgeht.

»Nachträgliche Korrektur des ursprünglichen Verdrängungsvorganges«

Was Freud »Triebbeherrschung« nennt (1923b, S. 286; 1937c, S. 71. u. 74; u.a.), ist nicht dasselbe wie die Selbstbeherrschung, sondern eher eine Wahlmöglichkeit im Umgang mit den Trieben. Ein *savoir faire avec* in dem Sinn, wie man sagt, der Dompteur »beherrsche« das Raubtier oder der Reiter »beherrsche« sein Pferd.¹¹ Diese Triebbeherrschung versteht Freud als einen Gegenpol zur »Übermacht des quantitativen Faktors«. Freud sagt am Ende seiner amerikanischen Vorlesungen:

»Das Individuum brachte *seinerzeit* nur eine *Verdrängung* des unbrauchbaren Triebes zustande, weil es damals selbst noch unvollkommen organisiert und schwächlich war; in seiner *heutigen* Reife und Stärke kann es vielleicht das ihm Feindliche tadellos *beherrschen*.«¹²

All dies ist eng mit Freuds Begriff von *Kulturarbeit* verknüpft (vgl. Rath 2013, S. 157ff.):

¹¹ »Man könnte das Verhältnis des Ichs zum Es mit dem des Reiters zu seinem Pferd vergleichen. Das Pferd gibt die Energie für die Lokomotion her, der Reiter hat das Vorrecht, das Ziel zu bestimmen, die Bewegung des starken Tieres zu leiten. Aber zwischen Ich und Es ereignet sich allzu häufig der nicht ideale Fall, dass der Reiter das Ross dahin führen muss, wohin es selbst gehen will.« (Freud 1932b, S. 83)

¹² Freud 1910a [1909], S. 58 (Hervorh. CDR); weiter führt er den Gedanken am Schluss dieses Vortrags aus.

»Die psychoanalytische Arbeit stellt sich also als ein besserer Ersatz für die erfolglose Verdrängung geradezu in den Dienst der höchsten und wertvollsten kulturellen Strebungen.« (Freud 1910a [1909], S. 57)

Hier eine Formulierung, in der Ende der dreißiger Jahre das berühmte Motto von der Trockenlegung der Zuydersee nochmals anklingt:

»Alle Verdrängungen geschehen in früher Kindheit; *es sind primitive Abwehrmaßregeln des unreifen, schwachen Ichs*. In späteren Jahren werden keine neuen Verdrängungen vollzogen, aber die alten erhalten sich und ihre Dienste werden vom Ich weiterhin zur Triebbeherrschung in Anspruch genommen. Neue Konflikte werden, wie wir es ausdrücken, durch »Nachverdrängung« erledigt. Von diesen infantilen Verdrängungen mag gelten, was wir allgemein behauptet haben, dass sie voll und ganz vom relativen Kräfteverhältnis abhängen und einer Steigerung der Triebstärke nicht standhalten können. Die Analyse aber lässt das gereifte und erstarkte Ich eine *Revision* [dies ist ein weiteres Wort für »neuerliche Prüfung«; CDR] dieser alten Verdrängungen vornehmen; einige werden abgetragen, andere anerkannt, aber aus soliderem Material neu aufgebaut. Diese neuen Dämme haben eine ganz andere Haltbarkeit als die früheren; ihnen darf man zutrauen, dass sie den Hochfluten der Triebsteigerung nicht so leicht nachgeben werden. Die *nachträgliche Korrektur des ursprünglichen Verdrängungsvorganges*, die der Übermacht des quantitativen Faktors ein Ende macht, wäre also *die eigentliche Leistung der analytischen Therapie*.« (Freud 1937c, S. 71; Hervorh. CDR)

In einer seiner letzten Schriften, dem *Abriss der Psychoanalyse*, definiert Freud das Ziel der Kur mit Bezug auf eine Gefahren- oder Risikoökonomie und verwendet hierbei den Begriff »neuerliche Prüfung«: eine »dauernde Gefahr« soll »beseitigt«, der »Umfang des Ichs erweitert« und ein »kostspieliger Aufwand« soll »überflüssig gemacht« werden. Es geht in dem hier zitierten Zusammenhang um den Widerstand des *Ichs* gegen die Analyse, wenn durch »Auftrieb« das Unbewusste zum Bewusstsein vordringt.

»Der Kampf, der sich entspinnt, wenn wir unsere Absicht erreichen und das Ich zur Überwindung seiner Widerstände bewegen können, vollzieht

sich unter unserer Leitung und mit unserer Hilfeleistung. Es ist gleichgültig, welchen Ausgang er [dieser Kampf; CDR] nimmt, ob er dazu führt, dass das Ich einen bisher zurückgewiesenen Triebanspruch *nach neuerlicher Prüfung annimmt*, oder ob es ihn wiederum, diesmal endgültig, *verwirft* [Anm.: Hier hat »verwerfen« wieder eine andere Bedeutung. Ich komme darauf zurück; CDR]. In beiden Fällen ist eine dauernde Gefahr beseitigt, der Umfang des Ichs erweitert und ein kostspieliger Aufwand überflüssig gemacht worden. Die Überwindung der Widerstände ist der Teil unserer Arbeit, der die meiste Zeit und die größte Mühe in Anspruch nimmt. Er lohnt sich aber auch, denn er bringt eine *vorteilhafte Ichveränderung* zustande, die sich unabhängig vom Erfolg der Übertragung erhalten und im Leben bewähren wird.« (Freud 1940a [1938], S. 105; Hervorh. CDR)

Urteil

Die Verknüpfung von Urteil und Ökonomie beschäftigt Freud schon früh. In embryonaler Form erscheint die Urteilsthematik im Kontext klinischer Studien, wo er von der notwendig werdenden »Denkarbeit« spricht:

»Die Wirkung der kathartischen Methode Breuers besteht darin, dass sie eine solche Zurückleitung der Erregung aus dem Körperlichen ins Psychische zielbewusst erzeugt, um dann den *Ausgleich des Widerspruches durch Denkarbeit* und die Abfuhr der Erregung durch Sprechen zu erzwingen.« (Freud 1894a, S. 64; Hervorh. CDR)

Ein Jahr später, 1895, als er den *Entwurf einer Psychologie* verfasst, schreibt er an Wilhelm Fließ:

»Ein Buch von W. Jerusalem, die Urteilsfunktion,¹³ hat mich sehr gefördert, in dem ich zwei meiner Hauptgedanken vorfand, dass das Urteilen

¹³ *Die Urteilsfunktion*. – Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1895 (vgl. Kaltenbeck 1985).

in einer Übertragung ins Motorische besteht und dass die innere Wahrnehmung nicht auf »Evidenz« Anspruch machen kann.« (Freud 1985c [1887–1904], S. 131, mit Anm. 3)

Das Urteil ist ein Thema im ersten und im dritten Teil von Freuds *Entwurf einer Psychologie*, und in *Die Verneinung* sagt er, der entscheidende Unterschied bestehe zwischen einer *Kenntnisnahme bzw. Anerkennung* des Verdrängten und dessen *Annahme*. Anerkennung oder Kenntnisnahme sei nur *eine Art* von Annahme, aber nicht die volle. Die analytische Kur zielt auf letztere ab, auf ein Urteil, aus dem eine Veränderung in der Triebökonomie des Subjekts folgen kann. Sie geht über die Verneinung hinaus.

In demselben Brief an Fließ nennt Freud als zweiten Schwerpunkt seiner aktuellen Auffassungen die ökonomische Betrachtung des Seelenlebens. Er habe die Absicht, »nachzusehen, wie sich die Funktionslehre des Psychischen gestaltet, wenn man die quantitative Betrachtung, eine Art Ökonomik der Nervenkraft, einführt«. Dieser ökonomische Gesichtspunkt – schreibt Freud später – strebe, »die Schicksale der Erregungsgrößen zu verfolgen und eine wenigstens relative Schätzung derselben zu gewinnen« (Freud 1915e, S. 280f.).

Das in einem Akt, in einer motorischen Aktion, sich realisierende Urteil und die Ökonomie berühren sich mehrfach. Jede Ökonomie unterliegt Kriterien, ja unterschiedlichen Rationalitäten und Logiken, nach denen sie beurteilt wird, und jedes Urteil folgt im weitesten Sinn ökonomischen Parametern: Primär- und Sekundärprozess; die Wahl der Bahnungen auf dem Weg zur spezifischen Aktion; die Strukturen des Ichs, die sich infolge der »Not des Lebens« bilden; das Denken als Probehandeln.

Die Zentralstellung dieses Urteilsprozesses in der Kur ist für Freud die wahre Grundlage der Psychoanalyse, wie er in seiner *Selbstdarstellung* 1925 schreibt:

»Die therapeutische Aufgabe musste nun anders gefasst werden, ihr Ziel war nicht mehr das »Abreagieren« des auf falsche Bahnen geratenen Affekts, sondern die *Aufdeckung der Verdrängungen und deren Ablösung durch Urteilsleistungen, die in Annahme oder Verwerfung des damals Abgewie-*

senen ausgehen konnten. Ich trug der neuen Sachlage Rechnung, indem ich das Verfahren zur Untersuchung und Heilung nicht mehr Katharsis, sondern Psychoanalyse benannte.« (Freud 1925d [1924], S. 56, Hervorh. CDR)

Begriffe wie *neuerliche Prüfung* und *Revision* lassen an Über-Ich-Funktionen denken. Lässt sich unterscheiden zwischen einem logischen Urteil und einer moralischen Verurteilung? Welcher Platz kann einem *kritischen* Urteil innerhalb eines Verfahrens zukommen, zu dessen Beginn Freud dem Analysanten einschärft, dass er »sich völlig unparteiisch gegen seine Einfälle verhalten [müsse]; denn gerade an der *Kritik* läge es, wenn es ihm sonst nicht gelänge, die gesuchte Auflösung des Traums, der Zwangsidee u. dgl. zu finden«? (Freud 1900a, S. 105; Hervorh. CDR). Hier ist zu unterscheiden zwischen einer zensierenden Kritik an den eigenen Einfällen und einer kritischen Revision der einst vorgenommenen Verdrängungen.

Urteilen heißt einen Spruch erteilen

Das Etymologie-Wörterbuch gibt an, »Urteil« sei eine Bildung zu »erteilen« im Sinne von »das, was man erteilt«. Diese allgemeine Bedeutung sei früh eingeeengt worden auf »Wahrspruch, den der Richter erteilt; richterliche Entscheidung in einem Rechtsstreit«. Erst in jüngerer Zeit werde das Wort auch im Sinne von »Äußerung einer Ansicht, abwägende Stellungnahme« verwendet (Duden Etymologie, S. 774). Das »-teil« ist zu verstehen im Sinne einer Teilung, aber auch im Sinn der Beteiligung, Anteil geben, erteilen, mitteilen, teilhaben, Anteil nehmen usw.

Die Etymologie spricht von einer Verschiebung von *er*(teilen) auf *ur*(teilen), bestätigt also nicht die naheliegende Vermutung, das Urteil sei eine »Ur-Teilung«, der Urverdrängung vergleichbar, also eine einmalige und grundlegende Teilung oder deren Prototyp, gleichsam etwas anfänglich oder in seinen Anfängen Geteiltes, Gespaltenes.

Für Freud ist das als »neuerliche Prüfung« bezeichnete Urteil ein kritisches Urteil, dem eine Prüfung zugrunde liegt, im Gegensatz zum Vorurteil oder einem Will-

kürurteil. Kein Urteil ohne ordentliches Verfahren, ohne Einhaltung der Spielregeln des Symbolischen. Es ist an das bewusste Ich gebunden.¹⁴ Bewusstwerdung ist allerdings noch keine Aufhebung des Verdrängungsvorgangs (Freud 1925h, S. 374).

Um was für ein Ich handelt es sich? Man muss hier den Unterschied zwischen dem freudschen Ich und dem lacanschen *moi* berücksichtigen, statt mit einer Karikatur der freudschen Konzeption zu hantieren. In gewisser Weise nimmt Lacan eine Ichspaltung vor, indem er das Ich aus dem Spiegelstadium hervorgehen lässt, d.h. aus dem Narzissmus und mit einer paranoischen Beziehung sich selbst gegenüber, wohingegen Freud das Ich aus der »Not des Lebens« entstehen sieht. Lacan koppelt das Subjekt aus dem Ich aus. Freud idealisiert das narzisstische Ich *nicht*, sondern verspottet es als einen »dummen August im Zirkus, der überall seinen Kren dazu gibt, damit die Zuschauer glauben, er ordne alles an, was da vor sich geht« (Freud an Jung, 3. März 1911, in: Freud/Jung 1974, S. 442). Aber er idealisiert ein Ich, das weiß, dass es nicht Herr ist im eigenen Haus. Also ein Ich, das um seine Exiliertheit und Selbstentfremdung weiß. Es handelt sich nicht um ein Ur-Ich, das wie ein Urmeter als ewig gültiger Maßstab fungierte, sondern um ein Ich, das selbst umgearbeitet wird.

Der Narzissmus des Ichs ist in jedem Urteil in Form kultureller und persönlicher Ideale, Werte, Identifizierungen enthalten; und jedes Urteil enthält zumindest Spuren eines Vorurteils bzw. Klischees und auch des Verworfenen (im Sinne von *forclos*). Diese Inhalte selbst werden in der Analyse in Frage gestellt.

Folgende Passage verdeutlicht den ökonomischen Unterschied zwischen Verurteilung, Verwerfung und einer Verdrängung:

»Über diesen Prozess der Verdrängung müssen wir uns nun bestimmtere Vorstellungen machen. Er ist die Vorbedingung der Symptombildung,

¹⁴ Andere Urteilsvorgänge finden unbewusst statt (vgl. das von Freud [1925h, S. 13] als Paradigma der Verneinung und der Bejahung gewählte Bild der oralen Einverleibung und Abweisung beim Baby – »das will ich in mich einführen und das aus mir ausschließen«), vielleicht sogar im Unbewussten (im System Ubw.).

aber er ist auch etwas, wozu wir nichts Ähnliches kennen. Nehmen wir einen Impuls, einen seelischen Vorgang mit dem Bestreben, sich in eine Handlung umzusetzen, als Vorbild, so wissen wir, dass er einer Abweisung unterliegen kann, die wir Verwerfung oder Verurteilung heißen. Dabei wird ihm die Energie, über die er verfügt, entzogen, er wird machtlos, aber er kann als Erinnerung bestehen bleiben. Der ganze Vorgang der Entscheidung über ihn läuft unter dem Wissen des Ichs ab.

Ganz anders, wenn wir uns denken, dass derselbe Impuls der Verdrängung unterworfen würde. Dann behielte er seine Energie und es würde keine Erinnerung an ihn übrig bleiben; auch würde sich der Vorgang der Verdrängung vom Ich unbemerkt vollziehen.« (Freud 1917: 19. Vorlesung, S. 304; Absätze u. Hervorh. CDR)

Die neuerliche Prüfung gehört zu dem »Vorgang der Entscheidung« über »einen Impuls, einen seelischen Vorgang« im Unterschied zu einem automatisch sich vollziehenden Ablauf, der irgendwann einmal gebahnt worden ist.

Verwerfung und Urteilsverwerfung

Jetzt also zu den Komplikationen im Begriff *Verwerfung*. Freud stellt in der Wolfsmann-Studie fest: »Eine Verdrängung ist etwas anderes als eine Verwerfung.« (Freud 1918b [1914], S. 111).

Mit Lacans Kommentar zu dieser Unterscheidung 1957 bürgert sich für viele, nicht nur französischsprachige Analytiker für die Verwerfung der Begriff *forclusion* ein.¹⁵ Es ist aber zu beachten, dass er sich nur auf eine bestimmte Bedeutung des Begriffs Verwerfung bezieht. Einige Seiten weiter liest man bei Freud nämlich:

¹⁵ Zuvor verwendete Lacan für »Verwerfung« u. a. den Begriff *retranchement* im Zusammenhang mit dem Kommentar zu Hippolyte 1954; vgl. auch Seminar I, dt. S. 214 [frz. S. 189f].

»Wenn ich gesagt habe, dass er [der Wolfsmann] sie [die Kastration] verwarf, so ist die nächste Bedeutung dieses Ausdrucks, dass er von ihr nichts wissen wollte im Sinne der *Verdrängung*. Damit war eigentlich kein Urteil über ihre Existenz gefällt, aber es war so gut, als ob sie nicht existierte.« (ebd., S. 117; Hervorh. CDR)

Die Sache kompliziert sich, weil Freud in diesem Text für die Psychose von »Verdrängung« spricht. Ist die Verwerfung also doch eine Verdrängung? Dieser Widerspruch belegt nicht nur eine terminologische Unklarheit und er ist nicht nur auf die Besonderheiten des Falls zurückzuführen; vielmehr bleibt bei dem Begriff »Verwerfung« jedes Mal zu präzisieren, auf welcher Grundlage mit welchen Mitteln verworfen wird.

Verwerfung hat bei Freud nämlich drei Valenzen:

1. als *Vorstufe* der Verdrängung, d.h. als *forclusion* im lacanschen Sinn,
2. als die Verdrängung selbst,
3. als ein neuer, ökonomisch besserer Mechanismus, der die Verdrängung ablöst (*Fortentwicklung*, Fortschritt), eine Verwerfung, die nicht auf einem Automatismus beruht, sondern auf einem Urteil.

Es gibt Verwerfung also *mit* und Verwerfung *ohne* Urteil. Wenn Freud das Wort verwendet, kann es grundsätzlich jeder dieser drei Fälle sein, meistens ist es der erste oder der dritte, am seltensten die Verdrängung selbst. Der Vorgang ist also im primitiven wie im höheren Geschehen vertreten. Wenn er »Verurteilung« oder das Doppelwort »Urteils-Verwerfung« hinzufügt, ist es immer der dritte Fall; dies natürlich nur dann, wenn die betreffenden verdrängten Triebstreben weiterhin abgelehnt werden (mit neuen Parametern und Mitteln). Wird nämlich diese verdrängte Triebstreben im Zuge der analytischen »Revision« ungehindert zugelassen oder durch Sublimation modifiziert, handelt es sich ja nicht um deren *Verwerfung*, sondern um deren *Annahme*.

In diesem Sinn heißt es im – schon zitierten – *Abriss der Psychoanalyse*, das heutige Ich solle in die Lage gebracht werden, »einen bisher zurückgewiesenen Triebanspruch *nach neuerlicher Prüfung*« anzunehmen, oder »ihn wiederum, diesmal endgültig«, zu *verwerfen* (Freud 1940a [1938], S. 105).

Zur Verdeutlichung noch eine ältere Formulierung: »An Stelle der Urteilsverwerfung findet man im Unbewussten die ›Verdrängung‹. Die Verdrängung kann wohl richtig als die Zwischenstufe zwischen dem Abwehrreflex und der Verurteilung beschrieben werden.« (Freud 1905c, S. 199f.)

Mit anderen Worten: Ich kann verwerfen ohne Ansehen der Sache, ich kann verwerfen im Sinn der Verdrängung, etwa aufgrund eines Angstsignals, und ich kann verwerfen infolge einer sehr eingehenden Prüfung und eines sehr begründeten, hoch entwickelten Urteils. Es kommt auf den Spielraum und auf die Instrumente an. Aber auch auf die Möglichkeiten meiner selbst (eigene Ausstattung) und meiner kulturellen Gesetze. Zu einem Urteil muss das Ich erst in der Lage sein.

Aus dem Dargelegten ergeben sich einige Fragen, die ich hier nur skizzieren und auf die ich nicht weiter eingehen kann. Sie können keineswegs durch definitorische Operationen gelöst werden, sondern nur im Rekurs auf die psychoanalytische Klinik und den psychoanalytischen Diskurs.

— Ist die *neuerliche Prüfung* ein ausschließlich theoretisches Konzept oder ist sie ein auch empirisch beobachtbarer Moment? Diese Frage stellt sich für jeden Moment, in dem eine psychoanalytische Kur eine Veränderung bewirkt haben soll. Beispielsweise: »Wie hast Du in Deiner Analyse die *Durchquerung des Phantasmas* erlebt?«

Einige Jahre bevor Freud den hier beschriebenen Urteils- bzw. Revisionsvorgang eine »neuerliche Prüfung« nennen wird, berichtet Michael Balint 1932 von einem manchmal in einer Kur erfahrbaren Moment, den sogenannten »Neubeginn« (später im Englischen: *new beginning*). In diesem Augenblick werde durch tiefe Regression eine Lust erlebbar, die aufgrund der besonderen Grenzen der *Jouissance*-Ökonomie des Kindes blockiert war. »Diese Patienten haben nämlich Angst, überstarke Angst vor der Erregung, vor der befriedigenden Lust selbst. Sie können nicht genießen, weil sie es nie wagen« (Balint 1932, S. 165f.). »Diese ›argwöhnischen‹ Leute müssen in der Kur lernen, sich der Liebe, dem Genuss, so angstfrei, so ›arglos‹ hingeben zu können, wie sie es in ihrer allerersten Kindheit vermochten« (ebd., S. 170f). Bekanntes Beispiel ist jene

Patientin, die in ihrem Leben nichts zustande brachte, da schon die Idee eines einzugehenden Risikos und einer zu fällenden Entscheidung sie lähmte. Als nach einigen Jahren Analyse Balint deutet, es sei für sie wichtig, »immer den Kopf oben und die Füße fest auf dem Erdboden zu behalten«, sagt sie, sie habe noch niemals einen Purzelbaum schlagen können. »Na, und jetzt?«, fragt der Analytiker und spontan steht sie von der Couch auf und schlägt einen Purzelbaum auf dem Teppich (Balint 1973 [1970], S. 156f.).

Auf diesen Akt, so Balint, folgten einschneidende Veränderungen im Leben der Patientin (S. 160): »das Bewusstsein – und das Ich – wurde gezwungen, einen Teil der Verdrängung aufzuheben und einen Triebanspruch als ich-synton und lustbringend anzuerkennen« (S. 161).

Im Unterschied zu Freuds »Revision« und »neuerlicher Prüfung« geht es in dieser Darstellung Balints nur um ein *Zulassen*, ähnlich wie in Freuds Antwort an die junge Anna, aber nicht um eine Entscheidung wie in der freudschen neuerlichen Prüfung. Auch wenn Balint die Rolle des Durcharbeitens betont (nach seinem Verständnis davon), bleibt er hier nahe am Katharsismodell.

— Handelt es sich bei der neuerlichen Prüfung um einen einmaligen Moment oder um mehrere Momente bzw. um einen permanenten Prüfungsvorgang?

Die Termini *prüfen*, *bestätigen*, *verwerfen* sind für Freud Teil der gesamten analytischen Arbeit wie er am Ende seines Textes *Konstruktionen in der Analyse* 1937 darstellt:

»Nur die Fortsetzung der Analyse kann die Entscheidung über Richtigkeit oder Unbrauchbarkeit unserer Konstruktion bringen. Wir geben die einzelne Konstruktion für nichts anderes aus als für eine Vermutung, die auf Prüfung, Bestätigung oder Verwerfung wartet. Wir beanspruchen keine Autorität für sie, fordern vom Patienten keine unmittelbare Zustimmung, diskutieren nicht mit ihm, wenn er ihr zunächst widerspricht.« (Freud 1937d, S. 52)

Die Konstruktionsarbeit ist dort nicht *Endziel* einer psychoanalytischen Kur, sondern Vorarbeit, ich würde sagen eine Voraussetzung der »neuerlichen

Prüfung«, Ausdruck den er kurz danach in seinem Text *Konstruktionen in der Analyse* verwendet.¹⁶

Insofern sehe ich es als einen endlosen Vorgang, der aus einzelnen Punkten, Momenten besteht, namens analytischer Akt, Zeit zum Begreifen, Durcharbeiten der Es-Widerstände und Durchquerung des Phantasmas (vgl. Rath 2013, S. 179ff.).

— Gibt es eine Verbindung mit der lacanschen Konzeption der Kur (*traversée du fantasme* / Durchquerung des Phantasmas)?

Damit stellt sich die Frage, wo bei Lacan die Bejahung und die Verneinung situiert sind, die »Zeit zum Begreifen« und der »Moment des Schließens«, das »Begehren nach der absoluten Differenz«, mit dem er das Begehren des Analytikers charakterisiert (Lacan 1978, S. 290), und von wo aus bei ihm der einzelne ›Verantwortung für sein Begehren‹ übernimmt, wie innerhalb der Psyche ein ›psychoanalytischer Akt‹ zustande kommt,¹⁷ welche psychischen Instanzen dafür sorgen, dass ›Psychoanalyse als ethischer Akt‹ stattfindet, und was darüber wacht, dass das Subjekt ›nicht ablässt in seinem Begehren‹?

— Sollte am Ende der Analyse eine Entscheidung gefällt werden?

Es geht bei der »Revision« um eine Veränderung infolge des Bemerkens von etwas bis dahin Unbemerktem; etwas rückt in den Bereich der Aufmerksamkeit und wird dabei als etwas eigenes angenommen. Bewusstsein und Bewusstheit betrifft in erster Linie die Wahrnehmung und die Einschaltung der Sekundärprozesse. Die »neuerliche Prüfung« ist damit nicht Ergebnis eines reflektierenden Nachdenkens; sie kommt nicht einer bewussten Gestaltung

des Lebens gleich, dank derer der Einzelne zum Architekten seiner eigenen Existenz und endlich sogar Herr im eigenen Haus würde.

Die *Wahl* ist nicht in jedem Fall etwas Bewusstes, denken wir an die Objektwahl oder die Neurosenwahl (s. a. Anm. 14). Entscheidet mit letzterer das Subjekt sich für eine klinische Struktur? Trifft es eine Auswahl aus einem festen Angebot, gleichsam aus einem Katalog von Neurosen? Erscheinen, mutieren und verschwinden derartige Katalogartikel unter bestimmten historischen Umständen? Man denke an die Begriffe *Kulturneurose*, *Kultursymptom* und an die *Sprachlichkeit* der Bildungen des Unbewussten.

In weiter zu befragender Weise erscheint hier die Psychoanalyse als *ethischer* Akt: nicht umformen, sondern dahin führen, dass ein neues Urteil möglich wird. Psychoanalytische Kur hieße dann: Urteilsfähigkeit erlangen – in Sachen eigener Libidoökonomie. Wie viele von uns behaupten, von Ökonomie nichts zu verstehen, obwohl sie diese ja in jedem Moment praktizieren, wenn sie großzügig sind, mit dem anderen feilschen, ihre Zeit opfern oder verschwenden, sich ausgepowert fühlen....

— Erstreckt sich diese neuerliche Prüfung auch auf die Urverdrängung? Und wenn ja, bezieht sie sich auf ihre Anerkennung und Annahme oder sogar auf ihren Inhalt? Wird in der psychoanalytischen Kur im Zuge der »neuerlichen Prüfung« (Freud 1940a [1938], S. 105) die Wirksamkeit der Urverdrängung ermäßigt oder geschwächt? Das Verhältnis zwischen der Urverdrängung bzw. dem Urverdrängten und dem Nachdrängen ist nicht unbedingt statisch. Wenn die Urverdrängung als unerreichbar zu setzen ist, dann doch nicht als vollkommen hermetisch und perfekt, sondern abhängig von der Stärke bzw. einem Nachlassen der Gegenbesetzung.

¹⁶ Beim *Durcharbeiten* geht es allerdings nicht ums Konstruieren und Deuten; ist es insofern doch etwas anderes?

¹⁷ Dieser lässt sich zwar erst im Nachhinein als solcher erkennen, aber von irgendwo geht er ja zunächst einmal aus.

LITERATUR

- BALINT, M. (1932):
Charakteranalyse und Neubeginn.
In ders.: Die Urformen der Liebe und die Technik
der Psychoanalyse. München (dtv), S.165–177.
- BALINT, M. (1973 [1970]):
Therapeutische Aspekte der Regression.
Die Theorie der Grundstörung. Reinbek (Rowohlt Taschenbuch)
[The Basic Fault. Therapeutic Aspects of Regression. 1968].
- DUDEN (1989):
Der Große Duden, Bd. 7: Etymologie. Herkunftswörterbuch
der deutschen Sprache. 2. Aufl.. Mannheim (Dudenverlag).
- FREUD, S. (1894a):
Die Abwehr-Neuropsychosen. Versuch einer psychologischen
Theorie der akquirierten Hysterie, vieler Phobien und
Zwangsvorstellungen und gewisser halluzinatorischer Psychosen.
G.W., Bd. 1, S.57–74.
- FREUD, S. (1900a):
Die Traumdeutung. G.W., Bd. 2–3.
- FREUD, S. (1905c):
Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten.
G.W., Bd. 6.
- FREUD, S. (1909c [1908]):
Der Familienroman der Neurotiker. G.W., Bd. 7, S.227–231.
- FREUD, S. (1910a [1909]):
Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen. G.W., Bd. 8, S.1–60.
- FREUD, S. (1911c [1910]):
Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia
(Dementia paranoides). G.W., Bd. 8, S.239–316.
- FREUD, S. (1912b):
Zur Dynamik der Übertragung. G.W., Bd. 8, S.364–374.
- FREUD, S. (1915d):
Die Verdrängung. G.W., Bd. 10, S. 248–261.
- FREUD, S. (1915e):
Das Unbewusste. G.W., Bd. 10, S. 264–303.
- FREUD, S. (1917):
19. Vorlesung: Widerstand und Verdrängung.
G.W., Bd. 11, S. 296–312.
- FREUD, S. (1918b [1914]):
Aus der Geschichte einer infantilen Neurose [Der »Wolfsmann«].
G.W., Bd. 12, S. 27–157.
- FREUD, S. (1919e):
»Ein Kind wird geschlagen«. Beitrag zur Kenntnis der Entstehung
sexueller Perversionen. G.W., Bd. 12, S. 197–226.
- FREUD, S. (1920g):
Jenseits des Lustprinzips. G.W., Bd. 13, S. 1–69.
- FREUD, S. (1923b):
Das Ich und das Es. G.W., Bd. 13, S. 237–289.
- FREUD, S. (1925d [1924]):
Selbstdarstellung. G.W., Bd. 14, S. 31–96.
- FREUD, S. (1925h):
Die Verneinung. G.W., Bd. 14, S. 9–15.
- FREUD, S. (1932):
29. Vorlesung: Revision der Traumlehre. G.W., Bd. 15, S. 6–31.
- FREUD, S. (1932b):
31. Vorlesung: Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit.
G.W., Bd. 15, S. 62–85.
- FREUD, S. (1937c):
Die endliche und die unendliche Analyse. G.W., Bd. 16, S. 59–99.
- FREUD, S. (1937d):
Konstruktionen in der Analyse. G.W., Bd. 16, S. 43–56.
- FREUD, S. (1940a [1938]):
Abriss der Psychoanalyse. G.W., Bd. 17, S. 63–138.
- FREUD, S. (1985a [1915]):
Übersicht der Übertragungsneurosen. G.W., Nachtragsband, S. 634–651.
- FREUD, S. (1985c [1887–1904]):
Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904. Frankfurt a. M. (S. Fischer).

Berliner Brief

FREUD, S./FREUD, A. (2006, 2. Aufl.):
Briefwechsel 1904–1938. Frankfurt a. M. (S. Fischer).

FREUD S./JUNG, C. G. (1974):
Briefwechsel. Frankfurt a. M. (S. Fischer).

JERUSALEM, W. (1895):
Die Urtheilsfunction. Wien/Leipzig (Verlag Wilhelm Braumüller).

KALTENBECK, F. (1985):
Sigmund Freud et Wilhelm Jerusalem. In: *Ornicar?* 32, S. 87–113.
[Deutsche Fassung: Sigmund Freud und Wilhelm Jerusalem,
in: Kaltenbeck, F. (2013): Lesen mit Lacan. Aufsätze zur Psychoanalyse.
Übers. K. Adler. Berlin (Parados), S. 30–67].

LACAN, J. (1966 [1954]):
Einführung zum Kommentar von Jean Hyppolite über die
»Verneinung« von Freud. In: *Schriften III*, S. 179–190
[*Écrits*, S. 369–380].

LACAN, J. (1978 [1953–1954]):
Seminar I. Freuds technische Schriften. Übers. W. Hamacher.
Olten u. Freiburg (Walter).

LACAN, J. (1978):
Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse.
Übers. N. Haas. Olten/Freiburg i.Br. (Walter).

RATH, C.-D. (2013):
Der Rede Wert. Psychoanalyse als Kulturarbeit.
Wien-Berlin (Turia + Kant).

Die Freud-Lacan-Gesellschaft hat über zehn Jahre Teile ihrer Arbeit in einer Zeitschrift, dem Berliner Brief, dokumentiert. Die Publikation dieser fortlaufenden Zeitschrift wurde eingestellt. Einzelne Hefte sind noch erhältlich. Darüber hinaus veranstaltet die Assoziation alle zwei Jahre einen Kongress, auf dem Mitglieder der Gesellschaft über ihre Arbeit an einem bestimmten Thema berichten. Die Vorträge, die auf diesen Kongressen gehalten werden, sind in Sonderheften veröffentlicht.

Berliner Brief No 1 Mai 1999 (vergriffen)

ANDREA HUPPKE Nachträgliche Gedanken

ADAM PHILLIPS Heilloses und heilsames Durcheinander. Eine Fallgeschichte

HEIDRUN OSTERTAG Das Begehren der Hanna S. Eine Kriminalgeschichte. Folge 1

REZENSION VON ALEXANDRA SCHWARTE Sibylle Lacan: Un Père. Puzzle.

REZENSION VON HINRICH LÜHMANN Bernhard Schlink: Der Vorleser

Berliner Brief No 2 November 1999

ANNE LISE STERN Früher mal ein deutsches Kind ... passée du champ chez Lacan

Versuch einer Hinübersetzung

NORBERT HAAS Psychoanalyse und Schrieb

HEIDRUN OSTERTAG Das Begehren der Hanna S. Eine Kriminalgeschichte. Folge 2

Berliner Brief No 3/4 Juni 2000

SILVANA ABBRESCIA-RATH The Shining. Sehen, wiedersehen, sich vergucken

JACQUES LEBRUN Das Problem des Ursprungs in der Geschichte der Religionen und im Werk Freuds

HINRICH LÜHMANN Tempelhof, das dunkle Ziel. Zu Fontanes Schach von Wuthenow

HEIDRUN HERZBERG Das Begehren der Hanna S. Eine Kriminalgeschichte. Folge 3

HINRICH LÜHMANN Kyrie für Clara. Einleitung zum Vortrag von Gerhard Herrgott (Ein musikalischer Vortrag auf der beigelegten CD)

Berliner Brief No 5 September 2002 (vergriffen)

JUTTA PRASSE Das brennende Kind

CHRISTIANE BUHMANN Zwei konstruierte Säuglinge. Stern und Dolto im Vergleich

ILSABE WITTE Bicks Blick. Fragen zur Säuglingsbeobachtung

HEIDRUN HERZBERG Das Begehren der Hanna S. Eine Kriminalgeschichte. Folge 4

Berliner Brief No 6 Februar 2004 (vergriffen)

MOUSTAPHA SAFOUAN Das Begehren und seine Deutung

JUTTA PRASSE Was ist wirklich geschehen?

Zur Kriminalgeschichte in der Psychoanalyse

HELENA DOUKA VON BORMANN Lisbeth

HEIDRUN HERZBERG Das Begehren der Hanna S. Eine Kriminalgeschichte. Schluss

MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN Rezension, Jahrbuch für klinische

Psychoanalyse »Angst«

Berliner Brief No 7 Mai 2005 (vergriffen)

CLAUS-DIETER RATH Vorwort als Nachruf

HINRICH LÜHMANN Zum Gedenken an Jutta Prasse

JUTTA PRASSE Zur Übertragung

JUTTA PRASSE Der mörderische Konflikt.

Krimis, Kreativität, Karriere und das Begehren zu wissen

JUTTA PRASSE Die Wahnsinnigen bei Georg Büchner

MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN Rezension:

Jutta Prasse »Sprache und Fremdsprache«

TOBIAS FINIS Rezension:

Mai Wegener »Neuronen und Neurosen«

Berliner Brief No 8 Januar 2009

MARIANNE SCHULLER Zur Polysemie von ›Sex‹ und ›Geschlecht‹ im Deutschen

CLAUS-DIETER RATH Einige Bemerkungen zu Lacans Gründungserklärung

›Acte de fondation‹ (1964)

FRANÇOISE SAMSON Ende der Analyse?

MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN Corinne Fellahian:

La psychose selon Lacan, évolution d'un concept

Berliner Brief

Sonderheft No 1 »Die Haut«

Reader zum Kongress, Dezember 1999

CLAUS-DIETER RATH Einleitung

PROF. WOLFGANG MAAZ Haut-Bilder im Mittelalter

ERIK THOMANN »Wie Gott uns schuf«

Gedanken zur Geschichte der Freikörperkultur

JUTTA PRASSE Reine Haut

CORNELIUS TAUBER Außenhaut und Innenleben in der Architektur

MARIA KREUTZER Spinnweben und Panzer.

Haut-Transformationen in einigen Beispielen der bildenden Kunst

CLAUS-DIETER RATH Rubbelen

HELENA DOUKA VON BORMANN Die Haut – Das Goldene Vlies

ILSABE WITTE Nichts als die Wahrheit

DOMINIQUE JANIN Haut: Psychotische und psychosomatische Bruchstücke

BERNHARD SCHWAIGER Vom Zeichen zur Sprache

CLAUS VON BORMANN Körper und Haut Claus von Bormann

Sonderheft No 2 »Zerstörungslust«

Reader zum Kongress, Dezember 2001

CLAUS-DIETER RATH Einleitung

GÉRARD POMMIER Ist die Sexualität ein Überdruckventil des Todestriebes?

JUTTA PRASSE Das Kino der Zerstörungslust

NANETTE WINCENTY Faszination gewalttätiger Videospiele

ERIK THOMANN Das Zerstörungswerk

BERNHARD SCHWAIGER Gibt es eine Klinik des »üblen Subjekts«?

CLAUS-DIETER RATH Störung und Zerstörung

HELENA DOUKA VON BORMANN Keine Schmerzenslust?

DIETRICH PILZ Schlachtfest. On tue le cochon – ein Kind wird geschlagen

CHRISTIANE BUHMANN Das Genießen der Mütter und die Institution

ILSABE WITTE Die Angst der Väter

ROBIN CACKETT »Sissi pappt an mir wie Griesbrei.« Zur Zerstörung der Ideale

Sonderheft No 3 »Der Rede Wert. Psychoanalyse als Diskurerfahrung«, Reader zum Kongress, Dezember 2003

CLAUS-DIETER RATH Einleitung
JEAN-MARIE JADIN Der Psychoanalytiker bei der Arbeit
ERIK THOMANN Vom Tauschwert zum Mehrwert des Sprechens
JUTTA PRASSE Die kleinen Zutaten – Vom Wert des Sprachüberschusses
MARTINE LERUDE Was bedeutet ›l'art du bien dire‹ im Umgang mit Jugendlichen?
CHRISTIANE SCHRÜBBERS & ILSABE WITTE Über die Sigmund-Freud-Schule Berlin
MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN Das falsche Wort sagen, das heißt vernichtet werden
HANNELORE MAY Mein Unerhörtes. Vom Sprechen auf der Couch
BERNHARD SCHWAIGER Die Psychoanalytische Klinik als Sub-Version der Institution
DIETER PILZ Du hast mir nichts zu sagen!
JOHANNA BOSSINADE Nach Worten ringen. Über Ingeborg Bachmann ›Simultan‹
HELENA DOUKA VON BORMANN Reden-tragen
MARGARETE WEIDNER Das Exil der Sprache und die Sprache im Exil
CORNELIUS TAUBER »Künstler bilde, rede nicht«
DOMINIQUE JANIN-PILZ Muttersprache
NANNETTE WINCENTY Der zerbrochene Spiegel
CHRISTIANE BUHMANN Vom Einzug der Lerntheorie in die Psychoanalyse

Sonderheft No 4 »Familie nach Lacan«, Schaubplatz der Entwöhnung, des Eindringlings und des Ödipus, Reader zum Kongress, Dezember 2005 (vergriffen)

CLAUS-DIETER RATH Einleitung
JEAN-PIERRE LEBRUN Was kann die Psychoanalyse heute über die Familie sagen? Auflösung oder Fortbestand familiärer und anderer symbolischer Strukturen?
FRANK GROHMANN Familienbande und die Bildungen des Unbewussten
CORNELIUS TAUBER Familie und Elternhaus
NANNETTE WINCENTY Lenas heimatlose Familie – Ein behindertes Mädchen auf der Suche nach Halt
DOMINIQUE JANIN-PILZ Der Eintritt des Fremden in den Familienreigen
CHRISTIANE BUHMANN Super-Nanny – Analyse einer Fernsehsendung
MARGARETE WEIDNER Die ungleichen Brüder – Heinrich und Thomas Mann
MARTINE LERUDE Der elterliche Ödipuskomplex

HANNELORE MAY Familie Albert Speer
BERNHARD SCHWAIGER Vatermetapher, Identifizierung und Gesetz
MARIA KREUTZER Zur Vaterfunktion in Jeff Walls »Picknick der Vampire«
CLAUS-DIETER RATH Schlusswort

Sonderheft No 5 »Sexuelles Genießen – heute. Ende der Verdrängung?«, Reader zum Kongress, Dezember 2007

CLAUS-DIETER RATH Einleitung
MARCEL RITTER Die Einführung des Genießens bei Lacan
JEAN CLAM Die Gegenwart des Sexuellen
Zwischen déhiscence und Inständigkeit
CHRISTIANE BUHMANN Oralität. November 2007
JOHANNA BOSSINADE Psychoanalyse der Stimme
MARIA KREUTZER MEDUSA – vor und nach dem Blick
CORNELIUS TAUBER Einleitung zu Pier Paolo Pasolinis COMIZI D'AMORE (1963)
MARTINE LERUDE Verdrängung, Verleugnung, Zurückweisung
ILSABE WITTE »Ich sehe was, was du nicht siehst«.
Die Rätsel der kindlichen Phantasien
BERNHARD SCHWAIGER Zügellosigkeit, Verdrängung, Verurteilung – Jugendliche, Sexualität und Transgression
CLAUS-DIETER RATH Riech-Lust.
Zu Freuds »organischer Verdrängung« des Geruchssinns

Sonderheft No 6 »Wo Es war ...‹ Freud'sche ›Kulturarbeit‹ und die psychoanalytische Kur heute«, Reader zum Kongress, Dezember 2009

CLAUS-DIETER RATH Einleitung
ACHIM PERNER Trieb und Geist. Zum Verhältnis der Psychoanalyse zur Philosophie
FRANK GROHMANN Zu weit gehen. Die Kulturarbeit des Karikaturisten
JEAN CLAM Kultur der Schuld, Kultur der Unschuld.
Zum heutigen Wandel der Schuldstruktur des Begehrens
HANNELORE MAY Machwerke von Volker Braun und Wolfgang Hilbig erzählen, was ES (die DDR) war ...
ILSABE WITTE Witz und Kur

CORNELIUS TAUBER Über das Wohnen
TANJA JANKOWIAK Mythen der Gründung und der Selbstbegründung
PHILIPP SARASIN Charles Darwin als Theoretiker des Kulturellen
BERNHARD SCHWAIGER Zwischen Unbewusstem und Bewusstlosigkeit.
Anmerkungen zum Verhältnis von Psychoanalyse und Institutionspolitik
CLAUS-DIETER RATH Kulturprozess, Freud'sche Kulturarbeit,
psychoanalytische Arbeit

*Sonderheft No. 7 »Was in der psychoanalytischen Kur wirkt«
Reader zum Kongress, Dezember 2011*

CLAUS-DIETER RATH Einleitung
ANNEMARIE HAMAD Von der Geduld
KARL-JOSEF PAZZINI Bildungen des Unbewussten als Brückentechnologien
MARTIN JAN DONKER Christa Wolf: Stadt der Engel, oder The Overcoat of Dr. Freud
JEAN CLAM Der psychoanalytische Akt und sein Wirken
CHRISTIANE BUHMANN Trauma und Migration
DOMINIQUE JANIN-PILZ Übertragungen
GEORGETTE SCHOSSELER-PRUM »Lalangue« in die Augen schauen. Eine Textcollage
ILSABE WITTE Placebowirkung
CORNELIUS TAUBER Fame
SANDRINE AUMERCIER Die Dynamik der Grundregel. Umgänge mit den Einfällen
BERNHARD SCHWAIGER Wissen, Wahrheit und Wirkung
CLAUS-DIETER RATH Die »neuerliche Prüfung« als Ziel der Konstruktionen in der Analyse

FREUD]
LACAN]
Gesellschaft
Psychoanalytische Assoziation Berlin e.V.

KOORDINATOR
Cornelius Tauber
Tel. +49 30 417 144 91
koordination@freud-lacan-berlin.de

GESCHÄFTSFÜHRERIN
Dominique Janin-Pilz
Tel. +49 30 85 999 188
sekretariat@freud-lacan-berlin.de

KASSIERERIN
Christiane Buhmann
Tel. +49 30 213 52 63
CBuhmann@t-online.de

WEBSITE DER FLG
www.freud-lacan-berlin.de

BANKVERBINDUNG
Freud-Lacan-Gesellschaft
Commerzbank Berlin
IBAN: DE67 1004 0000 0572 7128 00
BIC: COBADEFFXX

SATZUNG
Die Satzung der Psychoanalytischen
Assoziation wird auf Wunsch von der
Geschäftsführerin zugesandt.

IMPRESSUM

REDAKTION

Robin Cackett
Hans-Werner Lehmann

GESTALTUNG

Ines Ebel

DRUCK

Buch- und Offsetdruckerei
H. Heenemann GmbH & Co. KG

REDAKTIONSADRESSE

c/o Robin Cackett
Genthiner Str. 6
10785 Berlin
Tel. +49 179 112 64 13
redaktion@freud-lacan-berlin.de